



universität  
wien

# DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation / Title of the Doctoral Thesis

„Zugehörigkeitskonstruktionen im Kontext von Migration  
am Beispiel von Biografien in Wien lebender SüdtirolerInnen“

verfasst von / submitted by

Mag. phil. Dietmar Meister

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on the student  
record sheet:

A 092 300

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt /  
field of study as it appears on the student record sheet:

Politikwissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Priv.-Doz. Mag. Dr. Karin Liebhart



Ich danke den Menschen, die bereit waren, ihre Lebensgeschichte mit mir zu teilen. Ein Dank geht auch an meine Bekannten und Verwandten, Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunde, die mich bei der Entstehung dieser Arbeit auf unterschiedliche Weise unterstützt haben. Nicht zuletzt danke ich Frau Karin Liebhart für ihre Unterstützung, ihre Anregungen und besonders für ihre Geduld.

Wien, 2017



# Inhaltsverzeichnis

|                                                                           |     |
|---------------------------------------------------------------------------|-----|
| Einleitung.....                                                           | 6   |
| 1. Das Forschungsfeld: SüdtirolerInnen in Wien .....                      | 13  |
| 1.1 Die historische Entwicklung Südtirols.....                            | 13  |
| 1.1.1 Die Zeit des Faschismus.....                                        | 15  |
| 1.1.2 Der Pariser Friedensvertrag und das Autonomiestatut von 1948....    | 18  |
| 1.1.3 Das neue Autonomiestatut von 1972 .....                             | 21  |
| 1.2 Südtirol heute .....                                                  | 24  |
| 1.3 Migration von SüdtirolerInnen .....                                   | 29  |
| 1.4 Der Aufnahmekontext.....                                              | 32  |
| 2. Die Forschungsperspektive: Biografie, Zugehörigkeit und Migration..... | 35  |
| 2.1 Biografie als bedeutende soziale Konstruktion.....                    | 36  |
| 2.2 Biografie als Produkt von Erzählungen .....                           | 43  |
| 2.2.1 Gestalttheoretische Grundlagen .....                                | 45  |
| 2.2.2 Erlebtes – Erinnerungtes – Erzähltes.....                           | 47  |
| 2.2.3 Zugzwänge des Erzählens und Kognitive Figuren .....                 | 51  |
| 2.2.4 Biografische Wendepunkte und Wandlungen .....                       | 56  |
| 2.2.4.1 Entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte .....             | 57  |
| 2.2.4.2 Sozial typisierte Statusübergänge.....                            | 59  |
| 2.2.4.3 Interpretationspunkte .....                                       | 60  |
| 2.2.4.4 Latente Wandlungsprozesse und totale Verwandlungen .....          | 61  |
| 2.3 Zugehörigkeit und Zugehörigkeitspolitik.....                          | 65  |
| 2.3.1 Zugehörigkeit - eine Begriffsbestimmung.....                        | 68  |
| 2.3.1.1 Zugehörigkeit und „Identität“ .....                               | 76  |
| 2.3.1.2 Multiple Zugehörigkeiten.....                                     | 78  |
| 2.3.1.3 Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit .....                        | 80  |
| 2.3.1.4 Prekäre Zugehörigkeit.....                                        | 86  |
| 2.3.2 Politik der Zugehörigkeit.....                                      | 90  |
| Exkurs: Das Thema „Südtirol“ in der österreichischen Politik .....        | 97  |
| 2.3.2.1 Zugehörigkeit und Partizipation durch Staatsbürgerschaft....      | 101 |
| 2.3.2.2 Der Zugang zur Staatsbürgerschaft .....                           | 105 |
| 2.3.2.3 Weitere Instrumente staatlicher Zugehörigkeitspolitik.....        | 109 |
| 2.4 Migrationsprozesse und ihre Folgen .....                              | 114 |
| 2.4.1 Transnationalisierung .....                                         | 116 |
| 2.4.2 Migration und Veränderung.....                                      | 120 |
| 2.4.3 Intra-europäische Migration .....                                   | 123 |
| 3. Forschungsfragen .....                                                 | 127 |
| 4. Methodologisches und methodisches Design der Studie .....              | 131 |
| 4.1 Grundlagen und Prinzipien der Interpretativen Sozialforschung .....   | 131 |
| 4.1.1 Das Prinzip der Kommunikation und das der Offenheit.....            | 138 |
| 4.1.2 Das Prinzip der Rekonstruktion und das der Sequenzialität .....     | 140 |
| 4.1.3 Das Prinzip der Abduktion.....                                      | 141 |
| 4.2 Das biografisch-narrative Interview .....                             | 144 |
| 4.2.1 Prinzipien der Gesprächsführung.....                                | 148 |
| 4.2.2 Die Transkription der Interviews.....                               | 153 |

|                                                                      |     |
|----------------------------------------------------------------------|-----|
| 4.3 Die biografische Fallrekonstruktion .....                        | 155 |
| 4.3.1 Prinzipien der rekonstruktiven Fallanalyse .....               | 159 |
| 4.3.2 Auswertungsschritte .....                                      | 161 |
| 4.3.2.1 Sequenzielle Analyse der biografischen Daten .....           | 163 |
| 4.3.2.2 Text- und thematische Feldanalyse .....                      | 166 |
| Exkurs: Textsorten .....                                             | 169 |
| 4.3.2.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte .....                      | 171 |
| 4.3.2.4 Feinanalyse .....                                            | 172 |
| 4.3.2.5 Kontrastierung: erzählten und erlebte Lebensgeschichte ..... | 174 |
| 4.3.2.6 Typenbildung .....                                           | 175 |
| 4.4 Die Rekrutierung des Samples .....                               | 177 |
| 5. Der Forschungsprozess .....                                       | 183 |
| 5.1 Rekrutierung der interviewten Personen .....                     | 183 |
| 5.2 Der Verlauf der Interviews .....                                 | 188 |
| 5.3 Auswahl der präsentierten Fälle .....                            | 192 |
| 6. Falldarstellungen .....                                           | 194 |
| 6.1 Der Fall Adam Moser .....                                        | 196 |
| 6.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewverlauf .....                     | 196 |
| 6.1.2 Analyse der biografischen Daten .....                          | 199 |
| 6.1.2.1 Biografische Daten .....                                     | 200 |
| 6.1.2.2 Hypothesen zu den Daten des gelebten Lebens .....            | 201 |
| 6.1.2.3 Strukturhypothese des gelebten Lebens .....                  | 205 |
| 6.1.3 Text- und thematische Feldanalyse .....                        | 207 |
| 6.1.3.1 Sequenzierung der Selbstpräsentation .....                   | 208 |
| 6.1.3.2 Analyse der Selbstpräsentation .....                         | 212 |
| 6.1.3.3 Strukturhypothese des erzählten Lebens .....                 | 221 |
| 6.1.4 Rekonstruktion der Fallgeschichte .....                        | 225 |
| Analyse des erlebten Lebens .....                                    | 225 |
| 6.1.5 Feinanalyse .....                                              | 231 |
| Strukturergebnisse der Feinanalyse .....                             | 235 |
| 6.1.6 Kontrastierung: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte .....    | 236 |
| 6.1.7 Typenbildung .....                                             | 240 |
| 6.2 Der Fall Martin Zeller .....                                     | 244 |
| 6.2.1 Kontaktaufnahme und Interviewverlauf .....                     | 244 |
| 6.2.2 Biografische Daten .....                                       | 245 |
| 6.2.3 Text- und thematische Feldanalyse .....                        | 255 |
| 6.2.4 Rekonstruktion der Fallgeschichte .....                        | 270 |
| 6.2.5 Feinanalyse .....                                              | 275 |
| 6.2.6 Kontrastierung: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte .....    | 278 |
| 6.2.7 Typenbildung .....                                             | 284 |
| 6.3 Der Fall Irina Gruber .....                                      | 289 |
| Typenbildung .....                                                   | 306 |
| 7. Vergleich der rekonstruierten Biografien .....                    | 309 |
| 8. Fazit .....                                                       | 314 |
| Literaturverzeichnis .....                                           | 325 |
| Abstract .....                                                       | 341 |

# Einleitung

Die zentrale Frage, der in der vorliegenden Arbeit nachgegangen wird, ist die nach den Auswirkungen des Migrationsprozesses auf die subjektiven Zugehörigkeitskonstruktionen von MigrantInnen. Am Beispiel von Biografien in Wien lebender SüdtirolerInnen werden deren Handlungs- und Orientierungsmuster analysiert – einerseits um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass SüdtirolerInnen im Migrationskontext bis dato nur selten Gegenstand wissenschaftlicher Forschung waren; andererseits mit dem Ziel, einen wissenschaftlich, aber auch politisch relevanten Beitrag zum Thema zu leisten.

Zugehörigkeit wird hier nicht als statisch, unveränderbar oder gar „angeboren“ betrachtet, sondern als konstruiert, dynamisch und wandelbar. Dementsprechend ist für die vorliegende Studie mit dem biografisch-narrativen Interview eine Erhebungsmethode gewählt worden, die alle Möglichkeiten der Positionierung und Nicht-Positionierung offenlässt und es ermöglicht, Veränderungen von individuellen Zugehörigkeitskonstruktionen nachzuzeichnen. Mittels empirisch gesättigter Fallrekonstruktionen soll die Entwicklung natio-ethno-kultureller Zugehörigkeiten bzw. Nicht-Zugehörigkeiten der BiografInnen rekonstruiert werden, um letztlich zu theoretischen Verallgemeinerungen zu gelangen, die in weiteren oder in Bezug zu anderen empirischen Analysen diskutiert, bestätigt, verworfen oder erweitert werden können.

Im ersten Kapitel der Arbeit wird das Forschungsfeld skizziert, indem zunächst kurz auf die Geschichte Südtirols (Kapitel 1.1) und auf die aktuelle politische, ökonomische und soziale Situation in Südtirol (Kapitel 1.2) eingegangen wird. Letztere kann zwar als stabil betrachtet werden; gleichzeitig ist es jedoch denkbar, dass der historisch begründete, politische Konflikt rund um die Forderung nach (mehr) Selbstbestimmung in Zukunft wieder an Intensität gewinnt.

Die Grundlage dafür bilden sowohl wiederkehrende Ethnisierungstendenzen als auch die institutionalisierte Trennung der südtiroler Bevölkerung durch zugehörigkeitspolitische Instrumente wie den „ethnischen Proporz“ und die „Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung“. In der Alltagspraxis spiegelt sich diese Trennung vor allem in ruralen Gegenden, zum Teil aber auch in den urbanen Zentren, eher als Nebeneinander denn als Miteinander wider (vgl. Zappe 1996). Die Sichtung der Literatur zeigt, dass das Thema Südtirol in der Wissenschaft vor allem aus historischer (vgl. u.a. Steininger 1997, 2012; Peterlini, H. 2012), juristischer (vgl. z.B. Peterlini, O. 2012) und soziolinguistischer Perspektive (vgl. z.B. Egger 2001) behandelt worden ist. Wissenschaftliche Studien, die Zugehörigkeiten von SüdtirolerInnen behandeln, sind selten (Eisermann 1981; Langer 1996; Gallenmüller-Roschmann und Wakenhut 1999; Zappe 1996).

Gegenwärtige Migrationsprozesse von Südtirol nach Österreich (Kapitel 1.3) beruhen aber vordergründig nicht auf politischen oder wirtschaftlichen Motiven; vielmehr deutet alles darauf hin, dass die meisten SüdtirolerInnen ihren Lebensmittelpunkt nach Österreich verlegen, um ein Studium zu beginnen – wobei Wien nach Innsbruck das zweitbeliebteste Ziel der SüdtirolerInnen ist (vgl. ASTAT 2017a).

Österreich (und speziell Wien) ist aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Stabilität seit Jahrzehnten Ziel vieler MigrantInnen (Kapitel 1.4), die aus unterschiedlichsten Motiven nach Österreich migrieren. Dass immer mehr Menschen mit dem Ziel zu studieren nach Österreich kommen, zeigt sich an den steigenden Zahlen nicht-österreichischer Studierender an Österreichs Hochschulen (vgl. Medienservicestelle 2016). Dabei ist Wien aufgrund seiner Vielzahl an universitären Einrichtungen österreichweit der Hauptanziehungspunkt. Nach einer eigenen Schätzung (vgl. S. 34) lebten im Jahr 2016 allein 6.000 bis 7.000 Menschen aus Südtirol in Wien.

Inwieweit der historische Hintergrund und die institutionalisierte und politische, aber auch oft alltagsweltliche Trennung der Südtiroler Bevölkerung nach „Sprachgruppen“ die Zugehörigkeitskonstruktionen von Menschen beeinflusst,

soll im Rahmen der Fallrekonstruktionen genauso analysiert werden wie die Migrationsmotive und das Zustandekommen der Migrationsentscheidung, und nicht zuletzt die Auswirkungen dessen, dass viele aus ländlichen Gegenden stammende StüdtirolerInnen in Wien mit den Anforderungen einer Großstadt konfrontiert werden.

In Kapitel 2 wird zunächst auf die Biografie als soziale Konstruktion und auf ihre Rolle in der modernen Gesellschaft eingegangen. Großkonstrukte wie Religion, Nation, Klasse oder auch Familie haben in den vergangenen Jahrzehnten an integrativer Kraft verloren. Gleichzeitig hat die sozial konstruierte und subjektiv sinnhafte Biografie in vielen Fällen die Aufgaben von Erfahrungsorganisation und Handlungsorientierung übernommen (vgl. u.a. Eßer/Zinn 2001). Die eigene Biografie kann dazu dienlich sein, Diskontinuitäten zu verarbeiten bzw. Veränderungen in den Lebensweg zu integrieren. Inwieweit Migrationserfahrungen als (Dis)Kontinuitäten wahrgenommen werden und inwieweit sie biografisch relevant sind, sind die für die vorliegende Arbeit relevanten Fragen, die sich hieraus ableiten lassen (vgl. Kapitel 2.1).

In Kapitel 2.2 wird Biografie als Produkt von Erzählungen beschrieben. Auch wenn sich das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit vor allem auf Veränderungen im Zusammenhang mit Migrationsprozessen konzentriert, ist es notwendig, die gesamte Lebensgeschichte einer Person zu erfahren, um Lebensereignisse und Veränderungsprozesse richtig verorten zu können. Nur so kann unter anderem analysiert werden, ob Migrationsprozesse biografische Wendepunkte darstellen, die einen Biografen bzw. eine Biografin zur Reinterpretation ihrer bzw. seiner Lebensgeschichte veranlassen.

Das Thema Zugehörigkeit (Kapitel 2.3ff) gewinnt in den Sozialwissenschaften seit einigen Jahren an Bedeutung, was sich an der Zunahme wissenschaftlicher Publikationen zum Thema zeigt. Eines für die vorliegende Arbeit interessantesten Werke ist „Biography and Ethnicity“ (Köttig et al. 2009), in dem die Prozesse hinter der Herausbildung und der Transformation kollektiver Zugehörigkeiten verschiedener Gruppen von MigrantInnen in unterschiedlichen sozialen Kontexten untersucht werden. Wie verschiedene Lebensbedingungen

und diverse gesellschaftliche Kontexte die Entwicklung von Zugehörigkeiten beeinflussen, steht auch im Zentrum des von Gabriele Rosenthal gemeinsam mit Artur Bogner herausgegebenen Werkes „Ethnicity, Belonging and Biography. Ethnographical and Biographical Perspectives“ (Rosenthal und Bogner 2009). Auf weitere Studien (u.a. Permoser und Rosenberger 2012; Strasser 2009; Yuval Davis 2006, 2011) wird im Rahmen der Kapitel 2.3ff genauer eingegangen.

Zugehörigkeitskonstruktionen (vgl. Kapitel 2.3ff) werden laut bisherigen Erkenntnissen vor allem dann biografisch relevant, wenn sie unsicher bzw. umstritten sind oder bedroht werden (vgl. Mecheril 2003). Im Zusammenhang mit Migration lassen sich unsichere Zugehörigkeitskonstruktionen, vor allem als Folge der Veränderung des sozialen Umfeldes sowie des Bruches mit gewohnten Verhaltensweisen und Strukturen, relativ häufig beobachten (vgl. Menz 2009); darüber hinaus können in Bezug auf Südtirol auch die Zugehörigkeitskonstruktionen vieler Nicht-MigrantInnen aufgrund der vielfältigen, wiederkehrenden Versuche ihrer politischen Mobilisierung als prekär eingestuft werden. Für eine wissenschaftliche Untersuchung sind Zugehörigkeiten von MigrantInnen aus Südtirol darum besonders interessant.

Weil Zugehörigkeitskonstruktionen aus Erfahrungen gespeist werden, darunter Fremdheitserfahrungen, Zuschreibungen und Gemeinschaftserfahrungen, gilt es hierzu konkret die Frage zu beantworten, welche Erfahrungen im Migrationsprozess die subjektiven Zugehörigkeitskonstruktionen einer Biografin bzw. eines Biografen auf welche Weise beeinflussen.

Neben der (biografisierenden) Verbundenheit zu einem Kontext verweist Zugehörigkeit – wie Mecheril (2003) schreibt – auf formelle und informelle Mitgliedschaft sowie auf Wirksamkeit bzw. Handlungsfähigkeit. Alle drei Aspekte finden sich in verschiedenen zugehörigkeitspolitischen Projekten wieder (vgl. Kapitel 2.3.2). Zur Zugehörigkeitspolitik gehören Diskurse und Regelungen bezüglich natio-ethno-kultureller (Mehrfach-)Zugehörigkeiten genauso wie bezüglich des Zugangs zur Staatsbürgerschaft und der mit dieser verbundenen Rechte und Pflichten. Wie sich einerseits der vergleichsweise restriktive Zugang

zur österreichischen Staatsbürgerschaft und die damit einhergehende Einschränkung politischer Partizipationsmöglichkeiten, und andererseits die EU-weit gültigen Regelungen bezüglich Freizügigkeit und Nicht-Diskriminierung sowie der von Österreichs politischen Akteuren zwar unterschiedlich gestaltete, aber stets in irgendeiner Weise inkludierende öffentliche Diskurs über Südtirol auf die Gestaltung subjektiver Zugehörigkeitskonstruktionen von MigrantInnen aus Südtirol auswirkt, ist daher eine weitere für diese Arbeit relevante Frage. Es soll auch eruiert werden, inwieweit in den Biografien Handlungen zu identifizieren sind, die auf Anerkennung abzielen, und inwieweit die BiografInnen natio-ethno-kulturelle Mehrfach-Zugehörigkeiten und transnationale Verortungen (vgl. Kapitel 2.4.1) bzw. Nicht-Zugehörigkeiten entwickeln.

Im Abschnitt über Migration und Veränderung (Kapitel 2.4.2) wird aufgezeigt, dass soziale Netzwerke im Migrationsprozess und speziell in Krisensituationen eine bedeutende Rolle spielen. Es wird auch beschrieben, wie Migrationserfahrungen zu partiellen Wandlungen oder vollständigen Verwandlungen führen können. Daraus ergeben sich für die vorliegende Arbeit folgende Fragen: Inwieweit sind in den analysierten Biografien Krisensituationen festzustellen? Welche Veränderungen ergeben sich daraus? Und welche subjektive Bedeutung nehmen dabei soziale Netzwerke ein?

Das Kapitel über Intra-europäische Migration (Kapitel 2.4.3), in dem die Verschiedenartigkeit gegenwärtiger innereuropäischer Wanderungsbewegungen dargelegt wird, verweist zum einen nochmals auf die Notwendigkeit von Fallanalysen, zum anderen richtet die Arbeit damit den Fokus auf die biografische Zukunft der interviewten Personen: Betrachten diese ihre Zeit in Wien vor allem als Studienzeit mit vorhersehbarem Ende, gefolgt von einer Remigration nach Südtirol (bzw. dem Weiterwandern an einen anderen Ort), oder interpretieren sie Wien als ihren (neuen) Lebensmittelpunkt, an dem sie auch ihre Zukunft verorten? Und welche Faktoren beeinflussen die jeweilige Interpretation?

Den Abschluss dieses ersten großen Blocks der Arbeit bildet schließlich eine Zusammenfassung der bisherigen Erkenntnisse und die Konkretisierung der Forschungsfragen (Kapitel 3).

Im zweiten Block der Arbeit (Kapitel 4ff) hat die eigentliche empirische Untersuchung ihren Platz – beginnend mit der Einführung in die methodische und methodologische Anlage der Studie. Zunächst werden die Grundlagen und Prinzipien der Interpretativen Sozialforschung dargelegt (Kapitel 4.1).

Mit der Erhebungsmethode des biografisch-narrativen Interviews (vgl. u.a. Schütze (1983) und Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997)), beschäftigt sich Kapitel 4.2, in dessen Rahmen auch die Prinzipien der Gesprächsführung besprochen und die Transkription der Interviews konkretisiert werden.

Die Biografieforschung, deren Beginn sowohl in der Psychologie als auch in der Soziologie in den 1920er Jahren zu verorten ist, hat in den letzten 40 Jahren ein umfangreiches Instrumentarium entwickelt (vgl. u.a. Fischer/Kohli 1987; Fischer-Rosenthal 1996; Rosenthal 1987; Schütze 1983). Heutzutage erstreckt sich die Biografieforschung auf viele Bereiche der Soziologie<sup>1</sup>, aber auch auf die Erziehungswissenschaften (z.B. Krüger und Marotzki 1999), die Geschichtswissenschaften (z.B. Bornat 2004) und die Psychologie (z.B. Bar-On 2004). Die (deutschsprachige) Politikwissenschaft hat sich – abgesehen von akademischen Abschlussarbeiten – mit wenigen Ausnahmen (wie der Studie von Permoser und Rosenberger 2012) bisher kaum auf die Biografieforschung gestützt. Für die vorliegende Arbeit zentral ist die grundlagentheoretische Arbeit von Gabriele Rosenthal, mit der sie den Biografieansatz mit Hilfe gestalttheoretischer Überlegungen weiterentwickelt hat. Rosenthal hat auch die Auswertungsmethode der biografischen Fallrekonstruktion (Kapitel 4.3), die in der vorliegenden Studie zur Anwendung kommt, entscheidend mitentwickelt.

---

<sup>1</sup> Es liegen – beispielsweise - Arbeiten zu berufsbiographischen Verläufen (Alheit und Dausien 1985; Brose 1986), zu Migrationsverläufen (Apitzsch 1999; Breckner 2005; Schulze 2006), zu Krankheit und Biographie (Fischer 1986; Hildenbrand 1983; Riemann 1988), zu Religion und Biographie (Wohlrab-Sahr 1995), zu Biographie und Geschlecht (Dausien 1996), zur politischen Sozialisation von rechtsextremen Jugendlichen (Inowlocki 2000; Köttig 2004) und zur biografischen Bedeutung des Nationalsozialismus (Rosenthal 1997) vor.

In Kapitel 4.4 wird auf die Rekrutierung und Zusammensetzung des 15 Personen umfassenden Samples eingegangen, bevor in Kapitel 5 der konkrete Forschungsprozess nachgezeichnet wird.

Im Anschluss an die Auswahlbegründung werden in Kapitel 6 die extensiv rekonstruierten Einzelfälle vorgestellt und die empirischen Einzelfallergebnisse präsentiert. Die Präsentation ist grundsätzlich ergebnisorientiert gestaltet, wobei der Auswertungsprozess anhand von Beispielen aus den rekonstruierten Fällen intersubjektiv nachvollziehbar gemacht werden soll. Kapitel 7 besteht aus der Kontrastierung der Einzelfälle, der Typenbildung und der theoretischen Diskussion der fallübergreifenden Ergebnisse.

In Kapitel 8 werden schließlich im Rahmen eines Fazits die konkreten Forschungsfragen wieder aufgegriffen und mit Blick auf die empirischen Ergebnisse diskutiert werden.

# 1. Das Forschungsfeld: SüdtirolerInnen in Wien

Dieses Kapitel dient der Einführung in das Forschungsfeld und die Forschungsperspektiven. Damit soll der theoretische und konzeptuelle Rahmen entwickelt werden, in dem die Interviews und die Auswertung derselben durchgeführt wurden.

„Historische Einflüsse sind eine der augenfälligsten und am meisten vernachlässigten Tatsachen bei der Untersuchung des Lebens von Menschen...“, schreiben Elder und Rockwell (1978: 78). Um also die historischen Konturen des Forschungsfeldes abzustecken und um zu verdeutlichen, wo die untersuchten Fälle darin zu verorten sind, folgt eine kurze Darstellung der Geschichte Südtirols<sup>2</sup>, die in der Beschreibung der gegenwärtigen ökonomischen, politischen und sozialen Situation mündet, bevor auf die Migration von SüdtirolerInnen sowie auf Österreich bzw. Wien als Aufnahmekontext eingegangen wird.

## 1.1 Die historische Entwicklung Südtirols

1861 wurde mit der Gründung des Königreichs Italien die Idee des „Risorgimento“, einen italienischen Nationalstaat zu erschaffen, verwirklicht. In der darauffolgenden Zeit gewann die Ideologie des „Irrendentismo“ immer mehr Bedeutung. Dieser zufolge sollten noch nicht in den Staat eingegliederte, vorwiegend italienischsprachige Gebiete - vor allem Triest und Trient – Teil des neu geschaffenen Königreichs werden, was Österreich-Ungarn zum Hauptgegner der „Irrendentisten“ machte (genauso wie das heutige Südtirol gehörten Triest und Trient bis 1918 zur Österreich-Ungarischen Monarchie). Einige radikale Verfechter des Irredentismus stellten Gebietsansprüche bis an

---

<sup>2</sup> Für eine ausführliche Darstellung der Geschichte Südtirols vom Ersten Weltkrieg bis ins 21. Jahrhundert siehe vor allem: Steininger, Rolf (2012); zuletzt auch: Peterlini, H. (2012). Frühere Darstellungen finden sich u.a. bei Gatterer, Claus (1968); Steurer, Leopold (1980).

die heutige Brenner-Grenze und „belegten“ diese mit der von Ettore Tolomei erfundenen „Wasserscheidentheorie“, der zufolge Italien ein natürliches Anrecht auf das Gebiet des heutigen Südtirol hätte. Tolomei war es auch, der den bis heute existierenden Namen „Alto Adige“ (frei übersetzt: Hochetsch bzw. Obere Etsch) und italienische Bezeichnungen für nahezu alle deutschen und ladinischen Orts-, Berg-, Tal- und Flussnamen erfand und in dem von ihm 1906 gegründeten Jahrbuch „Archivio per l'Alto Adige“ veröffentlichte. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs war Tolomei mit seiner „Wasserscheidentheorie“ unter den „Irredentisten“ isoliert; ihre Mehrheit lehnte die Annexion des hauptsächlich deutschsprachigen Südtirol ab.

Als im Sommer 1914 der Krieg ausbrach, erklärte sich Italien zunächst neutral und begann, mit beiden kriegführenden Parteien Verhandlungen zu führen. 1915 wurde der geheime Londoner Vertrag unterzeichnet, mit dem England und Frankreich Italien im Falle eines Kriegseintritts auf Seiten der Entente die Grenze bis zum Brenner zusicherten. Darauf erklärte Italien zunächst Österreich-Ungarn und 1916 auch Deutschland den Krieg. Als 1918 der Erste Weltkrieg zu Ende ging, besetzten die italienischen Truppen das Gebiet von Tirol bis zur Brenner-Grenze. Im Friedensvertrag von Saint Germain wurde Südtirol dann auch politisch zu Italien geschlagen. Auflagen für den (schützenden) Umgang des neuen Regimes mit der deutsch- und ladinischsprachigen Bevölkerung – zu dieser Zeit lebten etwa 200.000 Deutschsprachige, 10.000 Ladinischsprachige und 15.000 Italienischsprachige in Südtirol<sup>3</sup> - waren darin nicht vorgesehen. Trotz einer relativ liberalen italienischen Verwaltung, die die Geschicke Südtirols in den Jahren zwischen 1919 und 1922 bestimmte, wurden auch in dieser Zeit keine rechtlichen Absicherungen oder autonome Zugeständnisse für die deutsch- und ladinischsprachigen BewohnerInnen getroffen.

---

<sup>3</sup> Die Angaben richten sich nach der Gebrauchssprache und sind dem Volkszählungsergebnis von 1921 entnommen. Zu den aufgeführten Gruppen kamen noch ca. 25.000 Staatsfremde, sogenannte „Altösterreicher“ hinzu, von denen fast alle deutschsprachig waren. Vgl.: Freiberg 1989, S. 156.

### **1.1.1 Die Zeit des Faschismus**

Im Oktober 1922 ergriffen die Faschisten unter Diktator Mussolini die Macht in Italien. Für Südtirol verfolgten sie den Plan, das Land und seine Bevölkerung zu „italianisieren“.<sup>4</sup> Mussolini ernannte Ettore Tolomei zum Senator und seine Thesen von der „Italianität“ Südtirols erhielten einen so gut wie amtlichen Charakter (vgl. Forcher 1984, S. 220). Tolomei wiederum richtete in Bozen ein „Kommissariat für die Sprache und Kultur des Oberetsch“ (ebd.) ein. Im Juli 1923 verkündete Tolomei in Bozen ein Italianisierungsprogramm, das 32 Punkte umfasste und in der Folgezeit umgesetzt werden sollte. Das Programm sah vor, dass alles, was „deutsch“ war, verschwinden und durch „Italienisches“ ersetzt werden sollte. So wurde der Deutschunterricht verboten und Italienisch zur ausschließlichen Amts- und Unterrichtssprache erhoben. Orts- und Familiennamen wurden italianisiert, der Name Tirol gestrichen und für Südtirol nur noch die Bezeichnung „Alto Adige“ erlaubt. Dazu wurde in jeder Gemeinde eine faschistische Verwaltung installiert, die Presse zensiert und Vereine, die sich den faschistischen Regeln nicht unterwarfen, verboten. Das Italianisierungsprogramm sah Maßnahmen für alle Lebensbereiche vor: So wurden unter anderem alle Leitungsfunktionen in zentralen Unternehmen wurden von Faschisten übernommen, Neubauten mussten im „italienischen Stil“ errichtet werden, deutsche Lieder wurden verboten. Außerdem setzte das faschistische Regime auf die Macht der Symbole und errichtete – neben zahlreichen anderen Monumenten - zwischen 1926 und 1928 das bis heute existierende „Siegesdenkmal“ in Bozen (vgl. Freiberg 1989, S. 248).

Mitte der 1930er Jahre wurde die Italianisierungspolitik durch eine offensive Zuwanderungs- und Ansiedlungspolitik („Majorisierungspolitik“) verstärkt, mit der versucht wurde, die deutschsprachige Bevölkerungsmehrheit zur zahlenmäßigen Minderheit zu machen. In Bozen wurden Grundstücke enteignet und darauf Industrieanlagen errichtet – unter anderem Zweigbetriebe der

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu u.a. Verdorfer 1990.

Lancia-Werke von Turin, der Stahlwerke von Mailand und der Montecatini-Aluminiumwerke -, um in großem Ausmaße Arbeitsplätze für italienische Arbeiter zu schaffen (vgl. Südtiroler Landesregierung 1993, S. 26). Mit der Ansiedlung der Industriebetriebe veränderte sich das bis dahin vor allem handwerklich, kommerziell und landwirtschaftlich geprägte Wirtschaftsleben sowie die Bevölkerungsstruktur Südtirols. Waren es 1921 noch etwa 27.000, lebten Ende der 1930er Jahre rund 81.000 ItalienerInnen in Südtirol (vgl. ASTAT 1998) – die Bevölkerungsmehrheit war aber weiterhin deutschsprachig.

1939 vereinbarte Mussolini mit Hitler ein Umsiedlungsabkommen, welches die deutsch- und ladinischsprachigen SüdtirolerInnen vor die Wahl stellte, in Gebiete des Deutschen Reiches auszusiedeln oder mit der italienischen Staatsangehörigkeit in Südtirol zu bleiben. Die unter dem Namen „Option“ laufende Umsiedlungsaktion führte zu tiefgehenden Auseinandersetzungen zwischen den deutsch- und ladinischsprachigen Aussiedlungswilligen, die auch als die „Geher“ bezeichnet wurden, und denjenigen, die beabsichtigten, das Land nicht zu verlassen, den sogenannten „Dableibern“. Mit massiver Propaganda für die (Entscheidung zur) Abwanderung, aber auch mittels Einschüchterung, wurde erreicht, dass rund 86 Prozent der Befragten für den Weggang stimmten (vgl. Gatterer 1968, S. 615f). Der Kriegsbeginn verhinderte schließlich die Umsiedlung des größten Teils der Bevölkerung, nachdem ca. 70.000 Menschen Südtirol verlassen hatten, von denen die meisten nach Nord- und Osttirol auswanderten und von denen rund ein Drittel nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Südtirol zurückkehrte.

1943 besetzten Truppen der Deutschen Wehrmacht weite Gebiete Italiens, Südtirol wurde Teil der „Operationszone Alpenvorland“ (vgl. Gatterer 1968, S. 768f). Die sogenannten Nationalsozialisten übernahmen Polizei, Verwaltung, Kriegswirtschaft und andere zentrale Stellen und damit für zwanzig Monate die Herrschaft in Südtirol. Darunter litten vor allem die „Dableiber“, also jene die sich 1939 für den Verbleib in Südtirol entschieden hatten. „Die ersten und eigentlichen Opfer des Nazismus in Südtirol waren nicht die Italiener, sondern

die Südtiroler Italienoptanten. [...] Gestapo und SOD<sup>5</sup> machten sofort nach dem 9. September 1943 Jagd auf die führenden Köpfe der Dableiber oder Heimattreuen.“ (Gatterer 1968, S. 768f) Außerdem wurden unter der nationalsozialistischen Herrschaft Einberufungsbefehle an Südtiroler ausgestellt; wer sich dem Einberufungsbefehl entzog oder der Anordnung durch Weigerung nicht Folge leistete, konnte mit dem Tode bestraft werden (Südtiroler Landesregierung 1993, S. 28).<sup>6</sup> Nach Ende des Zweiten Weltkriegs, im Mai 1945, vereinbarten die Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht in Italien und die Alliierten einen Waffenstillstand. Noch im selben Jahr gründete sich aus der Südtiroler Widerstandsbewegung gegen die Option und die NS-Herrschaft die Südtiroler Volkspartei (SVP), die für das „Selbstbestimmungsrecht“ forderte und auf eine Angliederung an Österreich hinarbeitete. Diese wurde von den Großmächten aus verschiedenen politischen Erwägungen heraus abgelehnt.<sup>7</sup>

Die politischen Fronten zwischen den Sprachgruppen in Südtirol waren verhärtet. Gatterer (1968, S. 876) beschrieb als Merkmale für die italienische Politik zu dieser Zeit: das absolute Unverständnis und die Intoleranz gegenüber dem Verlangen nach dem „Selbstbestimmungsrecht“, die Verdächtigung aller deutschsprachigen SüdtirolerInnen als Nazis, die Tolerierung einer neuen Zuwanderungswelle, die viele in der Republik von Salò kompromittierte Faschisten ins Land brachte, sowie die direkte Fortsetzung der faschistischen Politik, die sich unter anderem in der weiteren Italianisierung der

---

<sup>5</sup> Der Südtiroler-Ordnungsdienst (SOD) war direkt nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ins Leben gerufen worden und arbeitete in allen Gemeinden als lokale Polizeitruppe. Seine Mitglieder kamen vor allem aus dem Kreis der „Optanten“ für Deutschland.

<sup>6</sup> Insgesamt wurden in der Regierungszeit der Nationalsozialisten 166 deutsche und ladinische Südtiroler aus politischen Gründen in Konzentrationslager gebracht. 21 von ihnen starben dort oder wurden hingerichtet. Von den 14 erschossenen Südtirolern hatten die meisten den Dienst in der deutschen Armee verweigert. (vgl. Pfaundler 1958, S. 462f)

<sup>7</sup> Nach Ansicht der Großmächte wären für Italien beim Verlust der Brenner-Grenze die Friedensbedingungen zu hart gewesen, da von dem italienischen Staat bereits Reparationen gefordert wurden, seine Kolonien verloren gingen, die Hafenstadt Triest zu einem Freistaat unter amerikanischer und englischer Besetzung deklariert wurde und das istrische Hinterland unter die Verwaltung Jugoslawiens kam. Die Brenner-Grenze sollte auch unter der Überlegung bestehen bleiben, dass die Sowjetunion bei einer möglichen größeren Einflussnahme auf Österreich nicht noch stärker in den Südwesten Europas vordringen könnte. (vgl. Forcher 1984, S. 242f.)

Gemeindeverwaltung niederschlug. Die Politik der deutsch- und ladinischsprachigen SüdtirolerInnen, vertreten durch die SVP, markierten laut Gatterer (ebd.) vor allem folgende Elemente: das so gut wie totale Unverständnis für die Lage der Italiener im Lande und das Fehlen jeder Überlegung über deren künftige Rolle, das Unvermögen zu begreifen, dass die NS-Herrschaft bei vielen ItalienerInnen einen schwer überwindbaren Schock ausgelöst hatte, der den Gedanken an einen möglichen Anschluss Südtirols an Österreich zumindest als abschreckend erscheinen ließ sowie die Verdrängung des einstigen politischen Naheverhältnis vieler SüdtirolerInnen zur NS-Politik und -Ideologie aus dem Bewusstsein.

### ***1.1.2 Der Pariser Friedensvertrag und das Autonomiestatut von 1948***

Mit dem Pariser Friedensvertrag von 1946 wurde Südtirol abermals Italien zugesprochen. Ein Zusatzvertrag zwischen dem österreichischen Außenminister und dem italienischen Ministerpräsidenten, das sogenannte „Gruber-Degasperi-Abkommen“, beinhaltete jedoch eine allgemeine Zusicherung, der deutschsprachigen Bevölkerung kulturellen und wirtschaftlichen Schutz zu gewähren<sup>8</sup>, sowie konkrete gesetzliche Maßnahmen zum Schutz der deutschen Sprachgruppe. So sollte der Volks- und Mittelschulunterricht in der Muttersprache geführt werden, die deutsche und italienische Sprache in den öffentlichen Ämtern, bei amtlichen Urkunden sowie bei den zweisprachigen Ortsbezeichnungen sollten gleichgestellt werden, die italianisierten Familiennamen konnten wieder durch die ursprünglichen Namen ersetzt werden und es sollte Gleichberechtigung hinsichtlich der Einstellung in öffentliche Ämter geschaffen werden (vgl. Pfaundler 1958, S. 85f). Vor allem

---

<sup>8</sup> In dem Pariser Vertrag vom 5. September 1946 heißt es wörtlich: „1\* - German speaking inhabitants of the Bolzano Province and of the neighbouring bilingual townships of the Trento Province will be assured a complete equality of rights with the Italian-speaking inhabitants, within the framework of special provisions to safeguard the ethnical character and the cultural and economic development of the German-speaking element“ (Südtiroler Landesregierung 1993, S. 30f).

aber wurde im „Gruber-Degasperi-Abkommen“ vorgesehen, der Bevölkerung der das Gebiet Südtirols umfassenden Provinz Bozen eine Autonomie zu gewähren. Italien verpflichtete sich, innerhalb eines Jahres in Absprache mit Österreich, die Studientitel anzuerkennen, den freien Warenaustausch zu garantieren und eine Revision der „Option“ vorzunehmen.

Am 31. Jänner 1948 genehmigte die italienische Nationalversammlung das erste Autonomiestatut für die Provinzen Bozen und Trient. Beide Provinzen waren zur Region Trentino-Südtirol mit einem regionalen Parlament und einer Regionalregierung zusammengeschlossen worden. Zwar hatten Bozen und Trient jeweils eigene Landtage und Landesregierungen, doch lag der größte Teil der politischen Kompetenzen auf der regionalen Ebene. Der Zweck dahinter war, die deutschsprachigen SüdtirolerInnen auf regionaler Ebene zur zahlenmäßigen Minderheit zu machen. Für die Provinz Bozen fielt in diesem Zuge nur eine Unterautonomie ab, und auch diese fand – genauso wie fast alle anderen im „Pariser Vertrag“ vorgesehenen Maßnahmen<sup>9</sup> - keine praktische Umsetzung. (vgl. Südtiroler Landesregierung 1993, S. 33).

Die Ansiedlung von ItalienerInnen in Südtirol hielt in den Folgejahren an; zwischen 1946 und 1952 wanderten rund 60.000 ItalienerInnen zu. Die Unzufriedenheit in Südtirol über Nicht-Erfüllung des Autonomiestatus und der Unmut über die Zuwanderung heizten das politische Klima weiter an. Die Lage spitzte sich zu, als 1956 von deutschsprachigen Südtirolern die ersten Sprengstoffanschläge verübt wurden, und die politischen Spannungen erreichten ihren vorläufigen Höhepunkt, als am 17. November 1957 eine Kundgebung auf Schloss Sigmundskron bei Bozen stattfand.<sup>10</sup> In seiner Ansprache vor rund 35.000 Menschen forderte der ein halbes Jahr zuvor zum SVP-Parteiboss gewählte Silvius Magnago mit der Parole „Los von Trient“

---

<sup>9</sup> Allein die „Optantenfrage“ wurde geregelt, indem sich Italien und Österreich darauf einigten, dass alle in Südtirol lebenden „Optanten“, aber auch diejenigen, die bereits ausgesiedelt waren, die italienische Staatsbürgerschaft wiedererlangen konnten.

<sup>10</sup> Direkter Anlass der Protestkundgebung war die Bekanntgabe des Ministers für öffentliche Arbeiten zum Bau eines neuen Stadtteils in Bozen. Der Plan sah die Errichtung von 5.000 Wohnungen einschließlich der dazugehörigen notwendigen öffentlichen Infrastrukturen und Dienstleistungsgebäude vor.

die Durchsetzung einer Autonomie für die Provinz Bozen.

Nachdem sich die Situation weiter verschärft hatte, schränkte der italienische Staat 1959 die der Provinz zuerkannten Gesetzgebungs- und Verwaltungsbefugnisse für den sozialen Wohnbau erheblich ein, woraufhin die SVP die Zusammenarbeit in der Region aufkündigte und ihre Vertreter aus der Regionalregierung abzog. Kurze Zeit später erstattete eine Abordnung der SVP der österreichischen Regierung von den Vorkommnissen Bericht, was wiederum zur Folge hatte, dass der damalige österreichische Außenminister, Bruno Kreisky, die „Südtirolfrage“ auf die Tagesordnung der UNO-Generalversammlung setzen ließ. Letztere sprach im Oktober 1960 die dringende Empfehlung an Italien und Österreich aus, die Verhandlungen für eine Lösung, wie sie der Pariser Friedensvertrag vorsieht, wiederaufzunehmen. Dies geschah dann auch, brachte aber keine maßgeblichen Ergebnisse. Während der Verhandlungen wurden in Südtirol zahlreiche Sprengstoffanschläge verübt, mit dem Höhepunkt in der Nacht auf den 12. Juni 1961<sup>11</sup>, als eine Serie von Anschlägen auf Strommasten die Stromversorgung der gesamten Landeshauptstadt lahmlegte. Die Verhandlungen zwischen der italienischen und der österreichischen Delegation wurden fortgeführt, brachten aber weiterhin keinen Durchbruch und eine sich selbst als „Befreiungsausschuß-Südtirol“ (B.A.S.) bezeichnende Gruppe verübte weitere Anschläge. Im September 1961 rief der italienische Ministerrat die sogenannte „Neunzehnerkommission“ ins Leben, die sich aus sieben deutschsprachigen Südtirolern, einem Ladinern und elf Italienern zusammensetzte und das Südtirol-Problem analysieren sollte. Während die Kommission ihre Arbeit aufnahm, gingen italienische Polizeiagenten und Spezialtruppen zum Gegenterror über.

---

<sup>11</sup> Die Nacht auf den 12. Juni 1961, die als „Feuernacht“ in die Geschichte Südtirols einging, war die Nacht zum „Herz-Jesu-Sonntag“. An diesem Tag wird traditionell der „Herz-Jesu-Schwur“ von 1796 bekräftigt, unter anderem indem zahlreiche Bergfeuer entzündet werden. Andreas Hofer, der 1809 die Tiroler Landesschützen im Kampf gegen die bayrisch-französischen Besatzungsarmeen anführte, begründete im selben Jahr die Tradition. Wie Elisabeth Baumgartner et.al. festhalten, hätten sich die „Freiheitskämpfer“ von 1961 „für ihren 'Aufstand' kaum einen günstigeren Moment aussuchen können. Die Bergfeuer sind ein uralter Anziehungspunkt, in ihrem Schein sammeln sich die Menschen: für die Attentäter eine optimale Tarnung und zugleich ein ideales Alibi.“ (vgl. Baumgartner et al. 1992, S. 39)

Sie durchsuchten Häuser und schmuggelten belastendes Material in diese<sup>12</sup>, verhafteten zahlreiche Verdächtige und folterten Häftlinge.<sup>13</sup> Trotz der Verhaftungswelle wurden bis Mitte der sechziger Jahre weiterhin Sprengstoffanschläge verübt – zunächst auf die Unterbrechung der Stromversorgung ausgerichtet, später wurden auch Bomben an Militärlasernen und Polizeiunterkünften angebracht, was auch Todesopfer forderte. Am 10. April 1964 schloss die „Neunzehnerkommission“ ihre Arbeit ab und ihre Ergebnisse wurden zur Grundlage für die Konferenzen einer italienisch-österreichischen Expertenkommission. Nachdem dann der Südtiroler Landeshauptmann Magnago und der italienische Ministerpräsident Moro direkt miteinander verhandelten, konnte man sich auf das sogenannte „Paket“ einigen, dem eine knappe Mehrheit der SVP in der Landesversammlung zustimmte. Als Garantie für die Einhaltung der italienischen Zusagen wurde vereinbart, dass Österreich den „Streit über die Durchführung des Pariser Abkommens“ erst dann als beendet erachten wird, wenn Italien dieses „Paket“ zur Gänze erfüllt hat. (vgl. Südtiroler Landesregierung 1993, S. 37). Die Umsetzung des verhandelten „Pakets“ begann mit dem Inkrafttreten des neuen Autonomiestatuts am 20. Jänner 1972.<sup>14</sup>

### **1.1.3 Das neue Autonomiestatut von 1972**

Mit dem neuen Statut wurden den beiden Provinzen der Region Trentino-Südtirol, Trient und Bozen, weitreichende wirtschaftliche und kulturelle Kompetenzen übertragen. Dem Land Südtirol wurden die vollständige Verwaltung der öffentlichen Schulen übertragen und es konnte von nun an die Unterrichtsplanung und -gestaltung mitbestimmen, während die Lehrer weiter

---

<sup>12</sup> Nachweislich beim Generalsekretär der SVP, Hans Stanek. (vgl. Tumler 1984, S. 455)

<sup>13</sup> Südtiroler Häftlinge reichten insgesamt 44 Gerichtsklagen wegen Folterung durch Polizeikräfte ein. Das Gericht erkannte 33 Klagen an. Die beschuldigten Carabinieri wurden im August 1963 freigesprochen. (Vgl. Tumler 1984, S. 456). Zwei Häftlinge starben im Gefängnis (vgl. Forcher 1984, S. 252).

<sup>14</sup> Für den vollständigen Text des Autonomiestatus siehe: Südtiroler Landesregierung 2005.

vom Staat besoldet werden sollten.<sup>15</sup> Viereinhalb Monate nach Inkrafttreten des neuen Autonomiestatus kam im Juni 1972 zum ersten Mal die „Zwölferkommission“ zusammen, die die Durchführungsbestimmungen für die Region Trentino-Bozen erarbeiten sollte; eine für die Provinz Bozen gebildete „Sechserkommission“ sollte die gleiche Aufgabe für Südtirol erfüllen. Nach der Erarbeitung ihrer Vorschläge mussten die Kommissionen ihre Entwürfe der Regierung unterbreiten. Fanden die Empfehlungen dort eine Zustimmung, wurden sie per Dekret des Präsidenten der Republik für gültig erklärt.

1976 wurden die Durchführungsbestimmungen zum „ethnischen Proporz“<sup>16</sup> und zur Zweisprachigkeit erlassen und die Einstellung in den öffentlichen Dienst wurde an die Voraussetzung geknüpft, über deutsche und italienische Sprachkenntnisse und den entsprechenden Nachweis der Zweisprachigkeit<sup>17</sup> zu verfügen. Große Teile der italienischsprachigen Bevölkerung Südtirols fühlten sich aufgrund dieser Regelungen benachteiligt, vor allem weil sie bis zu diesem Zeitpunkt in stärkerem Umfang Staatsstellen besetzten. Das politische Klima verschlechterte sich wieder. Heftige öffentliche Auseinandersetzungen gab es um die Volkszählung von 1981, bei der jede in Südtirol lebende Person ihre „Sprachgruppenzugehörigkeit“ erklären musste. Auf der Basis dieser Erklärungen sollte der sogenannte Proporzschlüssel entwickelt werden, nach welchem nicht nur die Stellenvergabe im öffentlichen Dienst, sondern auch die Vergabe von Sozialwohnungen geregelt werden sollte.<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup> Primäre Kompetenzen für die Schule behielt der Staat in den Bereichen, die die Einheitlichkeit der schulischen Ausbildung regelten, die die Allgemeingültigkeit der Schulzeugnisse im ganzen Staat gewährleisteten und die die Stellenpläne des Lehrpersonals der Grund- und Sekundarschulen in Südtirol kontrollierten. (vgl. Kramer 1981, S. 87)

<sup>16</sup> Als Proporz wird die Besetzung der Stellen im öffentlichen Dienst im Verhältnis zur zahlenmäßigen Stärke der Sprachgruppe bezeichnet. Der Proporz gilt auch für den sozialen Wohnbau. Für andere Bereiche des öffentlichen Lebens, wie für das Verwaltungsgericht, die Genehmigung des Landeshaushaltes, die Kommissionen für die Zweisprachigkeit und die Prüfungskommissionen bei staatlichen Wettbewerben, wird der Schutz der italienischen Sprachgruppe durch Anwendung der „Parität“ gewährleistet, d.h. dass Kommissionen die gleiche Anzahl von deutsch- und italienischsprachigen Mitgliedern umfassen müssen. (vgl. u.a. Peterlini 1980; Egger 2001)

<sup>17</sup> Es gibt bis heute vier Laufbahnen samt Prüfungen mit entsprechendem Schwierigkeitsgrad.

<sup>18</sup> Um einen erneuten Streit zu verhindern, einigte man sich im Vorfeld der darauffolgenden Volkszählung, im Jahr 1991, auf eine anonyme „Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung“,

Die Verhandlungen über die Durchführungsbestimmungen wurden in den 1980er Jahren weitergeführt. Im Mai 1988 verabschiedete der Ministerrat in Rom unter anderem die Bestimmung über „die Gleichstellung der deutschen Sprache im Umgang mit den öffentlichen Ämtern, bei Gericht und Polizei“ (Südtiroler Landesregierung 1993, S. 49) Im selben Jahr wurde der Landtag der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol neu gewählt und an der Spitze der Südtiroler Volkspartei vollzog sich ein Generationenwechsel. Luis Durnwalder wurde der Nachfolger des bis dahin 28 Jahre regierenden Silvius Magnago und schließlich - die SVP konnte bei den Landtagswahlen ca. 60 Prozent der Stimmen auf sich versammeln - zum Landeshauptmann gewählt.

In den Folgejahren wurde intensiv am „Paketabschluss“ gearbeitet. 1989 wurden die Bestimmungen zur Sprachengleichstellung in Kraft gesetzt und die Neuregelung der Landesfinanzen genehmigt, am 30. Jänner 1992 genehmigte die römische Regierung unter Ministerpräsident Giulio Andreotti die noch ausstehenden Durchführungsbestimmungen und erklärte noch am gleichen Tag das „Paket“ für erfüllt. Nachdem alle Durchführungsbestimmungen für das Autonomie-„Paket“ abgeschlossen waren, kam es am 11. Juni 1993 zur Streitbeilegungserklärung Österreichs. Wie Manuela Zappe schreibt, ist Südtirol „mit dem Paketabschluss und der Streitbeilegungserklärung in einen neuen Zeitabschnitt getreten. Die jahrzehntelangen Verhandlungen haben Form und Struktur der Autonomie festgelegt. Die Auslegung und Durchführung der Autonomiebestimmungen und damit das Zusammenleben der drei Sprachgruppen werden in der „Nach-Paket-Ära“ im Rahmen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen auf der nationalen wie lokal-regionalen Ebene entschieden“ (Zappe 1996, S. 81).

Dass der Südtirol-Konflikt trotzdem immer wieder eskalieren kann, zeigte sich bereits 1994, als die Regierung unter Ministerpräsident Silvio Berlusconi die

---

die nur im Falle einer Bewerbung für eine Stelle im Staatsdienst oder für eine Sozialwohnung eingesehen werden sollte. Ebenfalls kann seit 1991 die Zugehörigkeitserklärung auch verweigert werden, und stattdessen kann eine Zuordnungserklärung abgegeben werden; die Kriterien des Proporztes blieben davon unberührt.

Kürzung des Südtiroler Landeshaushalts – und damit einen schwerwiegenden Eingriff in die Landesautonomie – beschlossen hat; erst nach einer längeren Auseinandersetzung wurde die geplante Haushaltskürzung zurückgenommen. Eine weitere zumindest symbolisch bedeutsame Entwicklung aus dem selben Jahr war die Gründung der „Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino“ auf einem Treffen der drei Landeshauptmänner, für die ein Jahr später sogar ein Verbindungsbüro in Brüssel eingerichtet wurde. Angestrebt wurde dadurch eine engere Zusammenarbeit vor allem in den Bereichen Wirtschaft, Fremdenverkehr, Umwelt, Energie und Kultur. (vgl. Südtiroler Landesregierung 2007, S. 44ff)

Im Jahr 2000 entschied das italienische Parlament, dass die beiden Provinzen Bozen und Trient gegenüber der gemeinsamen Region in seinen rechtlich-politischen Kompetenzen aufgewertet werden (vgl. ebd.). Dass das politische Klima in Südtirol dennoch relativ leicht wieder angeheizt werden kann, zeigt die Umbenennung des „Siegesplatzes“ (auf dem das „Siegesdenkmal“ steht) in „Friedensplatz“ im Jahr 2002, die ein Referendum in Bozen zur Folge hatte, in welchem sich die Mehrheit der Bozener Bevölkerung für die Rückbenennung in „Siegesplatz“ aussprach, was wiederum auf deutschsprachiger Seite Empörung hervorrief.

## **1.2 Südtirol heute**

Südtirol zählte laut ASTAT-Wanderungsbilanz (ASTAT 2017b) zu Beginn des Vorjahres insgesamt 520.891 ansässige Einwohner, von denen mehr als die Hälfte (56,2%) in ländlichen Gebieten lebt, d.h. in einer der 109 (von insgesamt 116) Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern. Die allermeisten Gemeinden (95) werden von weniger als 5.000 Menschen bewohnt, in jeder vierten Gemeinde (31) leben zwischen 1.000 und 2.000 Personen. Dem gegenüber wohnen rund 230.000 SüdtirolerInnen in den wenigen großen

Ballungszentren<sup>19</sup>, rund 110.000 davon in Bozen, rund 40.000 in Meran und rund 22.000 in Brixen (vgl. ebd.). Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass rund 20 Prozent der SüdtirolerInnen in Bozen und sieben Prozent in Meran leben; 15 Prozent leben in Orten mit 10.000 bis 20.000 EinwohnerInnen und die restlichen 43 Prozent in Orten mit weniger als 5.000 EinwohnerInnen. Auf Bezirksebene ergibt sich in diesem Zusammenhang, dass auf Bozen wiederum 20 Prozent der Bevölkerung entfallen, auf das Burggrafenamt (inklusive Meran) 19 Prozent, auf das Pustertal 16 Prozent, auf Überetsch-Unterland 14 Prozent, auf Salten/Schlern und das Eisacktal je zehn Prozent, auf den Vinschgau sieben Prozent und auf das Wipptal rund vier Prozent. (vgl. ASTAT 2012).

Wirtschaftlich betrachtet befindet sich Südtirol in einer weitgehend stabilen Position. Mit einem BIP pro Kopf von 39.894 Euro (2014) liegt das Land weit über dem EU-Durchschnitt von 28.849 Euro (im Jahr 2014) und ist eine der reichsten Provinzen Italiens – wobei sich auch in Südtirol die Ungleichverteilung gesellschaftlichen Reichtums offenbart, u.a. anhand von rund 30.000 armutsgefährdeten Haushalten (vgl. Caritas 2015). Die Arbeitslosenquote lag zuletzt bei 3,8 Prozent, und die Lebenserwartung liegt derzeit bei 85,6 Jahre bei den Frauen und 80,8 Jahre bei den Männern (vgl. Provinz Bozen 2015).

Auch das politische System Südtirols kann als stabil bezeichnet werden – auch wenn die 1945 als „Sammelpartei“ aller deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler gegründete, christdemokratisch-konservative Südtiroler Volkspartei (SVP) bei den Landtagswahlen 2008 erstmals seit nicht die absolute Mehrheit der Stimmen erreichen konnte (vgl. Südtiroler Landtag 2017).

Die Landtagswahlen von 2013, bei denen Arno Kompatscher von der SVP zum neuen Landeshauptmann gewählt wurde und damit Langzeitlandeshauptmann Luis Durnwalder ersetzt hat, brachten folgendes Ergebnis: 45,7 Prozent der Stimmen entfielen auf die SVP, 17,9 Prozent auf die Freiheitlichen, 8,7 Prozent auf Verdi-Grüne-Vërc, 7,2 Prozent auf die – wie die Freiheitlichen ebenfalls dem

---

<sup>19</sup> Neben Bozen, Meran und Brixen zählen dazu Leifers, Bruneck, Eppan a.d.W. und Lana.

rechten politischen Spektrum zuzuordnenden – Südtiroler Freiheit, 6,7 Prozent auf den sozialdemokratischen Partito Democratico und 9,2 Prozent auf andere Parteien. Das politische System Südtirols ist durch eine Konkordanzdemokratie gekennzeichnet, nach welcher die drei Sprachgruppen ein Anrecht besitzen, am politischen System und auch in der Exekutive beteiligt zu sein. (Ferrandi 2007, S. 532). Der Alltag hingegen ist separatistisch nach Sprachgruppen geregelt: Es gibt drei getrennte und unabhängige Schul- und Bildungssysteme, getrennte soziale und kulturelle Vereinigungen und eine sprachlich getrennte Medienlandschaft. Die Wirklichkeit der Südtiroler Gesellschaft und der Öffentlichkeit ist „ethnisch halbiert“ (Pallaver 2006).

Das Verhältnis zwischen den sogenannten „Sprachgruppen“ in Südtirol kann weiterhin eher als Nebeneinander denn als Miteinander beschrieben werden – und zwar auf institutioneller, sozialer und kultureller Ebene.<sup>20</sup> Das gemeinsame Territorium wird – auch wenn das südtiroler Modell vom Zusammenleben der verschiedenen Minderheitengruppen oft als Vorzeigemodell verwendet wird – nicht als solches verstanden, auch weil die Südtiroler Gesellschaft die Probleme mit der eigenen Vergangenheit noch nicht überwunden hat (vgl. Mecheril et al. 2013, S. 251). Eine wesentliche Grundlage dafür stellt sicherlich der sprachliche und damit „ethnische“ Bekenntniszwang (vgl. Zappe 1996, S. 99) im Rahmen von Proporz und Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung dar, der die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ins Zentrum rückt (vgl. Gatterer 1991, S. 321). Wie Bauer et al weiter ausführen werden bestehende Unterschiede in Südtirol eher verstärkt als reduziert, Ethnisierungstendenzen von politischen Eliten als „Herrschaftstechnik“ (Baur et al 1998, S. 275) eingesetzt und „[d]ie offiziell verordnete Einbindung in eine ethnische Gemeinschaft institutionalisiert auf sozialer Ebene die Distanz und fragmentiert die Gesellschaft in verschiedene getrennte Subgesellschaften“ (ebd., S. 260).

Auch wenn dieses Modell der strikten sprachlichen bzw. ethnischen Trennung durch den Proporz von immer größeren Teilen der Zivilgesellschaft Südtirols

---

<sup>20</sup> Die Mehrheit der Jugendlichen und der Erwachsenen pflegen meist Freundschaften mit Menschen aus der eigenen Sprachgruppe (ASTAT 2010; ASTAT 2015a).

kritisch hinterfragt wird (vgl. Ferrandi 2007, S. 544), werden alle volljährigen BürgerInnen Südtirols alle zehn Jahre (zuletzt 2011) aufgefordert, eine Zugehörigkeitserklärung zur deutschen, ladinischen oder italienischen Sprachgruppe abzugeben. Fühlt man sich keiner dieser Sprachgruppen zugehörig oder will man sich nicht auf eine Option festlegen, besteht die Möglichkeit, sich als „anders“ zugehörig zu erklären. Allerdings folgt dann eine Angliederungs- oder Zuordnungserklärung<sup>21</sup>. Daraus ergibt sich folgende prozentuelle Verteilung der Sprachgruppen in Südtirol: 62,3 Prozent Deutschsprachige, 23,4 Prozent Italienischsprachige, 4,1 Prozent Ladinischsprachige und 10,3 Prozent „Andere“<sup>22</sup>. Weil sich wie erwähnt die „Anderen“ jedoch auch „zuordnen“ müssen, liest man in der offiziellen Statistik auch folgende Verteilung: 69,41 Prozent Deutschsprachige, 26,06 Prozent Italienischsprachige, 4,53 Prozent Ladinischsprachige (vgl. ASTAT 2015b).

Zwar bewohnen die Sprachgruppen in Südtirol nicht jeweils geschlossene Siedlungsgebiete, jedoch lassen sich Siedlungsschwerpunkte feststellen, die – neben zum Teil mit der während des Faschismus durchgeführten Ansiedlungspolitik, deren Zentrum Bozen war, erklärt werden können<sup>23</sup>. Waren es im Jahr 1921 noch weniger als ein Viertel, sind heute rund drei Viertel der BewohnerInnen der Landeshauptstadt der italienischen Sprachgruppe zuzurechnen.<sup>24</sup> In der zweitgrößten Stadt Südtirols, Meran, ist rund die Hälfte der BewohnerInnen italienischsprachig. Daneben gibt es mit Leifers, Branzoll, Pfatten und Salurn noch vier Gemeinden, in denen die italienische Sprachgruppe die Mehrheit der BewohnerInnen bildet. LadinierInnen wohnen vor allem in den einen relativ geschlossenen Siedlungsraum bildenden acht ladinischen Gemeinden des Gadertals und des Grödentals. Angehörige der

---

<sup>21</sup> Laut ASTAT (2015b, S. 121) entschieden sich 98,32% aller BürgerInnen für eine Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung und nur 1,68% für eine Sprachgruppenzuordnungserklärung.

<sup>22</sup> Seit 1991 werden mit dem Ausdruck „Andere“ „die ungültigen Erklärungen, die zeitweise abwesenden Personen und die ansässigen Ausländer“ bezeichnet (vgl. ASTAT 1998).

<sup>23</sup> Der Einfluss der Errichtung der Universität Bozen, der Wanderungsbewegungen von Süd nach Norditalien infolge der Wirtschaftskrise und der Migration von Geflüchteten kann hier aufgrund fehlender empirischer Grundlage nicht festgestellt werden.

<sup>24</sup> Laut Ergebnis der Volkszählung von 2011 (Provinz Bozen 2017).

deutschen Sprachgruppe wohnen hingegen in allen Gemeinden und bilden in den meisten der 118 Gemeinden Südtirols die große Mehrheit. (vgl. Zappe 1996, S. 35; ASTAT 2017b) In 64 der 118 Gemeinden deklarierten sich 2011 jeweils mehr als 95% der Bevölkerung und in 92 je mehr als 80% als der deutschen Sprachgruppe zugehörig; auch viele der größeren Gemeinden Südtirols, wie etwa Mals (96%) oder Mühlwald (99%) sind fast einsprachig deutsch (vgl. ASTAT 2017b).

Die Zweitsprachenkenntnisse der Personen in Südtirol sind sehr gut sind (Haller 2015, S. 127f). In der sprachlichen Kommunikation verstehen zwei Drittel „fast alles, wenn Italienisch gesprochen wird, sogar drei Viertel, wenn Deutsch gesprochen wird. Mehr als drei Viertel der EinwohnerInnen Südtirols geben an, die zwei Sprachen Deutsch und Italienisch relativ gut zu beherrschen. (ebd.) Dabei gibt es jedoch Unterschiede hinsichtlich des geografischen Siedlungsraumes. In den deutschsprachigen Seitentälern und Berggebieten – im Vinschgau sind 97,29 Prozent der Bevölkerung deutschsprachig – geben nur 50 Prozent der Menschen an, Italienisch sehr gut zu können, in den Orten mit mindestens 15 Prozent italienischsprachiger Bevölkerung, also vor allem in den größeren Städten, geben hingegen 84 Prozent an, sehr gut Italienisch zu beherrschen (Haller 2015, S. 133).

Die Alltagssprache der meisten deutschsprachigen SüdtirolerInnen ist „der Dialekt“<sup>25</sup> (74 -81%), der sich von Tal zu Tal unterscheiden kann (Haller 2015, S. 144). Die deutsche Hochsprache wird meist erst mit Schulbeginn vertiefend erlernt. Im Umgang mit SchulfreundInnen (71,2%), im Freundes- und Bekanntenkreis (84,7%) und beim Familientisch (88,2%) verwendet für die alltägliche Kommunikation die Mehrheit der deutschsprachigen SüdtirolerInnen deutsche Dialektformen (Haller 2015, S. 143). Das Hochdeutsche wird hingegen vor allem in der Schule bzw. im Umgang mit Lehrpersonen (45,3%) verwendet (ebd., S. 152). Wie wichtig der Dialekt für die „deutsche

---

<sup>25</sup> Eigentlich handelt es sich dabei um eine Mundart bairisch/österreichischer Prägung mit unterschiedlichen dialektalen Ausprägungen. Im Südtiroler Alltag spricht man jedoch von „dem Dialekt“.

Sprachgruppe“ in Südtirol ist, fasst Egger (2001, S. 49) zusammen: „Einigen Funktionen, die jedem Dialekt eigen sind, kommen in einem sprachlichen Randgebiet, wie es Südtirol ist, besondere Bedeutung zu. In einer Sprachgemeinschaft, die auf die Sprache besonderen Wert legt, wird die gemeinsame Sprache als besonders gemeinschaftsfördernd empfunden. So kann der Dialekt eine Funktion der Abgrenzung erhalten, nicht nur gegenüber den Italienern, sondern überhaupt gegen alle, die *anders* sprechen“.

Die für diese Arbeit durchgeführte Studie hat gezeigt, dass viele der in Wien lebenden SüdtirolerInnen ein „Südtiroler Wienerisch“ entwickeln, bei dem sie Elemente des Wienerischen in ihren Dialekt einbauen und dialektale Ausdrücke wie *lai*, *sem*, *sel*, *hel*, *entn*, *ai*, *oi*, oder *sui* durch die entsprechenden Begriffe des Standarddeutschen bzw. des Wienerischen ersetzen.<sup>26</sup>

### 1.3 Migration von SüdtirolerInnen

Die erste große Wanderungsbewegung von Südtirol nach Österreich fand im Rahmen der sogenannten „Option“ (siehe Kapitel 1.1.1) statt. Obwohl von den rund 75.000 zwischen 1939 und 1943 ausgewanderten SüdtirolerInnen die meisten nach 1945 wieder nach Südtirol zurückkehrten, blieben viele in Österreich, die meisten in Vorarlberg. Die nächste größere Wanderungsbewegung nach Österreich erfolgte in den 1960er Jahren aufgrund wirtschaftlicher Probleme in Südtirol, die Arbeitssuchende zum Auswandern brachte.

Seit einigen Jahren zeichnet sich eine neue Migrationsbewegung ab: die Abwanderung aus Südtirol ins Ausland nimmt zu. Wanderten in den Jahren zwischen 1985 und 2006 pro Jahr zwischen 500 und 1.000 Menschen aus Südtirol ab, waren es zwischen 2007 und 2011 schon zwischen 1.000 und

---

<sup>26</sup> Auch wenn die Bedeutung sprachlicher Veränderungsprozesse insbesondere zur Bestimmung migrationsspezifischer, biographischer Transformationsprozesse durchaus anerkannt wird, wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit auf eine linguistische Analyse der Veränderungen im Sprachgebrauch der interviewten Personen verzichtet, da diese den Rahmen der Arbeit weit überschritten hätte.

2.000 Menschen pro Jahr, und seit 2012 wandern jedes Jahr mehr als 2.000 Menschen aus Südtirol ab.<sup>27</sup> Auch die Abwanderung nach Österreich nimmt zu: Waren es im Jahr 2010 noch 397 Personen, die aus Südtirol nach Österreich abgewandert sind (155 sind im selben Zeitraum aus Österreich zugezogen), lag die Zahl im Jahr 2015 bereits bei 583 Personen nach Österreich abgewanderten Personen (und 176 aus Österreich zugewanderten) - davon ungefähr 50 Prozent Männer und 50 Prozent Frauen und knapp die Hälfte davon unter 29 Jahre alt.

Diese Entwicklung geht einher mit der Tatsache, dass immer mehr SüdtirolerInnen studieren. Im Studienjahr 1984/85 waren rund 6.000 SüdtirolerInnen an einer italienischen oder österreichischen Universität inskribiert. Zehn Jahre später, im Studienjahr 1994/95 waren es erstmals mehr als 10.000. Im Folgejahr waren erstmals mehr Südtiroler an österreichischen als an italienischen Universitäten eingeschrieben. Aus den bei den Volkszählungen 1991 und 2001 gesammelten Daten lässt sich in Bezug auf das universitäre Ausbildungsniveau in Südtirol ablesen, dass die Zahl der AkademikerInnen sich in diesen zehn Jahren verdoppelt hat – und zwar von 13.738 im Jahr 1991 auf 27.625 im Jahr 2001 (vgl. ASTAT 2017a). Die Einführung der Studiengebühren in Österreich<sup>28</sup> im Jahr 2001 führte dazu, dass in den folgenden Jahren wieder

---

<sup>27</sup> Die Zuwanderung nach Südtirol liegt seit 2003 – mit Ausnahme eines kurzen Hochs in den Jahren 2007 und 2008 sowie eines leichten Tiefs im Jahr 2014 - zwischen 3.000 und 4.000 zugewanderten Personen pro Jahr, woraus sich ein stets positiver Wanderungssaldo ergibt. Dennoch ist der Wanderungsüberschuss im Jahr 2015 auf 1.393 Personen geschrumpft – der niedrigste Wert seit 2001. Über die Hintergründe dieser Tendenzen gibt es bisher keine ernstzunehmenden wissenschaftlichen Erkenntnisse. Der Vinschgau ist die einzige Bezirksgemeinschaft Südtirols mit negativer Wanderungsbilanz (-0,8‰). Diese wird derzeit noch vom Geburtenüberschuss (+1,5‰) aufgewogen, sodass auch im Vinschgau ein bescheidener Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen ist. Insgesamt verzeichnet etwas mehr als ein Drittel aller Südtiroler Gemeinden derzeit einen Bevölkerungsrückgang; vom Risiko der „Entvölkerung“ sind in erster Linie abgelegene Gebiete betroffen. Da der Großteil der Südtiroler Gemeinden (84 von 116) eine positive Geburtenbilanz aufweist, wirkt dort die natürliche Wachstumskomponente der Abwanderungstendenz entgegen. (vgl. ASTAT 2017b)

<sup>28</sup> Weitere Faktoren, die dazu beigetragen haben könnten, sind die Eröffnung der Freien Universität Bozen im Jahr 1997, die zunehmende Erweiterung der an dieser angebotenen Studienrichtungen, die Gründung der Außenstelle Brixen und die damit geschaffene Möglichkeit, Bildungswissenschaften in Südtirol zu studieren, sowie die Universitätsreform in Italien, die ab dem Studienjahr 2001/02 umgesetzt wurde. Mit der Abschaffung der Lehrerbildungsanstalten in Italien ist für das Personal der Kindergärten und Grundschulen

mehr SüdtirolerInnen in Italien als in Österreich studierten, bis sich im Studienjahr 2013/14 das Verhältnis erneut änderte, sodass die Anzahl der in Österreich studierenden SüdtirolerInnen seither wieder knapp höher ist als die der in Italien studierenden. Seit dem Studienjahr 2009/10 liegt die Gesamtzahl der Studierenden aus Südtirol bei jährlich rund 12.000 und steigt leicht an. Der Anteil der AkademikerInnen lag im Jahr 2011 bei 21,0% (ASTAT 2017a).

Im Studienjahr 2014/15 haben sich 62,1 Prozent der Südtiroler OberschulabsolventInnen an einer Universität in Italien oder Österreich eingeschrieben, wodurch sich ergeben hat, dass insgesamt 12.328 SüdtirolerInnen an österreichischen oder italienischen Universitäten inskribiert waren - 6.549 davon in Österreich und 5.779 in Italien.<sup>29</sup> Unter ihnen waren 6.936 Frauen und 5.392 Männer. An Wiener Universitäten sind im Schuljahr 2014/15 insgesamt 1.901 Personen aus Südtirol inskribiert, darunter 990 Männer und 911 Frauen. Im selben Schuljahr gab es 338 Erstimmatrikulierte und 230 AbsolventInnen (ASTAT 2017a).

Unter den Universitätsstädten in Österreich ist Innsbruck seit mehr als zehn Jahren mit einem Anteil von 60 bis 65 Prozent die beliebteste Option für Studierende aus Südtirol. Rund ein Viertel der SüdtirolerInnen, die in Österreich zu studieren beginnen, entscheiden sich für Wien, wobei dieser Anteil in den vergangenen Jahren leicht anstieg (2005/06 waren es 23 Prozent, 2014/15 28,4 Prozent; ebd.).

Im Studienjahr 2014/15 sind 26,9% der Südtiroler Studierenden an österreichischen Universitäten in eine sozial-, wirtschafts- und rechtswissenschaftliche Studienrichtung eingeschrieben. 17,3% haben hingegen Pädagogik und 17,1% Geisteswissenschaften und Künste gewählt. Die Frauen bevorzugen ein Studium der Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften (27,4%), gefolgt von Pädagogik (23,9%). Auch die Männer wählen vor allem Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften

---

ein Studium in Bildungswissenschaften verpflichtend geworden.

<sup>29</sup> Es ist zwar bekannt, dass einige Südtiroler auch in anderen Ländern studieren (z.B. in Deutschland, der Schweiz oder in Großbritannien), ihre Anzahl wird jedoch nicht erfasst (und ist sehr wahrscheinlich vernachlässigbar).

(26,4%), gefolgt aber von Ingenieurwesen, Herstellung und Produktion (20,2%). Zwischen Italien und Österreich gibt es ein studienspezifisches Abkommen, den sogenannten Notenwechsel, auf dessen Grundlage in Österreich erworbene Abschlüsse der meisten Studiengänge staatlicher Universitäten relativ problemlos in Italien (und umgekehrt) anerkannt werden. Die Anerkennung von an Fachhochschulen erworbenen Studientiteln ist hingegen noch nicht geregelt.

## **1.4 Der Aufnahmekontext**

Wie folgende Ausführungen belegen (zum Einsatz von offiziellen Statistiken siehe auch Kapitel 2.3.2.3), spielt Migration für Österreich, und in besonderem Maße für Wien, eine bedeutende Rolle. Seit der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte in den 1960er Jahren hat sich Österreich schrittweise zu einem Einwanderungsland entwickelt. Verließ diese Entwicklung bis zum Ende der 1980er Jahre noch relativ mäßig, kam es mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, durch Flüchtlingsbewegungen aufgrund des „Jugoslawienkrieges“ und im Allgemeinen durch die verstärkte internationale (wirtschaftliche) Vernetzung vermehrt zu Wanderungsbewegungen. Die ökonomische und politische Stabilität machte Österreich über die letzten Jahrzehnte stets zu einem attraktiven Migrationsziel (vgl. Mohr 2014), sodass der Anteil der Migrationsbevölkerung an der österreichischen Gesamtbevölkerung in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen ist. Im europäischen Vergleich liegt Österreich über dem europäischen Durchschnitt. Das gilt sowohl für den Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund als auch für die Menschen mit fremder Staatsbürgerschaft (der Zugang zur Österreichischen Staatsbürgerschaft wird in Kapitel 2.3.2.2 näher beleuchtet).

Diese Entwicklung lässt sich in allen Bundesländern feststellen, wobei die Anteile der nicht-österreichischen Bevölkerung unterschiedlich verteilt sind (6,8 Prozent im Burgenland; 24,2 Prozent in Wien). Am 1. Jänner 2016 lebten insgesamt 1.267.674 Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit in

Österreich, was bei knapp 8,7 Millionen EinwohnerInnen einem Anteil von rund 14,6% an der Gesamtbevölkerung Österreichs entspricht (darunter sind 31.197 in Italien geborene Personen; vgl. Statistik Austria 2017a).

Die Gesamtbevölkerung der Hauptstadt Wien ist – vor allem durch Zuwanderung – seit 2006 um elf Prozent von 1.652.449 im Jahr 2006 auf 1.840.226 im Jahr 2016 gewachsen. Bis 2029 wird mit einem weiteren Zuwachs von 250.000 Wienerinnen und Wienern mehr gerechnet. Im Jahr 2016 betrug der Anteil der Wienerinnen und Wiener mit ausländischer Herkunft 38 Prozent (704.902). 504.197 (27 Prozent) der Wienerinnen und Wiener haben eine ausländische Staatsangehörigkeit. Die meisten Wienerinnen und Wiener mit ausländischer Herkunft stammen aus Serbien (99.082), gefolgt von der Türkei (76.363) und Deutschland (55.361) (MA23 2016).

Die Anzahl und der Anteil ausländischer Studierender in Österreich stiegen in den letzten Jahren kontinuierlich an. Im Wintersemester 1991/92 waren rund 20.000 ausländische Studierenden an österreichischen Universitäten inskribiert, im Wintersemester 2013/14 waren es rund 69.000. 74 Prozent der ausländischen Studierenden kommen aus EU- bzw. EWR-Staaten, der Großteil davon aus Deutschland (26.100), gefolgt von Italien (7.900). Innerhalb der ersten drei Jahre nach Studienabschluss zogen 26 Prozent der ausländischen Staatsangehörigen mit einem in Österreich erworbenen tertiären Bildungsabschluss ins Ausland (ÖIF 2016).

Die Anzahl der in Wien lebenden Personen mit italienischer Staatsangehörigkeit stieg zwischen 2010 und 2016 laut POPREG<sup>30</sup> (Stadt Wien 2017) um rund 82 Prozent, von 4.727 auf 8.620. Nach Geburtsland betrug der Anstieg rund 60 Prozent, von 5.020 auf 8.070; nach Migrationshintergrund<sup>31</sup> um rund 62 Prozent, von 6.019 auf 9.804.

---

<sup>30</sup> Seit 2002 führt die Statistik Austria ein Bevölkerungsregister (POPREG), in dem Daten aus dem Zentralen Melderegister (ZMR), das beim Bundesministerium für Inneres (BMI) geführt wird, verarbeitet werden. Die hier angeführten Daten stammen aus diesem Register.

<sup>31</sup> Als Personen mit Migrationshintergrund werden im Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien jene Menschen verstanden, die entweder nicht die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen oder außerhalb Österreichs geboren wurden.

Wie viele SüdtirolerInnen gegenwärtig in Wien leben, lässt sich nur schätzen.<sup>32</sup> Für die vorliegende Arbeit wurden Angaben der Magistratsabteilung 23 der Stadt Wien und Angaben der Statistik Austria mit eigenen Berechnungen kombiniert, wodurch sich ergeben hat, dass im Dezember 2016 zwischen 6.000 und 7.000 in Südtirol geborene Personen in Wien wohnhaft waren.<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup> Dies rührt daher, dass Nebenwohnsitze keiner Prüfung unterzogen werden, daher nicht festgestellt werden kann, wie viele Personen mit aufrechter Nebenwohnsitzmeldung sich gar nicht mehr in Österreich aufhalten (z.B. Studierende, die nach Studienabschluss Österreich verlassen ohne sich abzumelden). Außerdem werden detailliertere Daten, aus denen hervorgeht, aus welchen Regionen, Provinzen oder Gemeinden Personen mit ausländischem Geburtsort stammen, nicht erhoben bzw. ausgewertet.

<sup>33</sup> Von den 8.939 zum 1. Dezember 2016 in Wien mit Hauptwohnsitz gemeldeten, in Italien geborenen Personen stammen 3.336 Personen (bzw. 37,3 Prozent) aus Südtirol (eigene Auswertung der Daten der MA23). Legt man das Verhältnis auf die Nebenwohnsitzmeldungen um, ergibt sich, dass 1458 SüdtirolerInnen (von 3908 in Italien geborenen Personen) ihren Nebenwohnsitz in Wien gemeldet haben, was wiederum eine Gesamtzahl von 4.794 in Wien lebenden SüdtirolerInnen ergeben würde. Aufgrund der im Vergleich zu anderen italienischen Provinzen relativ geringen geografischen Distanz zwischen Wien und Südtirol, und aufgrund der Einbeziehung einer eigenen, nicht repräsentativen Umfrage unter 108 in Wien lebenden SüdtirolerInnen vom Dezember 2016, aus der hervorgeht, dass 52,8 Prozent der Befragten ihren Nebenwohnsitz in Wien haben, geht der Autor davon aus, dass die Zahl der zu Jahresende 2016 in Wien lebenden SüdtirolerInnen zwischen 6.000 und 7.000 Personen liegt.

## **2. Die Forschungsperspektive: Biografie, Zugehörigkeit und Migration**

Zu Beginn der 1980er Jahre hat sich eine Trennung zwischen der mit quantitativen Methoden arbeitenden Lebensverlaufforschung und der mit qualitativen Methoden arbeitenden Biografieforschung vollzogen. Während sich erstere mit den „faktischen“ Ereignissen im Lebenslauf beschäftigt, fragt letztere nach Sinnsetzungsakten und biografischen Konstruktionen der AutobiografInnen (in der Folge auch „BiografInnen“ genannt). Dabei wird in der Biografieforschung, der auch die vorliegende Arbeit zuzurechnen ist, nicht gezielt nach vorab definierten Lebensereignissen gefragt (wie in der „Life-Event-Forschung“); vielmehr wird rekonstruiert, welche Erlebnisse für die Befragten selbst biografisch relevant sind, wie sie diese Erlebnisse damals und heute deuten und wie sie versuchen, ihr Leben in einen Sinnzusammenhang einzubetten bzw. in das vom Subjekt erschaffene Konstrukt, das wir „Biografie“ nennen.<sup>34</sup> Die Biografieforschung konzentriert sich dabei notwendigerweise zunächst auf das Verstehen und Erklären einzelner Biografien und verwendet interpretative Verfahren, um den gesamtbiografischen Prozess des Werdens, der Aufrechterhaltung und der Transformation bestimmter Phänomene zu rekonstruieren. Dabei wird jedoch nicht auf ein Modell von Kausalzusammenhängen, sondern auf „einen historisch-rekonstruktiven Ansatz vom Typ einer 'Wie es dazu kam, dass'-Erzählung“ (Dausien 1999, S. 228) zurückgegriffen, um die Wechselwirkung zwischen biografischen Erfahrungen und ihrer Konfiguration in der biografischen Konstruktion zu analysieren. (vgl. Rosenthal 1995)

In biografischen Analysen wird zudem nicht nur die Betrachtung biografischer Selbstdefinitionen von Individuen analysiert, sondern auch die Zuschreibungen durch andere Personen, die sich auf die Handlungen und die biografischen

---

<sup>34</sup> Zum Verständnis von Biografie als Konstruktionsleistung des Subjekts siehe u.a. Alheit 1993; Fischer/Kohli 1987; Rosenthal 1995.

Konstruktionen eines Individuums auswirken. Damit wird die biografische Forschung einerseits dem Anspruch einer interaktionistischen Sozialisationstheorie, die versucht, die Wechselwirkung zwischen Fremd- und Selbstdefinition, bzw. zwischen Allgemeinem und Individuellem, und ihre Auswirkungen zu erfassen (vgl. Hurrelmann 2002), gerecht; andererseits auch (empirisch) der Annahme einer lebenslangen Sozialisation<sup>35</sup> des Individuums im Wechselverhältnis zwischen Sozialem und Individuellem (vgl. Hurrelmann 1998).

## 2.1 Biografie als bedeutende soziale Konstruktion

Ausgehend von der Annahme, dass soziale Wirklichkeit in fortlaufenden Interpretationsvorgängen von sich abwickelnden Handlungen und Ereignissen hervorgebracht wird, wird Biografie in der vorliegenden Arbeit als soziale Konstruktion (eines Lebens) sowie als Vermittlungs- und Integrationsmoment

---

<sup>35</sup> Im Anschluss an Hurrelmann wird *Sozialisation* in der vorliegenden Arbeit als Prozess verstanden, „in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt. Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen Anlagen, insbesondere den körperlichen und psychischen Grundlagen, die für den Menschen die 'innere' Realität bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die 'äußere' Realität bilden.“ Die aktive Rolle jedes einzelnen Menschen, die „lebenslange Aneignung und Auseinandersetzung“ ist für Hurrelmann ein zentraler Bestandteil der Definition, weil sie die Vorstellung ausschließt, Sozialisation sei anpassungsmechanistisch der Erwerb eines gesellschaftlich erwünschten Repertoires von vorgegebenen Verhaltensweisen und Orientierungen. In der Regel wird zwischen primärer und sekundärer Sozialisation unterschieden, wobei erstere die Aneignung einer Grundausrüstung an Lebens- und Weltwissen beschreibt, die ein Mensch braucht, um sich in der Umgebung zurechtzufinden; zweite hingegen meint die Verinnerlichung der durch Arbeits- und Funktionsteiligkeit bedingten institutionellen „Subwelten“ bzw. den Erwerb von rollenspezifischem Wissen und Können. Dazu ist festzuhalten, dass Menschen grundsätzlich ihr Verhältnis zur Welt verändern können bzw. sie in der Lage bleiben, neue Rollen zu übernehmen und in ihnen andere Anschauungen, Bewertungen und Verhaltensmuster zu verinnerlichen als die, die sie bis dahin geleitet haben. Wird auf die tertiäre bzw. quartäre Sozialisation Bezug genommen, versteht man unter ersterer die im Erwachsenenalter ständig vorgenommene Anpassung von Verhaltensweisen und Denkmustern eines Individuums in Interaktion mit seiner sich verändernden sozialen Umwelt, während letztere das Einfinden eines Individuums in neue Lebenssituationen und -zusammenhänge, die für das hohe Alter typisch sind bzw. gesellschaftlichen Erwartungen an dieses entsprechen.

zwischen und von Subjekt und Gesellschaft betrachtet. Als solches ist Biografie kein „individueller Akt der Selbst-Identifikation und -Beschreibung“ (Mecheril 2003, S. 247), und nicht gleichbedeutend mit der persönlichen Lebensgeschichte eines Individuums, sondern geht über diese hinaus und verweist auf einen aktiven Prozess „der Verarbeitung, in dem Vergangenes und Zukünftiges, Erfahrung und Erwartung, Retrospektion und Prospektion ineinandergreifen“ (Dausien 1998, S. 121f), in dem „die wechselseitige Konstitution gesellschaftlicher Strukturbedingungen und individueller Konstruktion eine interaktions- und kontextspezifisch strukturierte und strukturierende, zeitliche Darstellungsform findet (ebd.; vgl. Alheit & Dausien 2000).

Biografien übernehmen bestimmte Integrationsfunktionen des institutionalisierten Lebenslaufs, wie die Herstellung der Kontinuität in Migrationsprozessen oder in der Entwicklung einer Lebensplanung am neuen Wohnort. Die Biografie eines Subjekts zeigt, wie sich im Umgang mit gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen Subjektivität konstituiert und wie durch das biografisch eigensinnige Handeln der Subjekte Strukturen entstehen und sich transformieren. An Biografien lässt sich feststellen, wie Menschen in unterschiedlichen sozialen Situationen ihre Biografie herstellen, welche gesellschaftlichen Bezüge in welcher Weise handlungsrelevant und damit verifiziert werden, an welchen Stellen Brüche zu entdecken sind und gesellschaftliche Lebensmodelle modifiziert werden.

Die Fähigkeit des Subjekts, flexibel mit neuen Herausforderungen umzugehen und sich darin zu verorten, sieht Alheit (1995, S. 292) als neue „Schlüsselkompetenz“ an und führt für die „Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biografische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“ (Alheit 1990, S. 327) die Bezeichnung „Biographizität“ ein. Diese soll jedoch nicht nur als „eine spontane Konstruktion, die unser Gedächtnis als Reaktion auf neue Außenimpulse erzeugt, um seine Kontinuität und Konsistenz zu wahren“, betrachtet werden, sondern „als Konstruktion 'in der Zeit', als biografische Temporalisierung sozialer

Strukturen begriffen werden“ (Alheit 2003, S. 25).

In diesem Verständnis von Biografie wird die „Biographizität des Sozialen“ (Alheit/Dausien 2000: 274) deutlich gemacht. Subjekte funktionieren nicht unabhängig von ihrer Umwelt, vielmehr sind sie konstitutiv abhängig vom sozialen Raum, in dem sie Erfahrungen und Handlungen vollziehen. Rosenthal hält in diesem Zusammenhang fest, dass „[d]ie individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten, (...) sich wechselseitig [durchdringen]. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiografInnen immer beides zugleich: ein individuelles und ein soziales Produkt.“ (Rosenthal 2014, S. 185)

Biografische Entscheidungen und Handlungen bauen auf früheren Erfahrungen auf und werden durch weitere Erfahrungen verändert. So ist zum Beispiel die Entscheidung zur Migration durch bisherige Erfahrungen und Erwartungen an die Zukunft strukturiert. Auch die weiteren Entscheidungen und Bearbeitungsmodi sind durch frühere Erfahrungen organisiert, verändern sich aber wiederum durch Erfahrungen, die ein Mensch am neuen Wohnort macht.

In diesem Konstruktionsprozess sind subjektive Erfahrungen die entscheidenden Brücken „zwischen biographischer Vergangenheit, biographischer Gegenwart und biographischer Zukunft“ (Hoerning 2000, S. 4). Erfahrung wird hier im Anschluss an Dausien verstanden als „Zusammenhang zwischen Handeln, Erleben und Reflexion, zwischen (inter)aktivem Tun, Erleben mit seinen leiblichen und emotionalen Qualitäten sowie den kognitiven Prozessen von Wahrnehmung und Denken“ (Dausien 2002, S. 221), wobei die Art und Weise der Erfahrungsstrukturierung nicht abgekoppelt von gesellschaftlichen Strukturen zu sehen ist, sondern in Auseinandersetzung und auch in Abhängigkeit davon entsteht. Das Verhältnis zwischen Erfahrungen konzipiert Alheit als Aufschichtung verschiedener Ebenen, deren kontrastierende Dimensionen einerseits „soziale Rekapitulationsformen mit großer Erlebnishöhe und unmittelbarem Ereignis- und Handlungsbezug“ darstellen, andererseits „relativ 'universalistische' normative Orientierungen, die

den ideologischen Überbau einer konkreten historischen Gesellschaftsformation bestimmen“ (Alheit und Hoernig 1989, S. 140). Indem wir sie nach einer bestimmten, biografisch jeweils unterschiedlichen Typik „ordnen“ werden Erfahrungen zu unseren Erfahrungen. Neue Erfahrungen sind immer schon durch das bestehende Erfahrungsmuster vorstrukturiert, können aber ebenso die Struktur erweitern oder modifizieren. So entstehen kumulierte Handlungs- und Orientierungsmuster, die als subjektspezifische Verarbeitungsmuster verstanden werden können. Die natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten, die dabei rekonstruierbar sind, beinhalten Selbstverortungen und die Verortung im sozialen Raum, eingebettet in Geschichte, Gegenwart und Zukunftsperspektiven.

Biografien sind also einerseits komplizierte Konstruktionen zwischen vergangenen Erfahrungen, gegenwärtigen Erlebnissen, zukünftigen Lebensplänen und institutionellen Vorgaben. Die Biografie ist Bezugspunkt unserer Handlungen, dieser Bezug bedingt aber im Umkehrschluss nicht eine permanente bewusste Reflexion und die permanente Vergewisserung unserer Selbst. Sie ist uns nicht ständig als 'bewusstes' Gestaltungsmoment präsent. Diese Beobachtung verweist auf eine weitere Dimension der biografischen Konstruktion: Biografien werden, im Reflexionsprozess wie zum Beispiel in narrativen Stegreiferzählungen, erst hergestellt. Erfahrungen werden resümiert und in eine spezifische Abfolge gebracht, es werden Gewichtungen von Erlebnissen vorgenommen und Lebensabschnitte bilanziert.

Solche biografischen Konstruktionen sind also aktive Konstruktionsleistungen der Subjekte. Sie konstituieren sich durch Ereignisse, denen innerhalb eines sozialen Interaktionsgeschehens Sinn und Bedeutung zugewiesen werden. Biografische Erzählungen sind also ein Medium, durch welches Biografiekonstruktionen rekonstruiert und analysiert werden können. Sie entstehen zum Beispiel in einer Interviewsituation. Dabei bilden biografische Erzählungen nicht einfach eins zu eins das 'tatsächliche' Leben ab, zwischen Text und Leben besteht ein Abstand, der einerseits wissenschaftliche Texte in dem Sinne legitimiert, dass er Deutungen und Analysen notwendig macht, zum

anderen aber nicht zu der Annahme führen darf, dass Texte beliebig sind, also lebensgeschichtliche Erzählungen aus Anlass eines Interviews völlig für sich stehen.

In der Biografieforschung wird die Frage nach dem Verhältnis von Text und Leben intensiv diskutiert. Die Diskussion soll hier nicht in der Tiefe aufgegriffen werden, vielmehr orientiert sich das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis an jenem von Gabriele Rosenthal, wie es in Kapitel 2.2.2 ausgeführt wird.

Eine der zentralen Annahmen sozialwissenschaftlicher Biografieforschung ist, dass sich Biografien in modernen Gesellschaften zu einem sozialen Gebilde eigener Prägung entwickelt haben, dessen Bedeutung sowohl in institutionell fixierten gesellschaftlichen Abläufen (wie Berufskarrieren, Familiengeschichten, Krankheitsgeschichten oder – im gesamtgesellschaftlichen Kontext - die „Normalbiografie“ mit entsprechenden Erwartungen eines zeitlich strukturierten Lebenslaufs; vgl. Kohli 1985) als auch für die Selbstvergewisserung von Gesellschaftsmitgliedern zunimmt und deshalb als Antwort auf die funktionale Differenzierung und zunehmende Verzeitlichung des Lebens betrachtet werden kann (vgl. u.a. Fischer und Kohli 1987; Fischer-Rosenthal 1997; Breckner 2005, S. 122).

Der Lebenslauf bietet dem modernen Menschen gleichzeitig eine Orientierung und eine Begrenzung des Möglichen. Er temporalisiert das Leben, sodass die Zukunft – als Planbares und zu Planendes – Entscheidungen bestimmt. So entscheiden sich beispielsweise Jugendliche für Ausbildungen, deren Strukturen für die weitere berufliche Zukunft entscheidend sind.

In der gegenwärtigen Gesellschaft bieten Ausbildungen keine Garantie (mehr) für einen Arbeitsplatz, die Ehe stellt keine Versorgungsgarantie (mehr) für Frauen dar und Familien als materielle und lokale Organisations- und Unterstützungseinheit sind ebenfalls aufgrund von zunehmenden Mobilitätsanforderungen und Vervielfältigungen von Familien- und Lebensformen kein verlässliches System (mehr). Berufsabschlüsse und

Karriereabläufe verlieren an Erwartbarkeit und gewissermaßen an Vorhersehbarkeit, berufliche oder familiäre Investitionen führen nicht mehr zwangsläufig zu den erwarteten Ergebnissen. Die Planungsnotwendigkeit für den Einzelnen nimmt zu, die Planungssicherheiten gleichzeitig ab. Entscheidungen über die Ausbildung oder den Zeitpunkt der Familiengründung müssen selbst getroffen werden, ihre Auswirkungen sind jedoch alles andere als garantiert. Die Erhöhung der Diskontinuität im Lebenslauf hat ebenso wie die höhere Mobilität zur Erhöhung des Stellenwerts von Biografie geführt. (vgl. Kohli 1978, S. 27f).

In ständisch organisierten, vormodernen Gesellschaften war es weder möglich noch notwendig, das eigene Leben in einem Ausmaß zu planen, das dem in modernen Gesellschaften möglichen und notwendigen nahekommt. Klassen-, geschlechts- und milieuspezifisch jeweils unterschiedlich, waren Lebens- und Berufswege fast gänzlich vorgezeichnet – Aus- und Umwege für das Individuum gab es kaum, dafür waren die Lebenswege verlässlich und eben in gewisser Weise (vor)bestimmt. In der modernen Gesellschaft ist diese Verlässlichkeit nicht mehr gegeben und es wird zur individuellen Aufgabe, Verlässlichkeit und auch Kontinuität herzustellen, wodurch Planung für das Individuum notwendig ist bzw. das Individuum die Anforderung, Leben zu planen und zu organisieren, subjektiv wahrnimmt. In der vorliegenden Arbeit sollen diese Beobachtungen auf Biografiekonstruktionen übertragen werden, um die Grundlage für die Untersuchung subjektiver Bearbeitungsstrategien und erhöhten Planungsaufwands zu schaffen.

Demnach kann man festhalten, dass Übergänge und institutionalisierte Ordnungssysteme bzw. gesellschaftlich übergreifende sinn- und bedeutungskonstituierende Systeme bzw. Großkonstrukte – wie Religion, Familie, Nation oder Klasse – (wahrscheinlich zwar nicht an normativer<sup>36</sup>,

---

<sup>36</sup> So kann zwar angenommen werden, dass Altersnormen und Rollenerwartungen eine zeitliche Ausdehnung bzw. Verzögerung erfahren haben, und so z.B. die Jugend – unter anderem aufgrund der Verlängerung durchschnittlichen Ausbildungszeit - zeitlich „nach hinten verschoben“ worden ist (vgl. Kohli 1978, S. 226); Erwartungen in Bezug auf den Eintritt ins Berufsleben, die räumliche und ökonomische Loslösung von der Herkunftsfamilie

jedenfalls aber) an integrativer Kraft verloren, sich temporalisiert und stark ausdifferenziert haben. Als sozial bestimmte und subjektiv sinnhaft konstituierte Form der Erfahrungsorganisation und Handlungsorientierung haben Biografien diese Aufgabe übernommen. So lässt sich die Biografie als individuelle Integrationsleistung begreifen, die dazu dienlich ist, Risiken und Unabwägbarkeiten in den Lebensweg zu integrieren bzw. biografische Sicherheit herzustellen (vgl. Eßer und Zinn 2001) und „lebensgeschichtliche Kontinuität“ zu erzeugen (vgl. Kohli 1978, S. 27).

Diskontinuität ist zur Regel und der Umgang mit ihr zur zentralen funktionalen Herausforderung für moderne Gesellschaftsmitglieder geworden (vgl. Breckner 2005, S. 122ff). Besonders im Zusammenhang mit Migration sind Konzepte biografischer Transformation bzw. biografischer Arbeit von zentraler Bedeutung (vgl. ebd.).

Die Sicherung der Übergänge und die lebenszeitliche Verlässlichkeit, die bislang in Statuspassagen und durch Institutionen angeboten wurden, muss also von den Individuen selbst vorgenommen werden. Brose und Hildenbrand konstatieren eine erhöhte Rückbindung von Erfahrungen an die eigene Biografie und die zunehmende Selbst-Thematisierung und Reflexion (und damit auch Bedeutungserhöhung) von Erfahrungen. Dabei liegt die Entscheidung, welche Erfahrungen und Wissensbestände in lebenszeitlicher Perspektive bedeutend sein sollen, genauso wie die Verantwortung für die weitere Anschlussfähigkeit ihrer Biografie, bei den Individuen selbst. Damit einher geht auch eine Verschiebung des Verhältnisses von lebenszeitlichen und alltagszeitlichen Strukturen: „Immer mehr alltägliche Situationen bekommen potentielle biographische Relevanz und werden unter dem Gesichtspunkt selektiver Risiken und Irreversibilität behandelt“ (Brose und Hildenbrand 1998, S. 21).

Fischer und Kohli (1987) führen dazu aus, dass den Mitgliedern moderner Gesellschaften der selbstreferentielle Bezug zur erlebten Lebensgeschichte

---

oder die Bildung einer Fortpflanzungsfamilie bzw. Gründung eines Haushalts sind deshalb aber immer noch existent und wirksam (vgl. ebd.).

aufgrund der im Lauf des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses enorm erweiterten Handlungsalternativen, der zunehmend unsicheren Karrieren, der mangelnden institutionalisierten Ablaufbahnen, der Wechsel und Brüche im Lebenslauf sozial auferlegt wird. Biografische Thematisierungen werden „gerade nicht durch eine selbstverständliche Normalität des Lebenslaufs provoziert, sondern durch Kontingenzerfahrungen – durch Ereignisse und Handlungen, die nach Einordnung, Verarbeitung, Normalisierung rufen“ (Kohli 1988: 40). Kohli postuliert überdies eine zunehmende „Biographisierung“<sup>37</sup> hinsichtlich zweier Aspekte: Zum einen in der Institutionalisierung des Lebenslaufs, die das Individuum als vergesellschaftendes Moment fokussiert, zum anderen in der Veränderung des zeitlichen Horizontes, in welchem nicht mehr das situative Leben im Mittelpunkt steht, sondern eine Orientierung am lebenszeitlichen Horizont (vgl. Kohli 1986, S. 191).

## **2.2 Biografie als Produkt von Erzählungen**

Eine allgemeine Annahme der Biografieforschung ist, dass sich Lebensgeschichten in Form narrativer Darstellungen relevanter Erlebnis- und Erfahrungszusammenhänge in Bezug auf das eigene Leben entfalten. Narrativität wird dabei als zentrale Form der Erfahrungsorganisation betrachtet – basierend auf sprachsoziologischen, sprachphilosophischen, identitätstheoretischen und historiographischen Arbeiten. Mit Erzählungen werden temporale und thematische Verweisungszusammenhänge in Bezug auf eine gelebte Sequenz von Zeit hervorgebracht (vgl. Fischer-Rosenthal 1991). Zum einen werden Narrationen der Prozesshaftigkeit jeglicher Erfahrung gerecht,

---

<sup>37</sup> Der Begriff „Biographisierung“ stammt aus der Diskussion um Individualisierung und Moderne und bezieht sich auf die Möglichkeiten des Einzelnen, seine Lebensumstände zu deuten und zu gestalten. Fischer und Kohli sprechen diesbezüglich von einer „erhöhte[n] Notwendigkeit von Selbstthematisierung im Hinblick auf die eigene Lebensplanung“ (vgl. Fischer und Kohli 1987, S. 40f). Mecheril (2003, S. 247) versteht unter „natio-ethno-kultureller Biographisierung“ wiederum „[d]en antwortenden und die Annexion bekräftigenden Anschluss der einzelnen Person an den Zugehörigkeitskontext, der in ihrem Selbstverständnis zum Ausdruck kommt“.

zum anderen gestalten sie diese im Wesentlichen.

In Erzählungen sind zwar auch andere Darstellungsformen wie Beschreibungen und Argumentationen enthalten (und sind eventuell sogar dominant) – sie bleiben jedoch, etwas als Hintergrundkonstruktionen, der narrativen Grundform in der Regel untergeordnet (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977).

Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind, im Gegensatz zu Beschreibungen und Argumentationen, „diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren...“ (Schütze 1977, S. 1). Denn Erzählungen beziehen sich auf die Abfolge von (tatsächlichen oder fiktiven) aufeinander bezogenen, herausragenden Ereignissen innerhalb einer größeren Erzählung und weisen den höchsten Indexikalitäts- und Detaillierungsgrad<sup>38</sup> auf (Kallmeyer/Schütze 1977). Daran anschließend argumentiert Rosenthal (2014, S. 155), dass „[a]bgesehen von der Reinszenierung vergangener Situationen im Spiel [...] nur die Erzählung einer Geschichte eine vergleichsweise weitgehende Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damaligen Handlungsablaufs oder der damaligen Erlebnisgestalt [ermöglicht]“.

Angelehnt an Gabriele Rosenthal (2014, S. 177f) wird in der vorliegenden Arbeit grundagentheoretisch davon ausgegangen, dass ein Forscher, um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären zu können, den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung rekonstruieren muss. Desweiteren muss er, um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, die Perspektiven der Handelnden und die Handlungsabläufe selbst kennen, also die konkreten Erlebnisse, ihre damalige und heutige subjektive Bedeutung und den jeweiligen biografisch konstituierten Sinnzusammenhang,

---

<sup>38</sup> Unter Indexikalität ist die Kontextgebundenheit bzw. die Bezugnahme auf eine konkrete Situation zu verstehen; der hohe Detaillierungsgrad hingegen ergibt sich aus der Bindung von Erzählungen an eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Ort und eine bestimmte Person, während etwa Argumentationen viel stärker an die das Hier und Jetzt des Sprechens gebunden und weiter von den Erlebnissen selbst abgehoben sind. (vgl. Rosenthal 2014, S. 153)

in den Erlebnisse und Handlungen gestellt werden. Nicht zuletzt muss ein Forscher, um die Aussagen einer bzw. eines Interviewten über Erlebnisse seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, diese eingebettet in den Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive interpretieren.

Dementsprechend nehmen in der (soziologischen) Biografieforschung die meisten VertreterInnen die gesamte Lebensgeschichte sowohl in ihrer Genese als auch in ihrer Konstruktion aus der Gegenwart des Erzählenden heraus in den Blick. Daher wird bei der Erhebung und Auswertung erzählter Lebensgeschichten zunächst keine Einschränkung auf Teilaspekte oder einzelne Phasen der Biografie vorgenommen. Die Analyse einzelner Lebensbereiche oder -phasen (wie der Migrationsprozess) soll erst dann erfolgen, wenn die Struktur bzw. die *Gestalt*<sup>39</sup> der gesamten Lebensgeschichte erfasst worden ist. (vgl. Rosenthal, 2014, S. 179)

### **2.2.1 Gestalttheoretische Grundlagen**

Als gestalttheoretische Grundannahme lässt sich zusammenfassen, dass nicht das Wahrgenommene Modifikationen unterliegt, sondern die Zuwendung zu ihm. Seine Betrachtung modifiziert sich oder lässt es in unterschiedlichem Licht erscheinen. Es besteht eine dialektische Beziehung zwischen der Darbietung des Lebens (Noema) und der Zuwendung zum Leben (Noesis), sodass erlebte und erzählte Lebensgeschichte in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis stehen. (vgl. Rosenthal 1995, S. 20).

Von dieser Annahme ausgehend, gelten in der Gestalttheorie folgende Einzelannahmen (vgl. Rosenthal 1995, S. 21; vgl. auch die biografietheoretischen Grundlagenarbeiten von Peter Alheit, Wolfram Fischer-Rosenthal und Fritz Schütze):

---

<sup>39</sup> Gurwitsch (1974, S. 97) definiert *Gestalt* als „ein zusammenhängendes Ganzes, das aufgrund der Konfiguration seiner Teile Kohärenz und Festigkeit aufweist, sich so aus dem Feld als organisierte und geschlossene Einheit heraushebt“.

1. Ereignisse sind nicht wahrnehmbar, wie sie sind, sondern nur im Wie ihrer Darbietung.
2. Nicht nur der Wahrnehmungsakt produziert die Organisation des sich Darbietenden, sondern auch das sich der Wahrnehmung Darbietende gibt eine Strukturiertheit vor.
3. Das sich Ereignende und das Erleben konstituieren sich wechselseitig.
4. Erlebnisse können sich einer Biografen bzw. einem Biografen in der Gegenwart der Erzählung nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Intendierten.
5. Nicht nur die Erzählung produziert das Geordnetsein der Geschichte, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor.
6. Nicht nur die Präsentation der Lebensgeschichte produziert das Geordnetsein, sondern auch die erlebte Lebensgeschichte gibt eine Strukturiertheit vor.
7. Der Zusammenhang der Sequenzen – ob nun Erzählungen, Argumentationen oder Beschreibungen – einer biografischen Selbstpräsentation ist ein gestalthafter.

Wenn nun davon ausgegangen wird, dass die einzelnen Teile der erzählten Lebensgeschichte in einem gestalthaften Zusammenhang stehen, impliziert dies weitere Annahmen samt ihren forschungspraktischen Konsequenzen. Zu diesen Annahmen zählen:

1. Einzelne Teile oder Segmente einer biografischen Selbstpräsentation besitzen keine Eigenschaften unabhängig von ihrer Integration in einen Gesamtzusammenhang. Teile von Gestalten existieren nur durch ihre funktionale Bedeutsamkeit für die Gestalt. Jedes Teil enthält Verweise auf das Ganze. Diese Annahme impliziert bereits eine Interviewführung, bei welcher der Biografen bzw. dem Biografen „Raum zur Gestaltentwicklung“ gegeben und der Gestaltungsprozess nicht mit Fragen durchbrochen wird. Bei der Auswertung

sind dann die einzelnen Sequenzen der biografischen Selbstpräsentation konsequent im Gesamtzusammenhang ihres Auftretens und in ihrer Organisiertheit zu rekonstruieren. Bei der Interpretation eines Teils bedarf es jeweils der Hypothesenbildung über seine funktionale Bedeutsamkeit für die Gesamtgestalt. (vgl. Rosenthal 1995, S. 22)

2. Die biografische Selbstpräsentation konstituiert sich nicht über die Summe ihrer Teile, sondern über deren Organisiertheit. Bei der Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten bedürfen wir damit eines Analyseverfahrens, bei dem der Gestaltungsprozess bei der Präsentation und die Gestaltetheit der temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erlebnissen rekonstruiert werden. (vgl. ebd., S. 23)

3. Ähnliche Gestalten sind möglich, selbst wenn sie in keinem ihrer Teile übereinstimmen. Und umgekehrt: Gestalten können sehr verschieden sein, obwohl sie in vielen ihrer Teile übereinstimmen. Welche Lebensgeschichten sich strukturell ähneln bzw. welche dem gleichen Typus angehören, kann also nicht anhand ihrer Bestandteile bestimmt werden. Eine Typenbildung in diesem gestalttheoretisch-strukturalistischen Verständnis bedeutet, die Gestaltetheit der Lebenserzählung und der zugrundeliegenden Regeln ihrer Konstitution zu rekonstruieren und nicht wie bei einer deskriptiven Typenbildung einzelne Merkmalskriterien summativ zusammenzufassen. Nur dann kann der kontrastive Vergleich im Sinne des Vergleichs von strukturell ähnlichen mit strukturell verschiedenen Lebensgeschichten gelingen, der zu einer weiteren Überprüfung der bei der Einzelfallanalyse bereits vorgenommenen Typenbildung dient. (vgl. ebd.)

### **2.2.2 Erlebtes – Erinnertes – Erzähltes**

Gabriele Rosenthal (1995, S. 27ff) geht auf der Basis der phänomenologischen Diskussion über die Gestalttheorie von Aron Gurwitsch (1974) der Frage nach, wie sich Aussagen über die Vergangenheit machen lassen, wenn wir unsere

Informationen über sie ja aus Erzählungen in der Gegenwart erhalten?

Erzählungen über die Vergangenheit sind an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Die gegenwärtige Lebenssituation bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit bzw. erzeugt eine jeweils spezifisch erinnerte Vergangenheit. Durch den Akt der Zuwendung zu einem Thema – den Edmund Husserl als Noesis bezeichnet – werden nicht nur andere Erlebnisse aus dem Gedächtnis vorstellig, sie bieten sich mir auch anders dar. Es entsteht ein anderes Erinnerungsnoema<sup>40</sup>, wie Husserl das sich in der Erinnerung Darbietende nennt. (vgl. Rosenthal 2014, S. 179)

Zurückliegende Alltagssituationen sehe ich durch die Zuwendung plötzlich anders, biete die Erlebnisse in einen anderen Sinnzusammenhang ein und damit sind andere Erlebnisse als zuvor kopräsent. Das *Thema* des Erlebens hat sich verändert und damit – wie Gurwitsch es formuliert – auch das *thematische Feld*. Nach Gurwitsch (1974, S. 4) ist das *Thema* „das, womit wir uns in einem gegebenen Augenblick beschäftigen, das, was im Zentrum unserer Aufmerksamkeit steht und jeweils in ein thematisches Feld eingebettet ist.“ Das *thematische Feld* hingegen „fällt nicht mit der dem Thema mitgegebenen Gesamtheit zusammen.“ (ebd.) Nur die „mit dem Thema kopräsenten Gegebenheiten“, die „als sachlich mit dem Thema zusammenhängend erfahren werden“ (ebd.), sind Bestände des *thematischen Feldes*. „Die nur zeitlich kopräsenten Gegebenheiten“ gehören hingegen zum *Rand* (ebd.; vgl. Rosenthal 1995, S. 49).

Rosenthal (2014, S. 197) weist darauf hin, dass das thematische Feld „keine beliebige Anhäufung von Beständen“ sei, sondern dass diese auf bestimmte

---

<sup>40</sup> Das sich dem Bewusstsein Darbietende – ob nun in der unmittelbaren Wahrnehmung, in der Erinnerung oder der Vorstellung – bezeichnet Husserl als Noema; er unterscheidet zwischen Wahrnehmungsnoema, Erlebnisnoema und Erinnerungsnoema. Während es bei der Noesis um das Wie der Zuwendung zu Etwas geht, geht es beim Noema um das Wie der Darbietung von Etwas. Mit Noema ist nicht der Gegenstand oder das Geschehen an sich gemeint, sondern der „Gegenstand im Wie seines Vermeintseins, der Gegenstand so – genauso, aber nur so – wie er in dem in Rede stehenden Akt des Bewusstseins sich darstellt, wie er in diesem Akt aufgefasst und intediert ist, den Gegenstand in genau der Perspektive, Orientierung, Beleuchtung und Rolle, in der er sich darbietet“ (Gurwitsch 1959, S. 426, zit. n. Rosenthal 2014, S. 179f).

Weise angeordnet seien und „in einer sachlichen Beziehung zum Thema“ stünden (ebd.). „Die Verbindung der Themen ist eine Gestaltverbindung. Diese bedeutet: Das Feld bestimmt das Thema und das Thema das Feld. Mit dem Wechsel eines Themas von einem Feld in ein anderes modifiziert sich das Thema, ebenso wie sich mit der Einbettung eines Themas in ein spezifisches Feld dieses Feld modifiziert. Mit diesen Überlegungen geht einher, dass sich die Bedeutung der einzelnen Bestände einer biographischen Präsentation in deren Gesamtgestalt erschließt und dabei auch die temporale Abfolge eine nicht unbedeutende Rolle spielt.“ (vgl. Rosenthal 2014, S. 197)

Mit Bezug auf Wertheimer (1923), der als formale Faktoren der Konturbildung bei Wahrnehmungsprozessen Nähe, Gleichheit, Geschlossenheit und gute Fortsetzung bzw. Gestalt analysiert hat, überträgt Rosenthal (1995, S. 140f) diese als „formale Faktoren der Gestaltverbindung“ auf die Lebenserzählung und hält fest: (1.) Thematische Ähnlichkeit ist gegenüber der räumlichen und zeitlichen Nähe von Erlebnissen dominanter. Die thematische Verbindung zwischen zwei Erlebnissen strukturiert den Erlebnis- und Erinnerungsstrom stärker als die zeitliche und räumliche Nähe zwischen zwei Erlebnissen. (2.) Erstrecken sich Thematische Gruppierungen über ganze Lebensphasen oder -stränge, kann dies zur Aufspaltung in zwei thematische Felder führen. (3.) Die Zugehörigkeit eines Themas zu einem thematischen Feld ist dominanter als die Ähnlichkeit zwischen Themen. (4.) Neben der thematischen „Aufsplitterung des Lebens“ können sich getrennte thematische Felder auch als temporale Sektoren konstituieren, die durch einen Interpretationspunkt getrennte Lebensphasen schaffen. (5.) Eine Zusammenführung getrennter thematischer Felder unter eine konsistente biografische Gesamtsicht ist als Integrationsleistung zu verstehen, die – gelingt sie – gegenüber einzelnen und getrennten thematischen Feldern in der Gestaltung der Lebenserzählung dominant ist.

Was zu den Beständen eines thematischen Feldes gehört, kann nicht allgemein, d.h. „unabhängig von der Gestaltetheit der konkreten Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995, S. 151) definiert werden, sondern muss

fallspezifisch analysiert werden. Wird die Lebensgeschichte in unterschiedliche Figuren gegliedert, kann dies auf thematischen Inhomogenitäten basieren, die wiederum aus miteinander inkompatiblen biografischen Strängen hervorgehen. Darunter versteht Fischer (1982, S. 10) vor allem: „die Entwicklung der Leiblichkeit, die Karriere der Geschlechtsidentität, die familiäre Karriere, die berufliche Karriere, die Gruppe der Freizeitkarrieren (Sport, musische Aktivitäten, Reisen etc.)“, wobei die Zuordnung zum jeweiligen Strang davon abhängt, in welchen thematischen Feldern die Biografin bzw. der Biograf ihre bzw. seine biografischen Stränge betrachtet.

Rosenthal führt weiter aus, dass das thematische Feld „keine beliebige Anhäufung von Beständen [ist], sondern diese stehen in einer bestimmten Anordnung und einer sachlichen Beziehung zum Thema. Ihre Verbindung ist eine Gestaltverbindung.“ (Rosenthal 1995, S. 50f) Es wird von einer wechselseitigen Konstitution von Thema und Thematischem Feld ausgegangen: „Das Feld bestimmt das Thema und das Thema das Feld. Mit dem Wechsel eines Themas von einem Feld in ein anderes modifiziert sich das Thema, ebenso wie sich mit der Einbettung des Themas in ein spezifisches Feld dieses Feld modifiziert.“ (Rosenthal 1995, S. 53) Jede Biografie konstituiert sich demnach um ein oder mehrere zentrale Themen in Wechselwirkung zu ihren jeweiligen thematischen Feldern und ist als gesamtbiografische Gestalt wiederum eingebettet in weitere soziale Felder, etwa die Familie oder die MigrantInnengruppe (vgl. Breckner 2005, S. 138) Weil in der Darbietung von Erlebnissen in Erzählungen auch der frühere Verweisungszusammenhang des jeweiligen Erlebnisses (das *Noema* seines damaligen thematischen Feldes) mit vorstellig wird, kann es vorkommen, dass frühere Elemente, die zum gegenwärtigen thematischen Feld inkongruent sind, unterdrückt werden müssen oder wiederum das thematische Feld in der Gegenwart verändern, wenn sie als dessen Bestand zugelassen werden.

Die Gegenwartsperspektive bedingt also die Auswahl der Erinnerungen, die temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erinnerungen und die Art der Darbietung der erinnerten Erlebnisse. Dies beruht darauf, dass die Bedeutung

des Erlebten wie jede Bedeutung von einem Kontext oder mehreren Kontexten abhängig ist, und es bedeutet, dass im Verlauf des Lebens mit seinen *Interpretationspunkten* (siehe Kapitel 2.2.4.2) jeweils neue erinnerte Vergangenheiten entstehen.

Diese Konstruktion der Vergangenheit aus der Gegenwart ist jedoch nicht als eine jeweils von der erlebten Vergangenheit losgelöste Konstruktion zu verstehen; vielmehr sind die auf Erinnerungen beruhenden Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen durch das Erleben in der Vergangenheit mitkonstruiert. (vgl. Rosenthal 2014, S. 180)

Es besteht also eine dialektische Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. So können sich vergangene Erlebnisse der Biografin bzw. dem Biografen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht so darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, also nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung; sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor (vgl. ebd., S. 181).

Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben. Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten Zukünftigen. Und so geben biografische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive. (vgl. ebd.)

### **2.2.3 Zugzwänge des Erzählens und Kognitive Figuren**

Schütze (1976, S. 224; 1984, S. 79) hat darauf hingewiesen, dass die Generierung einer Geschichte in ihrer spezifischen Struktur und Realisierung

ihrer Funktionen von *Determinanten* abhängig ist, die in Kraft sind, sobald erst einmal erzählt wird. Er hat diese Determinanten *Gestaltschließungszwang*, *Detaillierungszwang* und *Kondensierungszwang* genannt. Diese Zugzwänge des Erzählens führen dazu, dass die Erzählenden mehr erzählen als sie zunächst vielleicht beabsichtigten, dass ihnen im Erzählvorgang immer mehr einfällt und dass sie andererseits ihre Erzählungen beschränken müssen, um sich nicht völlig in Details zu verlieren.

Beginnen wir eine Geschichte zu erzählen, wird von uns erwartet, dass wir sie zu Ende erzählen. Damit die Erzählung für die ZuhörerInnen nachvollziehbar wird, sollte der „Gesamtzusammenhang mit allen wichtigen Teilzusammenhängen“ dargestellt werden (Schütze 1976, S. 224). Dieser Gestaltschließungszwang treibt Erzählende dazu, „begonnene kognitive Strukturen“ abzuschließen (Kallmeyer und Schütze 1977, S. 188). Dies führt vor allem bei Stegreiferzählungen (im Unterschied zu Anekdoten) meist dazu, dass mehr erzählt wird, als vom Erzählenden zunächst beabsichtigt.

Darüber hinaus ist es für am damaligen Geschehen nicht Beteiligte notwendig, genügend Details zu erzählen, um die Geschichte plausibel bzw. glaubwürdig und verständlich und den Handlungsvorgang nachvollziehbar zu machen. „Um in die 'Welt' des Erzählers versetzt zu werden, braucht der Zuhörer jedoch mehr als das dürftige Gerippe des damaligen Geschehens. Er muss die Szene kennen, die Zeiträume, die durchlaufen wurden. Er muss sich die Mitakteure und Kontrahenten vorstellen können. Er muss sich ein 'Bild' machen von der Situation, auf die sich der Erzähler bezieht. Dazu sind Einzelheiten notwendig“ (Alheit 1995, S. 4).

Dieser Detaillierungszwang wird jedoch beschränkt. Denn dem Erzählenden steht einerseits nicht unbegrenzt Zeit zur Verfügung (auch wenn er darauf hingewiesen wird, dass er soviel Zeit wie nötig habe), andererseits wird die Sinnhaftigkeit einer Erzählung bedroht, wenn der Erzählende sich in (für die Gesamtgeschichte unwichtige) Details verliert. Aufgrund dieses Kondensierungszwangs versucht der Erzählende, das Geschehen auf die für den Nachvollzug der Geschichte wesentlichen Momente zu reduzieren. Was

dabei relevant ist und was nicht, geht aus dem Relevanzsystem des Erzählenden hervor, weshalb Kondensierungen darauf hinweisen, was dem Erzählenden persönlich wichtig erscheint und damit implizit auch die Kriterien, nach denen etwas als wichtig oder unwichtig betrachtet wird. (vgl. Rosenthal 2005, S. 155f)

Gabriele Rosenthal weist in diesem Zusammenhang auf die Rolle von Einfügungen und Ausgelassenem hin. Wenn sich im Erinnerungsnoema darbietende Bestandteile nicht in die Geschichte einbetten lassen (da sie nicht verstanden oder als inkonsistent erlebt werden), oder wenn sie für den Erzähler peinlich sind, dieser sich dafür schämt oder sie nicht den kulturellen Standards entsprechen, oder wenn sie verleugnet und verdrängt wurden, oder auch wenn sie nicht zum intendierten Thema des Erzählenden gehören, werden sie möglicherweise sprachlich nicht manifest zum Ausdruck gebracht (auch wenn sie meist parasprachlich in der Erzählung aufscheinen oder dieselbe darauf verweist). Daneben kommen auch Bilder, Gedankenfetzen, Gefühle, sinnliche Erinnerungen von Gerüchen oder Geräuschen sowie leibliche, schwer einorden- oder vermittelbare Empfindungen selten zur Sprache. Wird Peinliches oder Unangenehmes ausgelassen, wird dies für den Zuhörer meistens im Überspringen von Details, dem Wechsel vom Erzähl- zum Argumentations- oder Beschreibungsschema sowie – parasprachlich – durch Stockungen bzw. Abbrüche bemerkbar und können in der Biografieforschung mittels eines Verfahrens, bei dem nicht nur der manifeste Gehalt der Texte berücksichtigt wird, in die Auswertung eingebunden werden. (vgl. Rosenthal 1995, S. 90f)

Andererseits kann der Erzähler, wenn er Ungenauigkeiten, Lücken oder Ungereimtheiten bemerkt, die Geschichte mit Erinnerungen aus anderen Situationen, gedanklichen Konstruktionen oder Beiträgen von anderen an der Situation Beteiligten auffüllen. Solche „Hintergrundkonstruktionen“ (Schütze 1984, S. 97f) – Beschreibungen, Erklärungen oder Erzählungen von weiteren Erlebnissen – sollen Vagheiten und Undurchsichtigkeiten in Geschichten und vor allem in der Erzählkette beseitigen. Sie werden vor allem dann in Erzählungen eingebaut, wenn Unklarheiten in der Erzählung als Ergebnis

bisher zurückgehaltener und ausgeblendeter Erzählaspekte auftreten, der Erzähler jedoch bemerkt, dass die Erzählung ohne sie unplausibel bleibt. (vgl. Rosenthal 1995, S. 91)

In narrativen, vom Erzählenden selbst strukturierten Interviews wirken diese Erzählpflichten selbstverständlich weit stärker als in Interviews, die vom Interviewer mittels Fragen strukturiert werden. Daneben lässt sich bei längeren und ununterbrochenen Erzählungen selbst erlebter Ereignisse häufig beobachten, wie ein Erzählender zuerst noch überlegt, worüber er sprechen will, dieses Bemühen zur Themenbeschränkung bzw. -kontrolle jedoch später, mit einsetzendem Erinnerungs- und Erzählfluss, deutlich nachlässt. Im Erinnerungs- und Erzählfluss tauchen zunehmend Eindrücke, Gefühle, Bilder und Empfindung aus der erinnerten Situation auf, sodass der Erzähler näher an die Vergangenheit rückt, wodurch sich von der Gegenwartsperspektive abweichende Sichtweisen zeigen. Darüber hinaus treten Erzählende mit dem ungehinderten Erzählen und Erinnern immer mehr aus der Interaktion mit den Zuhörenden heraus und sind immer mehr „bei sich“, was sich wiederum in nachlassendem Blickkontakt zeigt oder in plötzlichem Innehalten und Gewahrwerden, einhergehend mit Bemerkungen wie „Was habe ich jetzt alles erzählt?“. (vgl. Rosenthal 2014, S. 156f)

Um die Zugzwänge des Erzählens und den Erinnerungs- und Erzählfluss nicht zu stören, sollte im Rahmen einer narrativen Gesprächsführung bestimmten Grundregeln – zum Beispiel dem Hintanstellen von Detaillierungs- und Klärungsfragen – gefolgt werden, auf die in Kapitel 4.2 eingegangen wird.

Neben den drei Zugzwängen des Erzählens entstehen im narrativen Interview Strukturierungs- bzw. Ordnungsprinzipien, die Zusammenhänge und Synthesen in der aktuellen Narration erzeugen (vgl. Schütze 1984, S. 80). Diese *kognitiven Figuren* bzw. Darstellungsraster dienen der Systematisierung des Erinnerungs- und Erzählstroms, müssen aber gleichzeitig für alle sich „möglicherweise [...] entwickelnden Erzählkomplikationen“ flexibel sein (ebd.). Schütze (1984, S. 81) unterscheidet vier kognitive Figuren:

1. „Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung“. Wird diese Figur gewählt, beginnt die autobiografische Erzählung mit der Selbsteinführung des Biografieträgers in einer „expositional beschreibenden Darstellung“ (Schütze 1984, S. 84). Dazu werden Ereignisträger, d.h. „soziale Einheit[en]“ von biografischer Wichtigkeit – also Personen, Sachen (Haus, Auto etc.) oder „kollektive soziale Einheiten“, durch die sich der Biografieträger zum Beispiel bestätigt, gelenkt, behindert, beschnitten „oder mit neuen Aktivitätspotenzialen versehen fühlen“ (Schütze 1984, S. 84f) kann – eingeführt. In diesem Zusammenhang werden häufig auch soziale Beziehungen, charakterisiert und dargestellt, sofern sie für die Sinnhaftigkeit der Erzählung elementar sind. (vgl. ebd., S. 85) Dies kann aber auch unterbleiben oder erst dann geschehen, wenn die Charakterisierung im zeitlichen Ablauf der Biografie Gewicht bekommt.

2. „Ereignis- und Erfahrungsverkettung“: Die autobiografische Erzählung ist eine „Abfolge von Zustandsänderungen des Biographieträgers“, bei der in einer systematischen Beziehung stehende Einzelereignisse im „Rahmen ausgedehnter Prozessabläufe“ verknüpft werden (vgl. Schütze 1984, S. 88ff).

3. Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse: Der autobiografische Erzähler muss für Zustandsänderungen und für neu eingeführte Ereignisträger, die für die Erzählung wichtig sind, „den jeweils spezifisch erfahrbaren und intentional adressierbaren sozialen Rahmen angeben“, aufgrund welchem die Änderung sichtbar und de facto möglich wird. Diese soziale Rahmen werden meist anhand konkreter Situationen beschrieben (Schütze 1984, S. 98f)

4. „Gesamtgestalt der Lebensgeschichte“: In der Gesamtgestalt der autobiografischen Erzählung werden durch Präambeln Hinweise auf für den Biografieträger wichtige Punkte seiner lebensgeschichtlichen Erfahrung gegeben. So wird auf „eine oder mehrere Erzähllinien“ hingewiesen, welche in der darauffolgenden Erzählung beibehalten werden sollen. Dabei wird ein „Gesamtergebnis der lebensgeschichtlichen Darstellung“ dargestellt und eventuell werden verschiedene Erzähllinien gegeneinander abgewogen

(Schütze 1984, S. 102). Diese Darstellung des Gesamtergebnisses nennt Schütze „autobiographische Thematisierung“ (ebd., S. 103).

Von den beschriebenen kognitiven Figuren nimmt Schütze an (1984, S. 81), dass sie einerseits fundamentale und (empirisch) nachweisbare Gestaltungsprinzipien sind, und sie andererseits die aktuelle und faktische Organisation des Lebens(-laufs) und die Orientierung des Biografieträgers prägen.

#### ***2.2.4 Biografische Wendepunkte und Wandlungen***

Gabriele Rosenthal (1995, S. 134f) führt biografische Wendepunkte – also temporale Einschnitte im Lebensablauf, die die Zeit „davor“ von der Zeit „danach“ trennen – als „wesentliche Faktoren bei der Gestaltbildung“ ein. Dies entspricht der Argumentation, dass Lebensgeschichten keine Erzählungen über die alltäglich wiederkehrenden Routinen enthalten, sondern vielmehr Situationen, die Veränderung markieren (Fischer 1982, S. 158). „Jedes Stegreiferzählen eigenerlebter Erfahrungen ist auch das Wiedererinnern dieses mehr oder weniger unmerklichen Veränderungsprozesses“ (Schütze 1984, S. 82). Als biografische Wendepunkte gelten nach Rosenthal (1995, S. 134f): entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte (Übergang in die mittlere Kindheit, zur Spätadoleszenz, zum mittleren Erwachsenenalter und schließlich zum Alter), soziale Statusübergänge sowie Interpretationspunkte. Letztere sind in der Gestaltbildung gegenüber ersteren dominant, da sie eine Reinterpretation der Vergangenheit beinhalten, auf die mehr Aufmerksamkeit gelegt wird als auf sozial typisierte und thematisch nicht weiter relevante Transformationen.

Breckner (2014, S. 142f) betont in diesem Zusammenhang, dass „[f]ür Migrationsbiographien [...] noch stärker offen gelassen werden, welche Art von Wendepunkten in der Gestaltbildung dominant werden“. Auch ob es in einer Biografie zu latenten oder totalen (Ver)Wandlungen, wie sie in Kapitel 2.2.4.4 beschrieben werden, gekommen ist, muss fallspezifisch untersucht werden.

#### **2.2.4.1 Entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte**

Entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte führen zu tiefgreifende Transformationen des Individuums, müssen jedoch subjektiv nicht als solche erlebt (oder gar erinnert) werden. Dennoch wirken sie sich auf die Organisiertheit der Erinnerung und auf die Textstruktur der erzählten Lebensgeschichte aus. In der Entwicklungspsychologie werden als solche Wendepunkte vor allem der Übergang von der frühen zur mittleren Kindheit, der Übergang zur Spätadoleszenz und zum jungen Erwachsenenalter sowie der Übergang zum mittleren Lebensalter (im Alter von 50+) genannt (vgl. Cohler 1982).

Die „infantile Amnesie“ zeigt sich in erzählten Lebensgeschichten von Erwachsenen daran, dass die Biografin bzw. der Biograf entweder die zeitlich davorliegende Lebensphase überspringt oder sich die Textstruktur ihrer bzw. seiner Kindheitsdarstellungen von jener späterer Phasen unterscheidet. Wird die Kindheit thematisiert, dann nicht in einem Erzählfluss, sondern eher mit Erlebnisbruchstücken, Bildern und episodenhaften Verdichtungen präsentiert (vgl. Steinbach 1985, S. 398), während die Schulzeit und in zunehmendem Ausmaß die späte Jugend eher in Erzählungen aufeinanderfolgender Geschichten dargestellt wird.

Der Übergang zur Spätadoleszenz und zum frühen Erwachsenenalter ist gekennzeichnet durch Prozesse, in denen die elterliche Autorität und ihre Werthaltungen zunehmend hinterfragt sowie gleichaltrige Bezugspersonen wichtiger werden (Rosenthal 1987, S. 62f), in denen der Jugendliche vor allem aber auch zunehmend über sich selbst nachdenkt und seine Zukunft entwirft bzw. plant. (Rosenthal 1987, S. 62ff). Deshalb enthalten biografische Selbstpräsentationen von ungefähr 17jährigen viele Überlegungen über die weitere Lebensplanung, insbesondere die Ausbildung bzw. den Beruf betreffend (vgl. Rosenthal 2014, S. 136). Wenn jedoch – wie für die vorliegende Arbeit – Lebensgeschichten im späteren Leben erzählt werden, so nimmt Rosenthal an,

dass „von einer erhöhten Thematisierung der Spätadoleszenz und zunehmender erzählerischer Dichte ausgegangen werden [kann], da mit dieser Lebensphase biographische Entwürfe verbunden sind, die in ihrer Erfüllung oder ihrem Scheitern im späteren Leben zu Bilanzierungen führen“ (ebd., S. 137).

In welchem Alter dieser Wendepunkt eintritt – in der Regel wohl irgendwann zwischen 17 und mindestens 25 –, ist zunehmend offen, vor allem weil in modernen Gesellschaften der Eintritt in das Erwachsenenleben durch verlängerte Ausbildungszeiten immer später erfolgt. Dem Jugendlichen wird für diesen Eintritt eine gewisse „Aufschubperiode“ zugestanden, ein „psychosoziales Moratorium“ (Erikson 1987, S. 160), also eine Zeit, in der ihm ein Freiraum bzw. ein gewisses Experimentierfeld zugestanden wird und von ihm nicht erwartet wird, die Verpflichtungen eines Erwachsenen zu übernehmen (vgl. Rosenthal 1987, S. 61f).

Der Wendepunkt zur Lebensmitte führt hingegen zu leiblichen Veränderungen und damit zu veränderten Körperwahrnehmungen sowie zur zunehmenden Bewusstwerdung der Endlichkeit des eigenen Lebens und der teilweisen Irreversibilität eingeschlagener biografischer Pfade. „Time becomes restructured in terms of time left to live instead of time since birth.“ (Neugarten 1979, S. 890). Neugarten (ebd.) führt darüber hinaus den Übergang zum späteren Alter als zusätzlichen Wendepunkt ein, da auch an diesem entscheidende psychische Veränderungen stattfinden.

Von welchen Bedürfnissen und Interessen biografische Präsentationen geleitet sind und welche Funktionen sie erfüllen, ist in jeder Lebensphase unterschiedlich. Obwohl man von bestimmten lebensphasen-typischen Tendenzen ausgehen kann, lassen sich einzelne Lebensphasen jedoch nicht unter dieser Annahme subsumieren. (vgl. Rosenthal 2014, S. 137)

#### **2.2.4.2 Sozial typisierte Statusübergänge**

In modernen, europäischen Staaten werden als sozial typisierte Wendepunkte auf der Ebene der Ausbildungs- und Berufskarriere der Schulanfang, der Beginn einer Lehre oder eines Studiums, der Berufseinstieg, Beförderungen und der Eintritt in die Pension betrachtet. Auf der familialen Ebene sind derartige Statusübergänge gekennzeichnet durch Heirat, Elternschaft, Scheidung, Tod des Lebenspartners, Auszug der Kinder und Geburt der Enkelkinder. (vgl. Rosenthal 1995, S. 141)

In der Regel führen diese Übergänge zu Veränderungen in der Lebensführung bzw. des Selbstkonzepts und der Handlungspraxis, müssen aber nicht von psychischen Veränderungen begleitet sein. Nur der Schul- und der Studienbeginn stimmen eventuell mit entwicklungsbedingten Wendepunkten zeitlich überein – ob und inwiefern diese Übergänge als Einbrüche in die allgemeine Lebensführung bzw. als biografische Krisen erlebt werden, hängt u.a. davon ab, *wann* sie im Lebensverlauf stattfinden (Neugarten 1979, S. 889).

In einem narrativen Interview tauchen Statusübergänge nur als Daten auf, ohne dass sie durch Teilerzählungen ausgebaut werden, sofern sie nicht als biografisch relevante Einschnitte in die Lebensführung erlebt oder aufgrund von späteren Entwicklungen nicht als biografisch entscheidend reinterpreted werden. Sie haben dann weder für die Darbietung der erinnerten Lebensgeschichte noch für deren Erzählung eine organisierende Wirkung, wirken also nicht gestaltbildend und der Erzähler wird seine Lebensgeschichte nicht in eine Zeit „davor“ und eine Zeit „danach“ gliedern. Ob sie ein Faktor zur Organisation der Lebensgeschichte sind, hängt außerdem davon ab, ob sie von konkurrierenden Wendepunkten dominiert und damit hinfällig werden oder nicht.

„Zwar bedeuten Statusübergänge immer eine gewisse Unterbrechung in der Lebensführung, doch diese Unterbrechung reicht eben nicht aus, um einzelne Bereiche innerhalb eines thematischen Feldes oder gar zwei Felder

voneinander abzugrenzen. Die Unterbrechung muss für den Autobiographen als Veränderung mit biografischer Relevanz erlebt werden oder sich im Nachhinein als solche darbieten. Der Statusübergang zum Studenten beispielsweise kann im Rückblick – nach erfolglosem Studium – als Wendepunkt zum „erfolglosen Leben“ gesehen werden und somit erst mit dieser Reinterpretation strukturbildende Bedeutung gewinnen“ (Rosenthal 2014, S. 142).

#### **2.2.4.3 Interpretationspunkte**

Biografische Wendepunkte mit nachträglicher Relevanz konstituieren sich durch biografische Prozesse, in deren Verlauf sich die Autobiografin bzw. der Autobiograf zu Reinterpretationen ihrer bzw. seiner Lebensgeschichte genötigt fühlt und sich ihm zurückliegende und bisher als wenig relevant betrachtete Erlebnisse als Wendepunkte darbieten. In diesem Zusammenhang weist Rosenthal (ebd., S. 143) darauf hin, dass solche Wendepunkte, die eine Reinterpretation der Vergangenheit, der Gegenwart und des Zukunftshorizontes bewirken, „für die Gestaltbildung der Darbietung der erlebten Lebensgeschichte dominanter als solche, die diese Reinterpretationswirkung nicht hervorbringen“ (ebd.), und zwar unabhängig davon, ob sie von der Biografin bzw. vom Biografen bewusst erlebt werden oder nicht.

Wolfram Fischer diskutiert diese Einschnitte, die eine Reinterpretation des bisherigen Lebens erfordern, als Interpretationspunkte in der Lebensgeschichte, die die Vergangenheit temporal gliedern. „Biographische Fallrekonstruktionen können uns [...] entscheidende Wendepunkte verdeutlichen – so genannte Interpretationspunkte (Fischer 1978; zit. n. Rosenthal 2014, S. 178f) – die zu einer Reinterpretation der Vergangenheit und Gegenwart, aber auch der Zukunft führen. Diese Interpretationspunkte können sowohl durch den öffentlichen Diskurs und die gesellschaftliche Entwicklung als auch durch Veränderungen im Familiensystem oder biographische Wendepunkte hervorgerufen werden“ (ebd.).

Der in jeder Lebensgeschichte letzte Interpretationspunkt – es ist auch möglich, dass dieser der einzige Interpretationspunkt ist – trennt die Gegenwart von der Nicht-Gegenwart und wird von Fischer (1978) als „Gegenwartsschwelle“ bezeichnet. In der Erzählung dienen Interpretationspunkte dazu, das Leben in temporale Sektoren zu organisieren und so das aktuelle Leben von der eventuell bedrohlichen oder unerwünschten Vergangenheit fernzuhalten. Dazu hält Rosenthal (1995, S. 146) fest, dass die Zeitstruktur der erzählten Lebensgeschichte nicht der Zeitstruktur der erlebten Lebensgeschichte entspricht, denn sie „differieren in ihren temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erlebnissen, und dies bedeutet in der Organisiertheit der Erfahrungen. Während die erlebte Lebensgeschichte chronologisch organisiert wird, konstruiert der Biograph in der Gegenwart des Erzählens im Rückgriff auf das Gedächtnis die temporale Gesamtgestalt des Textes.“

Rosenthal (1987, S. 138) weist ebenso darauf hin, dass ein Subjekt, das einen allmählichen Wandlungsprozess vollzogen hat, die Gegenwartsschwelle kaum zeitlich genau lokalisieren kann und dass deshalb das Konzept der Gegenwartsschwelle eher auf Lebensgeschichten anwendbar ist, in denen Lebenskrisen bzw. totale Verwandlungen vorgekommen sind, während man im Zusammenhang mit allmählichen Wandlungsprozessen eher von Interpretationspunkten sprechen sollte.

#### ***2.2.4.4 Latente Wandlungsprozesse und totale Verwandlungen***

Gabriele Rosenthal (1987, S. 27f) betrachtet die Entwicklung eines Menschen in Anlehnung an Anselm Strauss als eine Reihe aufeinander bezogener Wandlungen: „Das Subjekt macht immer neue Erfahrungen, kommt in neue Lebenssituationen. Die Lebensverhältnisse ändern sich ebenso wie die historisch-gesellschaftliche Situation, und je nach Lebensphase wird es mit unterschiedlichen Rollenerwartungen konfrontiert. Die Entwicklung stagniert nicht, das Subjekt ist immer einem Wandel - einem bewußt erlebten oder latent

vollzogenen Wandel – unterlegen.“ (ebd.). Gelingt es dem Subjekt nicht, neue Erfahrungen in den bisherigen Erfahrungs- bzw. Wissensvorrat problemlos einzufügen, stellen neue Erfahrungen das Vergangene infrage bzw. führen zu Revisionen der internalisierten Wissensbestände und können so einen grundlegenden Veränderungsprozess des betroffenen Subjekts auslösen (vgl. ebd.).

Gestützt auf Berger und Luckmann (1972) unterscheidet Rosenthal zwischen partiellen (latenten) und totalen (bewusst erlebten) (Ver)Wandlungen. Letztere, also „grundlegende Veränderungen“, passieren bewusst und ergeben sich aus „ernsthafte[n] Erschütterungen im Leben des Subjekts, die die in der primären Sozialisation internalisierte Weltsicht ins Wanken geraten lassen“ (Rosenthal 1987, S. 29). Ähnlich wie für Sprondel (1985, S. 554f), der argumentiert, dass eine totale Verwandlung mit einer emotionalen und existentiellen Erschütterung beginne, die das Subjekt zum Überdenken seines Lebens bzw. zur biografischen Rekonstruktion führe, führen auch für Rosenthal (1987, S. 21) Lebenskrisen zu totalen Verwandlungen.

Partielle Wandlungen sind hingegen nur halbbewusste Vorgänge und führen – anders als bei totalen Verwandlungen – nicht zu einem dramatischen Wechsel durch einschneidende Veränderungen in der Lebensführung, sondern zu einem allmählichen Wandlungsprozess. Dabei werden Korrekturen vorgenommen, die jedoch „nur selten zu einer abgerundeten, deutlichen Selbstdarstellung integriert [werden]“ (Berger 1973, S. 203). Vielmehr „vermeidet [das Subjekt] allzu krasse Brüche in seiner subjektiven Weltsicht und Selbstwahrnehmung [...]“ (Rosenthal 1987, S. 31). Partielle Wandlungen bleiben häufig zunächst unbemerkt und es bedarf einer bestimmten Situation bzw. eines Ereignisses, um festzustellen, dass man sich oder dass sich bestimmte Teilbereiche der Persönlichkeit verändert haben (vgl. Strauss 1974, S. 100f). Strauss (ebd.) führt als Beispiel die Rückkehr eines Auswanderers in sein Herkunftsland an, bei der dieser feststellt, wie sehr er sich davon entfremdet hat.

Ob es zu Wandlungsprozessen bezüglich des Wissensvorrats, der Deutungsstrukturen und der Selbstdefinition eines Subjekts kommt oder nicht,

hängt davon ab, ob das Subjekt seine Erfahrungen routinemäßig auslegen kann oder nicht. Solange eine Person davon ausgehen kann, dass ihr Leben weiterhin so verlaufen wird wie bisher und sie sich auf die bisher gültigen Rezepte zur Bewältigung von Handlungsproblemen verlassen kann, ist keine Korrektur notwendig. „Treten jedoch Erfahrungen oder Erlebnisse auf, bei denen es zu Stockungen der lebensweltlichen Idealisierungen des „Ich kann immer wieder“ und „Es geht weiter wie bisher“ (Husserl 1929, Par. 74, S. 167) kommt, entsteht eine Krise, die die Aufmerksamkeit auf das aufgetretene Problem lenkt und damit eine Thematisierung desselben erfordert. Die Krise birgt von daher Chancen zu Transformationen“ (Rosenthal 1987, S. 33).

Im Zusammenhang mit der Rekonstruktion von Lebensgeschichten weist Rosenthal (1987, S. 48f) darauf hin, dass viele BiografInnen, von denen die allermeisten gewisse Wandlungsprozesse erleb(t)en, ihr Verhalten als geplant interpretieren und ungeplante Folgen ihres Handelns im Nachhinein als beabsichtigt darstellen. Personen, die totale Verwandlungen vollzogen haben, passen bei der Rekonstruktion des eigenen Lebenslaufs eher die Vergangenheit an die Gegenwart an bzw. „versuchen, die Vergangenheit als eine zur Gegenwart hinführende zu begreifen“ (Rosenthal 1987, S. 134). Berger und Luckmann (1972) verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass es vorkommt, dass Personen nach totalen Verwandlungen sogar Geschichten erfinden, um die Vergangenheit entsprechend zu reinterpretieren. Partielle bzw. latente Wandlungen führen hingegen eher dazu, dass Personen versuchen, Kontinuitäten herzustellen, indem sie ihre Wandlungen in ihrer Bedeutung herunterspielen; falls die Herstellung von Konsistenz nicht gelingt, lassen sie die Lebensphasen vor und nach der Wandlung einfach unverbunden nebeneinander bestehen (vgl. ebd.).

In einer biografischen Selbstpräsentation finden eher Erzählungen über totale Verwandlungen als über partielle Wandlungen Platz, da sich bei letzteren Veränderungen weniger bewusst vollziehen und daher auch nicht in der gleichen Weise ausgedrückt werden können. Fischer (1977, S. 72) schreibt dazu, dass „überall dort, wo persönliche Entwicklungsprozesse in zeitlich

kurzen Dimensionen vom einzelnen als Krise erfahren wurden, ... Ende und Anfang einer Lebensphase durch Interaktionsgeschichten gut explizierbar sein [dürften], weil die Lösung der Krise selbst explizite Interaktionsgeschichten zur Neudefinition der Selbstidentität erfordert“.

## 2.3 Zugehörigkeit und Zugehörigkeitspolitik

Für viele Menschen ist Zugehörigkeit selbstverständlich. Für immer mehr Menschen gilt dies nicht. Der Blick auf Zugehörigkeitsphänomene wird aus mehreren Gründen immer wichtiger. Zunächst aufgrund der voranschreitenden neoliberalen Globalisierung. Der Globalisierungsbegriff wurde bereits vielfältig definiert. In Bezug auf die Entwicklung einer Weltwirtschaft, in der ungleiche Verhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie vorherrschen, definierte Wallerstein (1980) das erste Modell eines Weltsystems. Robertson (1992) und andere ergänzten das Modell der Weltwirtschaft um politische, kulturelle und gesellschaftliche Aspekte der Globalität.

Die supranationale bzw. transplanetare Vernetzung von Gesellschaften findet ihre politische Entsprechung – spätestens seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, der Präsidentschaft von Ronald Reagan in den USA und Margaret Thatcher im Vereinigten Königreich - im Konzept des Neoliberalismus. Der Prozess der Globalisierung führte, immer mit dem Ziel der Kapitalakkumulation, zu einer Verformung und Ausdehnung der kapitalistischen Produktion bzw. des gesamten kapitalistischen Wirtschaftssystems (vgl. u.a. Sassen 2006). Das neoliberale Konzept sieht die Erschließung neuer Akkumulationsfelder durch die Aneignung von Kapital und Gütern aus dem bisweilen öffentlichen bzw. staatlichen Sektor, sprich durch Privatisierung – sowohl in „Entwicklungsländern“ als auch in den westlichen Industriestaaten. In der letzten Zeit wurde Globalisierung vor allem vor dem Hintergrund der drastischen Veränderungen in der bzw. die Herausbildung einer „Informationsgesellschaft“ (Castells 2000) und im Personentransport, diskutiert, bzw. im Zusammenhang mit verstärkten Migrationsbewegungen.

Wie Miller und Castles (2003) schreiben, haben die Ausbreitung des Neoliberalismus, die transport- und kommunikationsbezogenen Veränderungen und die Zunahme von Naturkatastrophen und lokalen Kriegen zur Folge, dass immer mehr Menschen nach einer besseren Zukunft für sich (und ihre Kinder)

suchen. Menschen migrieren im „Migrationszeitalter“ (ebd.) aus ökonomischen, politischen, sozialen und ökologischen Gründen, freiwillig oder unfreiwillig, lassen sich in anderen Ländern dauerhaft nieder, pendeln – transnational (vgl. Kapitel 2.4.1) – zwischen verschiedenen Orten oder kehren nach einer gewissen Zeit wieder in ihre Herkunftsländer zurück.

Das gegenwärtig zu beobachtende Phänomen internationaler Massenmigration wirkt sich, genauso wie die Veränderungen von staatlicher Politik (in Bezug auf Wohlfahrt etc.), die sich aus der Hegemonie des Neoliberalismus ergeben, auf individuelle Zugehörigkeitskonstruktionen aus – unabhängig davon, ob jemand migriert oder nicht. Wie die aktuelle Literatur zu Transnationalisierungsprozessen (z.B. Glick-Schiller 2007; Glick-Schiller und Çağlar 2011) aufzeigt, sind gegenwärtig alle Menschen „in Bewegung“ geraten; nicht nur diejenigen sind mobil, die sich örtlich verlagern, sondern auch die „Sesshaften“, die mit MigrantInnen, Migration und den daraus resultierenden Veränderungen (zumindest gedanklich) konfrontiert werden.

Mit der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Lebensumstände vieler Menschen geht eine allgemeine Verunsicherung einher, viele Menschen sehen ihre Rechte, Ansprüche und Ressourcen in Gefahr. Dies wiederum führt vielerorts zu einer vor allem auf Machterhalt abzielenden Politik, die die Kategorien „Wir“ und „Sie“ bzw. die „Anderen“<sup>41</sup> neu definiert; etwa durch strengere Einwanderungsgesetze oder den Versuch, „Autochthone“ von „Allochthonen“ (vgl. Geschiere 2009) zu trennen. Diese Entwicklungen, die Nira Yuval-Davis (2011) unter dem Begriff „politische Zugehörigkeitsprojekte“

---

<sup>41</sup> „Geändert“ bzw. als „anders“ konstruiert zu werden – eine wiederkehrende Erfahrung, die vor allem MigrantInnen (und deren Nachkommen) machen – beschreibt kollektive Erfahrungen von Minorisierten und wird in der postkolonialen Theorie als „Othering“ bezeichnet. Laut Thomas-Olalde und Velho kann Othering definiert werden als „... a process in which, through discursive practices, different subjects are formed, hegemonic subjects – that is, subjects in powerful social positions as well as those subjugated to these powerful conditions.“ (Thomas-Olalde und Velho 2011, S. 27). Demzufolge bedeutet Othering, dass durch diskursive Methoden verschiedene Subjekte konstruiert werden; Subjekte, die sich in eine hegemoniale Ordnung einfügen, wobei es mächtige Subjekte gibt und solche, die diesen Subjekten und den gegebenen hegemonialen Verhältnissen unterworfen sind. Viele MigrantInnen erleben Othering dadurch, dass sie - auch trotz Staatsbürgerschaft - immer „AusländerInnen“ bleiben.

zusammenfasst, offenbaren, genauso wie die zunehmende öffentliche Thematisierung von Zugehörigkeit, die Aktualität des Phänomens.

Dies alles legt die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Zugehörigkeit nahe.<sup>42</sup> Während sich im englischsprachigen Raum seit einigen Jahren immer mehr WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen, darunter vor allem die Migrationsforschung, die Soziologie und die Anthropologie, mit dem Thema Zugehörigkeit bzw. „Belonging“ beschäftigen (u.a. Crowley 1999; Castells 1997, Migdal 2004, Anthias 2009, Yuval-Davis 2006; Geschiere 2009; Yuval-Davis 2011), sind (sozial)wissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema Zugehörigkeit im deutschsprachigen Raum bisher selten (vgl. Mecheril 2003; Permoser und Rosenberger 2012; Pfaff-Czarnecka 2012; Rosenthal und Bogner 2009). Die vorliegende Arbeit ergänzt die wenigen bisher vorliegenden Studien um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Zugehörigkeiten von SüdtirolerInnen und mit den Veränderungen, die diese durch den Migrationsprozess erleben.

Dies macht aus mehrfacher Hinsicht Sinn. Zum einen sind das Thema Südtirol und damit die Zugehörigkeitskonstruktionen von SüdtirolerInnen im öffentlichen und politischen Diskurs in Österreich immer wieder präsent; zum anderen sind Zugehörigkeitskonstruktionen von MigrantInnen aus Südtirol aus wissenschaftlicher Perspektive „doppelt“ interessant, da viele SüdtirolerInnen erstens allein aufgrund des Status als Angehörige einer sprachlichen Minderheit als „Andere“ kategorisiert werden und mit umstrittenen Zugehörigkeiten konfrontiert sind und sich zweitens als MigrantInnen ebenfalls bzw. erneut mit prekären bzw. umstrittenen Zugehörigkeiten (vgl. Mecheril 2003) auseinandersetzen müssen.

In den folgenden Abschnitten werden zunächst verschiedene Ansätze diskutiert, die darauf abzielen, das Phänomen Zugehörigkeit begrifflich zu fassen. Daran

---

<sup>42</sup> Relativ früh wurde das Phänomen Zugehörigkeit in psychologischen und psychoanalytischen Studien untersucht, z.B. in Bezug auf Separationsängste von Babys und Kindern oder in Bezug auf fehlende Selbstverständlichkeit von Zugehörigkeit und deren Auswirkungen. (vgl. z.B. Bowlby 1969; 1973). Auch in der Sozialpsychologie wurde Zugehörigkeit thematisiert, vor allem mit Auswirkungen von In- und Exklusion bzw. mit den Folgen fehlender Zugehörigkeit (vgl. u.a. Lewin 1948).

anschließend wird auf die verschiedenen Dimensionen eingegangen, die das Phänomen Zugehörigkeit beinhaltet, bevor in einem weiteren Abschnitt verschiedene Projekte der Zugehörigkeitspolitik erörtert werden.

### **2.3.1 Zugehörigkeit - eine Begriffsbestimmung**

Wie schon Anselm Strauss (1974) festhielt, ist Zugehörigkeit keine Eigenschaft „an sich“. Vielmehr verweist der Begriff Zugehörigkeit immer, von einem bestimmten Standpunkt aus gesehen, auf ein Verhältnis und auf Gemeinsamkeiten (und gleichzeitig auf eine bestimmte Distanz) zwischen bestimmten Elementen (vgl. Mecheril 2003, S. 118ff), sprich Gegenständen oder Personen, und ist somit nur in einem symbolisch-relationalen Sinn als Eigenschaft zu betrachten. In diesem Sinne entsteht Zugehörigkeit als „symbolischer Sachverhalt“ (Mecheril 2005, S. 119) erst durch seine Erfassung und Klassifikation. Zugehörigkeitskonstruktionen werden nicht vom Individuum alleine und nicht nur auf dessen Gedankenebene geschaffen, sondern werden vielmehr in sozialer Interaktion ausgehandelt. Selbst-Bilder und Wir-Bilder sind das Ergebnis des praktischen Zusammenspiels von Selbst- und Fremdwahrnehmung.

Grundsätzlich können Menschen auf verschiedenen Weisen anderen „Verbundenheitsobjekten“ (Yuval-Davis 2011, S. 11) zugehören. In der vorliegenden Arbeit, die sich im Kern mit der Entstehung und Veränderung subjektiver Zugehörigkeitsrealität von Menschen – und eben nicht mit dinglicher bzw. materialer Zugehörigkeit – beschäftigt, wird Zugehörigkeit in Anlehnung an Mecheril (2003, S. 122f) als subjektiv verstandenes, artikuliertes und erfahrenes Verhältnis zwischen Individuen und sozialen oder räumlichen Kontexten verstanden. Zugehörigkeit beschreibt hier also zunächst das wechselseitige Verhältnis zwischen Individuum und sozialer Gruppe bzw. zwischen Individuum und (geografischem) Raum (vgl. Antonsich 2010; Anthias 2009).

Darüber hinaus verweist Zugehörigkeit, und mehr noch die Begriffe „(da)zugehören“, „angehören“ oder „zusammengehören“, alltagsweltlich auf eine emotionale Beziehung. Pfaff-Czarnecka (2012, S.12) versteht Zugehörigkeit als „eine emotionsgeladene soziale Verortung, die durch das Wechselspiel (1) der Wahrnehmungen und der Performanz der Gemeinsamkeit, (2) der sozialen Beziehungen der Gegenseitigkeit und (3) der materiellen und immateriellen Anbindungen oder auch Anhaftungen entsteht.“ Die Dimension der Gemeinsamkeit versteht Pfaff-Czarnecka (2012, S. 21) als „Wahrnehmung des Teilens“ eines gemeinsamen Schicksals, kultureller Formen (Sprache, Religion, Lebensstil), von Werten, Wissensvorräten, Erfahrungen und Erinnerungskonstruktionen. Damit beschreibt der Begriff sowohl nicht ausgesprochene als auch offenbarte Vorstellungen über ein kollektives „Wir“.

Nira Yuval-Davis (2011, S. 10) betont ebenfalls die emotionale Komponente von Zugehörigkeit, die sie als „emotionale (oder gar ontologische) Verbundenheit, ein Sich-Zuhause-Fühlen“ beschreibt, was sich wiederum auf „Zuhause“ als ein „sicherer“ Ort (Ignatieff 2001) bezieht. Permoser und Rosenberger (2012, S. 207) weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass ein emotionales Zugehörigkeitsverständnis auch für die politische Mobilisierung von Zugehörigkeit (vgl. Kapitel 2.3.2) ausschlaggebend ist, da bedrohte bzw. unsichere Zugehörigkeiten stets mit Emotionen in Zusammenhang stehen (vgl. Permoser/Rosenberger 2012, S. 207).

In Hinblick auf die Entstehung von (sozialer und politischer) Zugehörigkeit analysiert Yuval-Davis (2011, S. 12ff; 2006, S. 202) drei miteinander verbundene bzw. sich dynamisch überschneidende Konstruktionsdimensionen: die gesellschaftlichen Positionierungen von Individuen innerhalb gesellschaftlicher Hierarchien, die Identifikationen und emotionelle Verbindung von Individuen mit bestimmten Gruppen oder Gemeinschaften, sowie ethische und politische Wertesysteme, nach denen Individuen ihre eigene und andere Zugehörigkeiten bewerten. Diese drei Dimensionen zusammen strukturieren sowohl die subjektive Beziehung eines Individuums zur Gemeinschaft, als auch das Verhältnis der Gemeinschaft zum Individuum.

Mit gesellschaftlichen Positionierungen sind Kategorien wie u.a. Geschlecht, „Ethnie“, Klasse, „Nation“, Sprachgruppe, Generation oder Berufsgruppe gemeint, die zum Beispiel durch Verhaltensweisen, Hautfarbe, Name, Kleidung oder Akzent „erkannt“ werden. Die Kategorien selbst, ihre jeweilige Gewichtung und ihr Verhältnis zueinander sind vom historischen und geografischen Kontext genauso abhängig wie von den jeweils herrschenden Machtverhältnissen. Darüber, welche sozialen Verortungen für ein Individuum unter bestimmten Umständen bedeutsam sind, können Fallstudien Auskunft geben.

Identifikationen und emotionale Verbindungen beschreibt Yuval-Davis (2010) als (konstruierte) Geschichten, in denen ein Mensch sich selbst oder einem anderen Menschen erzählt, wer er ist und wer er nicht ist. Einige dieser Geschichten behandeln Zugehörigkeit zu anderen Menschen oder zu Kollektiven; andere drehen sich vielmehr um individuelle Eigenschaften, Selbstbilder etc. Dabei nimmt Yuval-Davis an, dass Menschen nach Verbundenheit streben, und dass die emotionalen Bindungen von Menschen zu Gemeinschaften für die Erschaffung ihrer Grenzen von Bedeutung sind. Je unsicherer bzw. je bedrohter diese erzählten Konstruktionen sind, umso wichtiger wird die emotionale Komponente in ihnen (Yuval-Davis 2011, S. 15).

Als dritte Analysedimension nennt Yuval-Davis ethische und politische Werte(systeme). Damit bezieht sie sich auf die Art und Weise, wie soziale Verortungen, Identifikationen und emotionale Bindungen aufgrund von Wertesystemen von der Person selbst und von anderen bewertet werden (vgl. Yuval-Davis, S. 18.). Damit stellt sie die Verbindung von Zugehörigkeit zu Zugehörigkeitspolitik und Machthierarchien her, die in Kapitel 2.3.2 ausführlich diskutiert wird.

Jede Zugehörigkeit besteht aus (durch Zustimmung vermittelten) positiven und (durch Ablehnung vermittelten) negativen Zugehörigkeitserfahrungen, wobei letztere dadurch definiert sind, dass eine Person „entweder nicht als zugehörig (an)erkannt wird oder sie (an)erkennt sich selbst nicht als zugehörig“ (Mecheril 2003, S. 130). In diesem Zusammenhang hält Mecheril (ebd., S. 131) fest, dass Zugehörigkeiten grundsätzlich durch ein Individuum selbst oder durch

(bedeutsame) Andere festgestellt und bewertet werden kann. Zugehörigkeitserfahrungen stehen wiederum in einer strukturierenden Wechselwirkung zu Zugehörigkeitsverständnissen, die Mecheril (2003, S. 132) im Rahmen von Selbstverständnissen als „emotionale, epistemische und praktisch-leibliche Muster, die situative Zugehörigkeitserfahrungen zusammenfassen, abstrahieren und verdichten“ beschreibt.

Auch Anthias (2009, S. 229) verweist auf Erfahrungen als konstitutive Elemente von Zugehörigkeit: „Belonging<sup>43</sup> is about both formal and informal *experiences* of belonging. Belonging is not just about membership, rights and duties, as in the case of citizenship, or just about forms of identification with groups or others, but also about the social places constructed by such identifications and memberships and the ways in which social place has resonances on the stability of the self, on feelings of being part of a larger whole and on the emotional and social bonds that are related to such places.“

Der Begriff Zugehörigkeit steht – wie Mecheril (2003, S. 26f) zusammenfasst – für „Strukturen, in denen symbolische Distinktions- und Klassifikationserfahrungen, Erfahrungen der Handlungsmächtigkeit und Wirksamkeit, als auch biographische Erfahrungen der kontextuellen Verortung nahegelegt sind“. Damit benennt Mecheril jene drei Aspekte, die Zugehörigkeit konstituieren: Mitgliedschaft, Wirksamkeit und Verbundenheit,<sup>44</sup> die er in seiner Darstellung des Konstitutionsfeldes von Zugehörigkeit (vgl. Mecheril 2003, S. 136) als formelle oder informelle „Symbolische Mitgliedschaft“ mit dem Potential der Gleichartigkeit, als die den Wirksamkeitsraum und das Wirksamkeitsvermögen betreffende „Habituelle Wirksamkeit“ mit dem Potential

---

<sup>43</sup> In der Zugehörigkeitsforschung wird manchmal zwischen „being“ und „belonging“ (u.a. Glick-Schiller 2007) unterschieden, wobei „belonging“ für das Aufgehobensein in einem vertrauten sozialen Raum steht bzw. für die Gemeinsamkeit, die einer Person bewusst wird, wenn dieser Raum bedroht wird, wenn Zugehörigkeit politisiert wird oder wenn man sie verloren hat. „Being“ hingegen beschreibt in einem solchen Verständnis einen Zustand, der selbstverständlich ist. In Anlehnung an Pfaff-Czarnecka (2012, S. 20), die einwendet, dass „being“ „in Wahrheit“ „belonging“ ist, wird in der vorliegenden Arbeit nicht zwischen den beiden Begriffen unterschieden.

<sup>44</sup> Mecheril erweitert hier die Definition von Zugehörigkeit laut Duden – im dem steht: „Zugehörigkeit: das Dazugehören; Verbundenheit, Mitgliedschaft“ (Duden 2017) – um den Aspekt der Wirksamkeit.

der Handlungsfähigkeit sowie als symbolisch-affektive, moralische, kognitiv-praktische und materielle „biographisierende Verbundenheit“ mit dem Potential der Platzierung konkretisiert.

Als ersten Aspekt der Zugehörigkeit nennt Mecheril die Symbolische Mitgliedschaft. Diese unterteilt er wiederum in formelle und informelle Mitgliedschaft. Formelle Mitgliedschaft wird nach formellen Kriterien erteilt bzw. erworben, die in diskursiven Prozessen ausgehandelt wurden und eine offiziell anerkannte soziale Ordnung begründen. Sie baut auf Mitgliedschaftskriterien im Zusammenhang mit der Staatsangehörigkeit (vgl. Kapitel 2.3.2.1) sowie Verfahren der Kodifizierung auf. Informelle Mitgliedschaft bezeichnet hingegen „unterhalb der formellen Regelungen“ liegende Ebene, die nicht an explizite Kriterien geknüpft ist, sondern an „Signale der Unterscheidung“, die „selbstverständlich“ und unhinterfragt als richtig anerkannt sind. Informelle Mitgliedschaft wird in der Regel verschwiegen und ihre Mitgliedschaftssignale bzw. ihre Signale der Unterscheidung – wie etwa das Aussehen oder der Dialekt - orientieren sich an der Vorstellung eines Prototyps und basieren auf dem Verfahren der Kodierung (vgl. Mecheril 2003, S. 138). Der jeweilige subjektive Mitgliedschaftsstatus konstituiert sich im Zusammenspiel beider Mitgliedschaftstypen und den damit zusammenhängenden Mitgliedschaftserfahrungen. (vgl. ebd., S. 146f)

Dazu führt Mecheril aus: „Soziale Kategorien dienen der Zuordnung von Personen zu tatsächlichen oder vorgestellten Gruppen. Mitgliedschaft ist ein Prozess sozialer Kategorisierung, ein Vorgang der Selbst- oder Fremd-Zuordnung einer Person zu sozialen Kategorien.“ Die jeweils zur Auswahl stehenden Kategorien sind unterschiedlich und verändern sich mit der Zeit, einige verschwinden, andere kommen hinzu und verschwunden geglaubte tauchen wieder auf; so ist z.B. eine Kategorisierung eines Menschen als „DDR-Bürger“ heute nicht mehr möglich.

Kategorien werden durch Benennung angezeigt bzw. Namen von Personengruppen sind Instrument der Präsentation von Mitgliedschaft. „Namen gehören [...] zu den elementaren sprachlichen Utensilien sozialer

Kategorisierungen, auf die im Rahmen der kommunikativen Darstellung von Zugehörigkeit immer wieder zurückgegriffen wird“ (Hausendorf 1998, S. 34) Mit Personengruppennamen wie „Die Österreicher“ kann auf Personen als Mitglieder einer (national definierten) Gruppe Bezug genommen werden, und Personen können so klassifiziert werden oder sich selbst klassifizieren, z.B. über „Wir Österreicher“. (vgl. ebd.; Mecheril, S. 142f)

Als wohl prominentestes Beispiel für formelle natio-ethno-kulturelle Mitgliedschaftsregelung können Staatsangehörigkeitskonzepte angeführt werden; eine informelle Ordnung kommt z.B. in „Herkunftsdialogen“ (Battaglia 1995), also in Gesprächen über die „eigentliche“ Herkunft, die viele MigrantInnen erfahren, zum Ausdruck.<sup>45</sup>

Über die symbolische Unterscheidung hinausgehend, gewinnt Mitgliedschaft im Alltag Relevanz, da sich aus ihr bestimmte (zugestandene oder verwehrte) Partizipationsformen und -möglichkeiten ableiten (vgl. Mecheril 2003, S. 161).

Der zweite Zugehörigkeitsaspekt – Habituelle Wirksamkeit – richtet den Blick auf „soziales Handeln in natio-ethno-kulturellen Kontexten als Ausdruck und Anzeichen fragloser Zugehörigkeit“, aufgrund dessen sich Individuen selbst „als natio-ethno-kulturell wirksam verstehen und vorbringen“ (ebd., 163ff). Es geht somit um die „Resonanz, die ein bestimmtes Verhalten der Beteiligten in Bezug auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit - hier im Ausbildungskontext - erzeugt oder eben nicht erzeugt (vgl. Bethscheider et al. 2011, S. 5).

In seinem 2003 erschienenen Werk schreibt Mecheril über den von ihm untersuchten Fall des in Deutschland lebenden, von indischen Eltern abstammenden Rava: „Wenn Rava sagt, dass die indische Lebensweise ihm nicht angemessen sei, dann bekundet er damit, dass er in dem Kontext, in dem diese Lebensweise vornehmlich praktiziert wird, „Indien“, nicht in einer für ihn angemessenen Weise alltäglich handeln und leben könne. Ich fasse den in

---

<sup>45</sup> Beispielhaft für einen Herkunftsdialog zitiert Mecheril (2003, S. 327) seinen Interviewpartner Rava: „Ich sag immer, ich bin Inder. Warum weiß ich nicht. Im Prinzip könnte ich auch sagen, ich bin Deutscher. Aber [...] nur Inder ist einfacher zu erklären. Weil, wenn du sagst, du bist Deutscher, [...] dann fragen die: 'Aber was ist deine Herkunft?' Die Frage ist schon aus dem Weg, wenn du sagst, du bist Inder. // lacht // Ich mein aus praktischen Gründen“.

dieser Aussage angezeigten Zugehörigkeitsaspekt im Begriff der „Wirksamkeit“. In Indien, so geben Ravas Auskünfte zu verstehen, kann er nicht in einer ihm entsprechenden Weise wirksam sein“ (Mecheril 2003, S. 135).

Bestimmte Handlungsweisen des Individuums im Rahmen des sozialen Kontextes werden durch (praktische) Mitgliedschaft ermöglicht (vgl. ebd., S. 161). Wirksamkeitsräume sind jedoch nicht (zwingend) an (national-)staatliche Grenzen bzw. einen bestimmten geografischen Raum gekoppelt. Pries (1997) weist zurecht darauf hin, dass im Zusammenhang mit Migration „eine zunehmende Entkoppelung des sozialen Raumes vom geografischen Flächenraum stattfindet“, sodass sich Alltags- und Lebenspraxen von Menschen von fest umrissenen Flächenräumen lösen können und sich in pluri-lokalen oder auch geographisch-imaginären Sozialräumen entfalten können.

Als dritten Zugehörigkeitsaspekt beschreibt Mecheril die biografisierende Verbundenheit als „Phänomene der Einschreibung und der *Bespurung* [...], die nicht nur hervorheben, in welcher Weise der Aufenthalt im Kontext die Einzelnen (be-)zeichnet, sondern auch in welchem Zusammenhang dies zu dem Umstand steht, dass die Einzelnen Spuren im Zugehörigkeitsraum hinterlassen“ (Mecheril 2003, S. 218).

Mit biografisierender Verbundenheit wird also beschrieben, „dass die Lebensgeschichten der Beteiligten bzw. einzelne Stränge ihrer Lebensgeschichte in verschiedenen natio-ethno-kulturellen Kontexten entstanden sind und mit diesem verflochten sind“ (Bethscheider et al. 2011, S. 4). Biografisierende Verbundenheit umfasst sowohl kulturelle Bindungen, als auch emotional-affektive Aspekte positiver (wie ein Gemeinschafts- oder Wir-Gefühl) und negativer Art, und nicht zuletzt auch kognitiv-praktische Vertrautheit, mit der man sich in einem bestimmten Umfeld im Alltag sicher bewegen kann (z.B. aufgrund bestimmter Umgangsformen). (vgl. Mecheril 2003, S. 220, 238)

Individuen verstehen sich demnach nicht nur als zugehörig, wenn sie Mitgliedschaftskriterien erfüllen und im jeweiligen sozialen Zusammenhang

wirksam handeln können, sondern auch wenn sie „in einer subjektiv bedeutsamen und sozial anerkannten Weise an den betreffenden Kontext gebunden sind, die ihr zeitlich erstrecktes Selbstverständnis ausmacht. Verbundenheit verweist also darauf, dass signifikante Bindungen an den sozialen Zugehörigkeitskontext vorliegen, der [...] einen imaginierten Zusammenhang der Gemeinsamkeit der Differenz darstellt“ (ebd., S. 219).

Wie für die Mitgliedschaft ist auch für die intersubjektive Verbundenheit die „faktisch-imaginäre Gleichartigkeit“ von zentraler Bedeutung. Individuen fühlen sich anderen verbunden, wenn sie eine subjektiv bedeutsame Ähnlichkeit zwischen sich und anderen bzw. zwischen eigenem und anderem Habitus, eigener und anderer Erscheinung, eigenem und anderem Handeln, eigener und anderer Lebensform, eigener und anderer Herkunft usw. erkennen. (vgl. ebd., S. 220) Dabei wird Zugehörigkeit durch Indikatoren der Verbundenheit signalisiert und legitimiert, insbesondere durch Indikatoren objektiven Status. (ebd., S. 225) Fraglose Verbundenheit liegt nur dann vor, wenn Selbst- und Fremdperspektive (weitgehend) übereinstimmen (vgl. ebd.).

Ähnlich wie Mecheril definiert Pfaff-Czarnecka (2012, S. 12) Zugehörigkeit als „eine emotionsgeladene soziale Verortung, die durch das Wechselspiel (1) der Wahrnehmungen und der Performanz der Gemeinsamkeit, (2) der sozialen Beziehungen der Gegenseitigkeit und (3) der materiellen und immateriellen Anbindungen oder auch Anhaftungen entsteht“ (ebd.). Damit betont sie vor allem den relationalen Charakter von Zugehörigkeit, der über „Gemeinsamkeit“, „Gegenseitigkeit“ und „Anbindung“ unterschiedliche symbolische und andere „Verortungen“ einschließt.

Neben der Betonung des relationalen Charakters ist festzuhalten, dass Zugehörigkeit kein statisches Gebilde darstellt (vgl. die Gegenüberstellung mit dem Begriff „Identität“ im nächsten Abschnitt), sondern - selbst in ihrer stabilsten, „primordialen“ Form (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 12), und obwohl sie dazu neigt, naturalisiert zu werden (vgl. Fenster 2004) - eine dynamische, situationsabhängige Konstruktion.

Veränderungen von Zugehörigkeitskonstruktionen, die sich z.B. aus Migrations- oder Exklusionserfahrungen ergeben, stehen zu biografischen Prozessen in einem wechselwirkenden Verhältnis – woraus sich wiederum die Sinnhaftigkeit eines biografiegebundenen, rekonstruktiven Forschungszugangs ableiten lässt. Wie Breckner (2005, S. 122f) schreibt, wären unterschiedliche Ausmaße und Arten der Veränderung von Zugehörigkeitskonstruktionen bei ähnlicher Ausgangskonstellation und ähnlichem Verlauf nicht zu erklären.

### **2.3.1.1 Zugehörigkeit und „Identität“**

Bis in die 1980er Jahre wurden Zugehörigkeiten, u.a. in Bezug auf Migration, vor allem über den Identitätsbegriff thematisiert. Es wurde von einem Konzept von kulturellen Differenzen zwischen den scheinbar in sich homogenen Systemen des Herkunfts- und des Ankunftslandes ausgegangen, die sich diametral gegenüberstehen und sich in ihren Wertvorstellungen und kulturellen Praktiken grundlegend unterscheiden. Zugehörigkeiten von MigrantInnen konnten vor diesem Hintergrund nur als konfliktuell und „zerrissen“ wahrgenommen werden, woraus wiederum notwendigerweise Probleme in der „Identitätsfindung“ bzw. einen „Kulturkonflikt“ hervorrufen musste. Als Metapher für diese Zwischenposition bzw. den „Kulturkonflikt“ stellte man sich Menschen als „zwischen den Stühlen“ befindlich vor (zur Kritik der „Kulturkonfliktthese“ (vgl. z.B. Auernheimer 1989). Unter dem Einfluss konstruktivistischer, poststruktureller und postkolonialer Theorien (u.a. Hall 1994; Bhabha 2000(1994)) und mit der zunehmenden Bedeutung von biografischen, hermeneutischen und diskursanalytischen Methoden, hat mittlerweile ein Perspektivenwechsel stattgefunden, weg von einer defizitorientierten Sichtweise hin zu einer kompetenz- und ressourcenorientierten Perspektive. Sedef Gümen (1996) wirft jedoch zurecht ein, dass sich durch die Konzentration auf Kompetenzen und Ressourcen nichts an der Konzentration auf kulturelle Differenzen ändert bzw. diese nur positiv gedeutet werden und dadurch

strukturelle Ausgrenzungsprozesse verschleiert werden. In der Biografieforschung sind Identitäten von Fischer-Rosenthal (1995) und Rosenthal (1999) als Biografien verstanden worden, die einem ständigen, Erfahrungen der Diskontinuität und Fremdheit bearbeitenden Konstruktions- und Rekonstruktionsprozess unterliegen. Im 2009 erschienenen Sammelband „Ethnicity, Belonging and Biography“ nähern sich Rosenthal, Bogner und andere BiografieforscherInnen jedoch dem Zugehörigkeitsbegriff an.

In ähnlicher Weise wie BiografieforscherInnen in den 1990er Jahren argumentiert Stuart Hall (1996), dass „Identitäten“ in Verbindung mit der jeweiligen Gegenwart und der antizipierten Zukunft steht neu erzeugt werden. Dennoch behält der Begriff „Identität“ zumindest zum Teil seinen statischen Charakter. Obwohl viele Menschen heutzutage erkennen, dass sie sich selbst verändern und unter verschiedenen Umständen unterschiedliche verhalten, wird „Identität“ häufig als fortwährend und gleichbleibend betrachtet. Brubaker und Cooper (2000) wenden außerdem ein, dass der Begriff „Identität“ mittlerweile vielfältige und sich teilweise widersprechende Konnotationen beinhalte und deshalb entweder zu viel oder gar nichts mehr bedeute. Mit den Argumenten, dass damit eine Homogenisierung einhergeht, die verschleiert, inwiefern Mitglieder von Kollektiven gemeinsame Vorstellungen teilen, lehnt Brubaker (2002) überdies auch den Begriff „kollektive Identität“ ab. Angesichts dessen und in Hinblick darauf, wie der Begriff „Identität“ vor allem im 20. Jahrhundert in verschiedenen nationalen Kontexten instrumentalisiert und in essentialisierender bzw. naturalisierender Weise verwendet worden ist, scheint es angebracht, auf diesen Begriff so weit wie möglich zu verzichten.

Pfaff-Czarnecka (2012, S. 10f) weist zurecht darauf hin, dass eine synonyme Verwendung von „Identität“ und „Zugehörigkeit“ empirisch und analytisch unhaltbar ist. Zugehörigkeit nimmt wichtige Dimensionen des Identitätsbegriffs auf, ist aber besser geeignet, komplexe menschliche Beziehungen samt ihrem situativen und prozesshaften Charakter und ihrer Widersprüche zu untersuchen. Pfaff-Czarnecka (ebd., S. 17f) kommt letztlich zum Schluss, dass Zugehörigkeiten nur multipel gedacht werden können, als komplexe Dimension

unserer menschlichen Existenz, in der sich kollektive Einbindungen und biografische Determinanten gegenseitig bedingen: „Zugehörigkeit lässt sich nur noch im Plural denken; Menschen leben gleichzeitig und nacheinander in verschiedenen Räumen der Zusammengehörigkeit, die sich nicht immer leicht miteinander verbinden lassen.“

### **2.3.1.2 Multiple Zugehörigkeiten**

Der Mensch lebt als Individuum in unterschiedlichen sozialen Sinnwelten (vgl. Strauss 1978) und fühlt sich zu mehreren unterschiedlich strukturierten „kleinen Lebenswelten“ (Luckmann 1978, S. 282) zum Teil zugehörig. Wie Soeffner und Zifonun (2008) schreiben, bewegen sich Menschen also in einer Vielzahl alltagsweltlicher Interaktions- und Kommunikationsverhältnisse, die jeweils gemeinsame Wissensvorräte erfordern. Pfaff-Czarnecka (2012, S. 48) ergänzt, dass Menschen heute in vielfältige Zugehörigkeiten gleichzeitig eingebunden sind und jeweils persönlich zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten und Zugehörigkeitsräumen (z.B. Zuhause, Arbeit, Universität) navigieren und diese bestmöglich miteinander kombinieren. Nicht zuletzt spiegelt sich die gesellschaftliche Pluralisierung auf der biografisch-alltagswirklichen Ebene in heterogenen und komplexen subjektiven Zugehörigkeiten wider. In Hinblick auf die räumliche Dimension beschreibt Hannerz (2002) Zugehörigkeit als Phänomen, das normalerweise mehrschichtig und vielfältig oder multi-territorial ist, was sich unter anderem in der mehrschichtigen Organisation politischer Gemeinwesen – Gemeinde, Region oder Bundesland, Staat, suprastaatliche Institutionen – widerspiegelt.

Die verschiedenen Zugehörigkeiten sind weder für alle Menschen, noch zu jedem Zeitpunkt bzw. in jeder Situation gleichbedeutend. Abgesehen von den historischen und situativen Umständen sind bestimmte soziale Unterscheidungen und damit auch bestimmte Zugehörigkeiten, unter anderem jene, die sich auf Geschlecht, Lebensphase oder Klasse beziehen, für die

meisten Menschen von Bedeutung, während andere, wie jene, die auf Behinderung, Kastenzugehörigkeit oder Aufenthaltsstatus verweisen, für weniger Menschen von Wichtigkeit – gleichzeitig aber für die betroffenen Menschen von enormer Bedeutung – sind. (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 9)

Weil Menschen im Verlauf ihres Lebens gleichzeitig und nacheinander in unterschiedlichen kollektiven Einbindungen leben (und Grenzüberschreitungen vornehmen), schlagen Calhoun (2003) und Vieten (2006) den Ansatz des „multiple belonging“, also der Mehrfachzugehörigkeit vor. Das (hierarchische) Verhältnis der kollektiven Einbindungen zueinander unterscheidet sich je nach Individuum und den gegebenen Umständen. Andererseits unterscheiden sich auch die Kollektive selbst voneinander: Während etwa Familie angeboren ist, wird Berufsgruppe erworben; während Hobby-Vereine in der Regel relativ leicht zugänglich sind, ist der Zugang zu Staatsbürgerschaften meistens wesentlich schwieriger. Manche Zugehörigkeiten verstärken einander, andere widersprechen sich oder irritieren (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 53; vgl. auch Riegel und Geisen 2010, S. 6).

Mehrfachzugehörigkeit offenbart sich vor allem in „Sowohl-als-auch“-Situationen (ebd.). Auf politischer Ebene äußert sich multiple Zugehörigkeit beispielsweise aufgrund von doppelter Staatsangehörigkeit oder aufgrund räumlicher Verschachtelungen; zum Beispiel, wenn jemand sich zugleich dem Land Südtirol und der Stadt Wien zugehörig fühlt oder zugleich dem Staat Italien und dem Wiener Bezirk Ottakring. Abgesehen von natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit (siehe Kapitel 2.3.1.3) können sequenzielle Zugehörigkeiten (Generationen, Peergroups, Statuspassagen etc.) unterschieden werden, aber auch Zugehörigkeiten mit unterschiedlicher An- bzw. Einbindung (Freundschaft, Nachbarschaft, Arbeit etc.) und unterschiedlicher Reichweite (Familie, Staat, Welt etc.), deren soziale Welten mehr oder weniger ineinandergreifen (vgl. Pfaff-Czarnecka, S. 53f).

Um verschiedene, sich zum Teil widersprechende soziale Räume (ohne interpersonelle Kontinuität und mit jeweils eigenen sozialen Gesetzmäßigkeiten und erforderlichen Wissensvorräten) miteinander zu verbinden, bedarf es biografischer Navigation und damit Eigeninitiative und Kreativität, aber auch Unterstützung durch Verwandtschaft oder FreundInnen (vgl. Pfaff-Czarnecka, S. 55ff). „Biographische Navigation besteht in fortwährenden bewussten und unbewussten Ich-Konstruktionen, Neu-Orientierungen, Aushandlungen und Positionierungen. Wir navigieren im Hier und Jetzt, indem unterschiedliche Zugehörigkeitsräume miteinander kombiniert oder gegeneinander abgewogen werden. [...] Mein Tag ist durch verschiedene Zugehörigkeiten mehr oder weniger strukturiert, die dank der routinierten Einteilung von Zeitabläufen nicht miteinander zu kollidieren brauchen“ (ebd., S. 59).

Auf der temporalen Ebene der biografischen Navigation verändern sich bestimmte Zugehörigkeiten mit den Statuspassagen und es kommt zu einer Neuverortung. Etwa mit dem Verlassen der Schule und dem Beginn eines Studiums oder einer (neuen) Arbeit, oder mit der Heirat, der Geburt eines Kindes und der damit eventuell einhergehenden Loslösung vom Freundeskreis bzw. der Geburtsfamilie. Ob man sich mit dem jeweiligen Statusübergang von früheren Zugehörigkeiten löst oder nicht, steht nicht fest; es kann zum Beispiel sein, dass Menschen sich mit dem Erwerb von innerfamiliär überdurchschnittlicher Bildung von der Geburtsfamilie oder von FreundInnen entfremden (und umgekehrt; vgl. Preisendörfer Bruno) – dies kann aber auch nicht eintreten.

### ***2.3.1.3 Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit***

Für die Analyse des individuellen Verhältnisses von Individuum einerseits und nationalen, ethnischen oder kulturellen Kontexten andererseits wird, dass Zugehörigkeiten stets wechselwirkend ineinandergreifen, in der vorliegenden Arbeit der Begriff der „natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit“ (vgl.

Mecheril 2003, 2004) verwendet. „Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit verweist auf Strukturen, in denen symbolische Distinktions- und Klassifikationserfahrungen, Erfahrungen der Handlungsmächtigkeit und Wirksamkeit sowie biografische Erfahrungen der kontextuellen Verortung ermöglicht werden. Die Bezeichnung "natio-ethno-kulturell" ruft in Erinnerung, dass die sozialen Zugehörigkeitsordnungen, für die Phänomene der Migration bedeutsam sind, von einer unbestimmten Wir-Einheit strukturiert werden. Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitskontexte sind - um es aus der Perspektive eines Individuums zu formulieren - faktische und imaginäre Räume, in denen es ein handlungsrelevantes Verständnis seiner selbst erlernt und praktiziert“ (Mecheril et al. 2013, S. 27f).

Mecheril betrachtet natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit als Untersuchungsperspektive (und nicht als Untersuchungsgegenstand) bzw. als „Betrachtungsweise, die von weiteren Dimensionen und Achsen [wie Geschlecht, Klasse, Milieu oder Generation] absieht, in denen sich soziale Realität als symbolischer Raum konstituiert, in dem sich einzelne positionieren und dem sie positioniert werden“ (Mecheril 2003, S. 23). Demnach ist natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit keine fortwährend relevante Größe, sondern das Ergebnis einer bestimmten Perspektivierung – sowohl in der Wissenschaft als auch im Alltag.

Mit dem Attribut „natio-ethno-kulturell“ soll „die Diffusität, Komplexität und Polyvalenz“ in Zugehörigkeitskonstruktionen sowie das „Verschwimmen“ der Bedeutungen (sowohl auf analytischer wie auch auf alltagspraktischer Ebene) der Begriffe Nation, Ethnizität und Kultur zum Ausdruck gebracht werden (ebd.): „Die Begriffe Nation, Ethnizität und Kultur verweisen [...] aufeinander und bestimmen sich wechselseitig. Sobald man sich empirisch mit Differenzverhältnissen beschäftigt, die im Kontext von Nation, Kultur und Ethnizität liegen, wird das Ineinandergreifen der Begriffe unübersehbar. Auf der Ebene von Selbst- und Fremdbeschreibung gilt, dass nationale, ethnische und kulturelle Zugehörigkeit zu einem unentwirrbaren, diffusen Gebilde

verflochtenen sind. (vgl. Mecheril 2002, S. 109f)<sup>46</sup>

Dabei bezieht sich Mecheril auf Eric J. Hobsbawm (1990, S. 20f), der die 'Nation' „wie die meisten ernsthaften Forscher“ „nicht als eine ursprüngliche oder unveränderliche soziale Einheit“ betrachtet, da diese „ausschließlich einer bestimmten und historisch jungen Epoche an[gehört]“. Sie sei nur eine gesellschaftliche Einheit, wenn sie sich auf den Nationalstaat<sup>47</sup> bezieht. Daran (und unausgewiesen an Anderson<sup>48</sup>) anschließend fasst Mecheril zusammen, dass eine Gruppe auf natio-ethno-kultureller Ebene nur als Erfindung möglich ist, als imaginiertes, auf wandel- und verhandelbare „imaginierte Räume mit territorialer Referenz“ (Mecheril 2003, S. 25) bezogenes Wir, „als Differenzen zurücknehmende Konstruktion, als Entwurf eines sich durch Gemeinsamkeiten

---

<sup>46</sup> Auf essentialistische und naturalisierende Konzeptionen wird hier nicht näher eingegangen. Anhand der folgenden Ausführungen soll allein auf das Ineinandergreifen der Begriffe aufmerksam gemacht werden. Nation (von lat. „natio“ für das „Geborenwerden“) beschreibt alltagssprachlich zum einen größere Kollektive, deren Mitglieder gemeinsame Merkmale zugeschrieben werden (wie Herkunft bzw. Abstammung oder Sprache), zum anderen steht der Begriff synonym für Staatswesen oder Volk (vgl. Anderson 2005; zur Entwicklung der „Nation“ und des Nationalismus siehe auch Gellner (1983), Hobsbawm (1990) und Anderson (1983)). Nationalität beschreibt davon abgeleitet entweder eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe aufgrund bestimmter, z.B. ethnischer, Merkmale, oder steht als Synonym für Staatsbürgerschaft. Der Begriff Ethnie leitet sich vom altgriechischen „*éthnos*“ für „(fremdes) Volk, Volkszugehörige“ ab und verweist ebenfalls auf ein anhand bestimmter Merkmale abgrenzbares Kollektiv. Zu diesen Merkmalen zählen zum Beispiel gemeinsame Sitten oder eine gemeinsame Vergangenheit bzw. Abstammung, Sprache oder Kultur. Der davon abgeleitete Begriff Ethnizität beschreibt die Zugehörigkeit zu einer „ethnischen“ Gruppierung. Kultur wiederum kommt vom lateinischen „*cultura*“ für „Bearbeitung“, „Pflege“, aber auch „Ackerbau“. In seiner weitesten Definition bezeichnet „Kultur“ in Abgrenzung von Natur alles, was der Mensch selbst gestaltend hervorbringt, d.h. Technik, Kunst, Musik, Sprache, Religion, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft etc (vgl. Jaeger et al. 2004, S. 3). Der in der Migrationsforschung beliebte Kulturbegriff der Cultural Studies nach Clarke u.a. (1981) ist ebenfalls sehr weit gefasst und versteht unter Kultur „die Art, die Form, in der Gruppen das Rohmaterial ihrer sozialen und materiellen Existenz bearbeiten“ (Clarke et al. 1981, S. 40) und darüber hinaus als „die Praxis, welche das Gruppenleben in sinnvoller Form realisiert und objektiviert“ (ebd., S. 41). Häufig wird „Kultur“ alltagssprachlich aber auch für die Bezeichnung einer Gruppe verwendet, deren Mitglieder bestimmte Gemeinsamkeiten zugeschrieben werden.

<sup>47</sup> Der „Nationalstaat“ beschreibt laut Max Webers klassischer Definition (1948(1947): 78) „eine menschliche Gemeinschaft (erfolgreich) das Monopol zur legitimen Nutzung physischer Gewalt innerhalb eines gegebenen Territoriums beansprucht“. Idealtypisch meint der Begriff eine Übereinstimmung eines bestimmten Territoriums mit dem darauf lebenden (natio-ethno-kulturell) homogenen Kollektiv.

<sup>48</sup> Anderson stellt in seinem Werk über „vorgestellte Gemeinschaften“ („Imagined Communities“, 1983) fest, dass die Nation – auch wenn real – eine Erfindung ist und dass Nationalismus keine reale Basis hat, keinen zeitlich vorher liegenden Bezugspunkt, sondern seine Referenz selbst schafft. Dafür zitiert er (1983, S. 6) Ernest Gellner: „Nationalism is not the awakening of nations to self-consciousness: it invents nations where they do not exist“.

auszeichnenden Ensembles“ (ebd., S. 228). Die durch den Nationalstaat vermittelte Zugehörigkeit schafft eine Wir-Gruppe, die „geographisch gefasst und in dem Sinne einwertig ist, als sie mit relativer normativer Gewissheit mit sozialer, status- und prestigebezogener Klarheit einhergeht und im Rahmen eines einigermaßen vertrauten Gemeinsamkeitskontextes situiert ist“ (Mecheril 2003, S. 25); und dieser Kontext lässt sich eben nicht in Nation, Ethnizität oder Kultur unterteilen.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitskonstruktionen beinhalten eine Fremd- und eine Selbstzuschreibung, die die Subjekte zueinander in ein Verhältnis setzen, miteinander gleichsetzen bzw. voneinander abgrenzen. Das so entstehende „Wir“, das von den „Anderen“ abgegrenzt wird, kann sich verändern und neu bestimmt werden – in der Praxis etwa durch die Neuregelung des Zugangs zur Staatsbürgerschaft. Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit soll als idealtypische Konzeption von Zusammenhängen verstanden werden, „in denen symbolische Distinktions- und Klassifizierungserfahrungen, Erfahrungen der Handlungsmächtigkeit und Wirksamkeit als auch biografische Erfahrungen der kontextuellen Verortung nahe gelegt sind“ (Mecheril 2003, S. 25f). Wie sich ein Subjekt selbst verortet bzw. von anderen verortet wird, aber auch wie Zugehörigkeitskonzeptionen lebenszeitlich entwickelt, verfestigt, verändert, ent- oder verworfen werden, kann in biografischen Erzählungen rekonstruktiv analysiert werden, weil natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit – ähnlich wie Geschlecht – ein Konstruktionsmoment einer Biografie darstellt. In diesem Sinne schreibt Anthias (2003, S. 22): „Die Erzählung über die Zugehörigkeit ist ein Bericht, der eine Geschichte darüber erzählt, wie wir uns selbst in Begriffen von sozialen Kategorien platzieren, etwa Geschlecht, Ethnizität und Klasse“.

Wie Mecheril (2003) argumentiert, ist natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit nach Kriterien der Eindeutigkeit definiert und normiert. Zugehörigkeitskonzepte teilen Menschen in „Wir“ und „Nicht-Wir“ ein – entweder eine Person gehört zu einem natio-ethno-kulturellen Kontext oder nicht. Ob eine Person zu einem Zugehörigkeitskontext gehört oder nicht, wird anhand eines fiktiven Prototypen des „Wir“ entschieden. Legt man Mecherils Konzept des „Standard-Deutschen“

(Mecheril 2003, S. 10) auf Österreich um, so existiert die prototypische Vorstellung über das Aussehen, das Verhalten oder die Vorlieben eines Österreichers als „unwirkliche, nicht benennbare, gleichwohl praktisch wirksame, phantasmatische Struktur“, die zwar „mit Beobachtungen durchschnittlicher Handlungsindikatoren korrelieren“ mag, aber „weder verdichtetes Abbild der Lebensbedingungen noch Repräsentation eines mittleren, durchschnittlichen, also unwirklichen Handelns der Gruppe“ ist. (vgl. ebd., S. 211).

Als zugehörig werden nur jene wahrgenommen, die nicht signifikant von diesem fiktiven Prototyp abweichend angesehen werden, wodurch sich die Vorstellung des Prototyps und die vorgestellten Grenzen zwischen „uns“ und den „Anderen“ verstärken. Weil das konstruierte „Wir“ vage bleibt, ist es gegenüber den „Anderen“ unangreifbar und dadurch wirksam (vgl. ebd., S. 196). Jene, die aufgrund von physiognomischen oder sozialen Merkmalen als signifikant abweichend vom Prototyp angesehen werden, werden unweigerlich als „Andere“ definiert und können damit nicht zum „Wir“ gehören. Ob jedoch Zugehörigkeit verweigert wird oder nicht, hängt davon ab, ob sich eine Person zu einem Kontext zugehörig fühlt oder nicht. Ist ersteres der Fall, kommt es, wie im Zusammenhang mit Migration besonders häufig zu beobachten ist, zu negativen Zugehörigkeitserfahrungen (vgl. ebd., S. 130ff).

Neben dem prototypischen Konzept des „Standard-Deutschen“ führt Mecheril das Konzept der „Anderen Deutschen“ ein. Dies sind „Menschen, die ihre Lebensmitte in Deutschland haben, hier genügsam und maßlos sind, hier ihre Ausbildung absolvieren und erwerbslos sind, die in Deutschland wichtige Bezugspersonen haben, in Deutschland um ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart und ihre Zukunft wissen, hier essen, lieben und streiten, ängstlich und zuversichtlich sind, mithin all das machen, was Menschen an dem Ort machen, an dem sie ihre Lebensmitte haben, die aber so weit von einem fiktiven prototypischen Bild des oder der Standard-Deutschen abweichen, dass sie als zu weit abweichend und folglich nicht legitim zugehörig wahrgenommen und behandelt werden.“

Mit dem Konzept der „Anderen Deutschen“ widerspricht Mecheril der Logik eindeutiger natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. Die mehrfach (und daher gar nicht) Zugehörigen, die Uneindeutigen, widersetzen sich der strengen Dichotomie des „Wir“ und der „Anderen“. Sie lassen sich nicht eindeutig einordnen und stellen damit die Ordnung in Frage, vereinbaren das Unvereinbare in sich und werden damit in der Ordnung, die kein Dazwischen erlaubt, zu „Monstren“ (Mecheril 2003, S. 323ff). „Andere Deutsche“ werden aufgrund ihrer als signifikant angesehenen Abweichung vom fiktiven Prototyp die Zugehörigkeit verweigert, sie werden zu „Anderen“ gemacht und erfahren Ausgrenzung; aus der Sicht von Nicht-Anderen sind Andere „zwar nicht eindeutig Nicht-Wir, aber in jedem Fall nicht Wir“ (ebd., S. 328); im Falle von „rassistisch Markierten“<sup>49</sup> machen sie auch Rassismuserfahrungen. Dabei weist Mecheril auf das Dilemma bei der Bezeichnung „interessierender Personengruppen“ hin: „Die Benennung, die auf die Anerkennung von in Deutschland aufgewachsenen Migrationsfolgegenerationen als volle Mitglieder der Gesellschaft zielt, bestärkt das nationalstaatliche Prinzip, das die prekäre Zugehörigkeitsrealität Anderer Deutscher erst hervorgebracht hat“ (ebd., S. 55). Mecheril führt weiter aus, dass das Wissen, als Außenseiter behandelt zu werden und Außenseiter zu sein, „zu Tendenzen der Assoziation, der Sympathie und des Sich-wechselseitig-Erkennens führt, die als Fragmente oder Ansätze eines gruppenkonstitutiven Zusammengehörigkeitsgefühls wirken können“ (2003, S. 11). Er geht davon aus, dass der prekäre Umstand natio-ethno-kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit „für alle Anderen Deutschen als ein Lebenslauf, Selbstverständnis und Biographie organisierendes Thema relevant ist“, weist aber gleichzeitig darauf hin, dass Art und Ausmaß dieser Bedeutsamkeit unterschiedlich ausgeprägt sind, je nachdem inwieweit die natio-ethno-kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit „von anderen Positionierungen und Themen überlagert

---

<sup>49</sup> Rassismus umschließt hier nicht nur Phänomene des „alten“ Rassismus, die sich auf „Rassen“ oder „ethnische“ Herkunft beziehen, sondern auch jene, die sich als „neuer Rassismus“ (Barker 1981), „racisme différentialiste“ (Balibar und Wallerstein 1991) bzw. „kulturellen Rassismus“ bzw. „Kulturrassismus“ (Modood 2003) auf „Kultur“, Religion oder Traditionen beziehen.

oder zur Seite gerückt“ (ebd., S. 12) wird.

Die Zugehörigkeit zu mehreren natio-ethno-kulturellen Kontexten ist in der vorherrschenden, auf dem Konzept des Nationalstaats aufgebauten Logik nicht vorgesehen – natio-ethno-kulturelle Mehrfach-Zugehörigkeit<sup>50</sup> ist aber für viele Menschen Realität. „Geanderte“, also Mehrfach-Zugehörige, müssen mit Ausgrenzungserfahrungen und dem Druck zur eindeutigen Positionierung im Sinne der dichotomen Logik natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit umgehen. Je nachdem, über welche Ressourcen die Einzelnen verfügen, inwieweit sie mehrfach marginalisiert sind bzw. entlang anderer Differenzlinien an hegemonialer Macht teilhaben, trifft sie die Ausgrenzung [...] unterschiedlich, können und werden sie die Erfahrungen individuell anders wahrnehmen und andere Strategien des Umgangs entwickeln (vgl. ebd.). „Geanderte“ können Zuschreibungen internalisieren oder ablehnen, durch diese in ihrem Selbstbewusstsein geschwächt oder gestärkt werden. Aber egal was, sie machen, sie bleiben „Andere“, weil ihre natio-ethno-kulturelle Differenz ständig neu hergestellt und festgeschrieben wird.

#### **2.3.1.4 Prekäre Zugehörigkeit**

*Fraglose Zugehörigkeit* zu einem Kontext ist, wie Mecheril (2003, S. 28) schreibt, nur dann gegeben, wenn ein Mensch sich selbst als *symbolisches Mitglied* des Kontextes erkennt und von bedeutsamen Anderen als Mitglied anerkannt wird; wenn er in dem Kontext in einer ihm gemäßen Weise *habituell wirksam* ist; und wenn er an den Kontext *lebensgeschichtlich gebunden* ist.

---

<sup>50</sup> Zur Einklammerung von „Mehrfach“ schreibt Mecheril (2003, S. 27): „Die Einklammerung zeigt an, dass die vorliegende Arbeit sich weniger mit einem von einem Außenstandpunkt als gleichwertig und gleichbedeutend bezeichnbaren Aufenthalt in zwei (oder mehr) natio-ethno-kulturellen Kontexten beschäftigt, sondern mit Zugehörigkeitswirklichkeiten in einem Handlungs- und Aufenthaltsraum, der 'Deutschland' genannt wird. Allerdings werden diese Zugehörigkeitswirklichkeiten befragt und sind unsicher, weil ihr besonderer Status von einem weiteren natio-ethno-kulturellen Bezug hervorgebracht wird.“

Fraglose Zugehörigkeit sei, schreibt Mecheril (2003, S. 296), im Sinne einer „Entsprechung“ und „Anerkennung“ von Mitgliedschaft, Wirksamkeitsräumen und Verbundenheit – eine Illusion ist, die vor „Fremdheitserfahrungen“ schützen soll. In diesem Sinne bezieht sich die Tatsache, dass die idaltypische Situation fragloser Zugehörigkeit nicht nur im Zusammenhang mit Migration, sondern dass vielmehr „fragliche Zugehörigkeit“ „eher ein allgemeines Kennzeichen posttraditionaler und hochdifferenzierter Gesellschaften“ (ebd., S. 297) bzw. der „statistische Normalfall“ (ebd., S. 299) ist.

Jedenfalls kann fraglose Zugehörigkeit für alle, die mehreren Kontexten verbunden sind, kein sinnvolles Ziel sein, „weil diese Perspektive letztlich von ihnen verlangt, sich der Exklusivitätslogik des Entweder-Oder zu beugen, die ihre Mehrfachzugehörigkeit bestenfalls als irrelevantes („symbolisches“) Relikt einer identitätsdiffusen Phase zulässt“ (ebd., S. 303).

Unter dem Begriff „fragliche“ bzw. „prekäre Zugehörigkeit“ fasst Mecheril sowohl eingeschränkte als auch fehlende Zugehörigkeit. Als eingeschränkte Zugehörigkeit bezeichnet Mecheril Formen der Zugehörigkeit, die sich durch „unbezweifelte symbolische Mitgliedschaft auf formeller und informeller Ebene“ einerseits und der fehlenden Möglichkeit (selbst-)wirksam zu handeln andererseits auszeichnet. „Je intensiver die Einschränkung ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Umstand, fragloses Mitglied zu sein, an Relevanz verliert und schließlich bedeutungslos wird“, wobei der Bedeutungsverlust wahrscheinlich größer ist, wenn die biografisierende Verbundenheit mit dem natio-ethno-kulturellen Kontext lose ist und es eine realistische Möglichkeit des Zugangs zu alternativen (nicht natio-ethno-kulturell etikettierten) Handlungskontexten, z.B. Zugehörigkeitsräume wie Sport, Musik oder Wissenschaft, gibt. (vgl. ebd., S. 297)

Fehlende Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit wird erst dann fraglich bzw. als prekär erfahren, wenn sie alltagsweltlich relevant ist. (vgl. ebd., S. 298) „Pragmatisch relevant wird die Nicht-Zugehörigkeit einer Person vor allem dann, wenn sie sich in dem Raum aufhält, in dem sie auf der Ebene von Mitgliedschaft, Wirksamkeit und Verbundenheit nicht zugehörig ist. Und der

Stellenwert dieser Nicht-Zugehörigkeit wächst, je ausgeprägter die Person in Ermangelung von Alternativen an diesen Raum gebunden ist“ (ebd.).

„Der Zugehörigkeitsstatus Anderer ist prekär, weil er sich gleichsam zwischen der Eindeutigkeit des fraglosen Ja und der Unanzweifelbarkeit des fraglosen Nein ereignet. Die Zugehörigkeitsrealität Anderer ereignet sich im Zwischenbereich der Idealisierungen „Zugehörigkeit“ und „Nicht-Zugehörigkeit“, im Zwischenraum von eingeschränkter und fehlender Zugehörigkeit, zwischen „Wir“ und „Nicht-Wir“ (ebd., S. 326). Prekäre Zugehörigkeit verweist im Zusammenhang mit „Anderen“ also auf eine „chronische Einstweiligkeit, ein auf Dauer gestelltes Provisorium“ (ebd., S. 301) bzw. auf einen „Zwischenstatus“ (ebd., S. 304), der sich aus staatsbürgerschaftlicher oder auf einer ethnisierenden oder kulturalisierende Praxis basierender alltagswirklicher Exklusion, aus temporaler Unsicherheit und aus Ortslosigkeit ableitet.

Natio-ethno-kulturell Mehrfach-Zugehörige erleben also häufig einen gesellschaftlichen Teilausschluss. Dieser wird oft durch einen bestimmten Rechtsstatus vermittelt: „Ausländer“ erfahren legalisierte Einschränkungen sozialer, ökonomischer und politischer Teilhabe (vgl. ebd., S. 306). Daneben entsteht ein Teilausschluss auch durch (rassistische bzw. ethnisierende oder kulturalisierte) Stereotypisierungen (also die Reduktion von Menschen auf bestimmte Wesenseigenschaften) bzw. Fremdzuschreibungen oder aufgrund unerfüllter Forderungen bzw. Erwartungen bezüglich (einwandfreier) sprachlicher Kompetenzen. Mit dem teilexkludierenden Rechtsstatus geht prekäre Zeitlichkeit (ebd., S. 312), vor allem verstanden als Unsicherheit in Hinblick auf die Zukunft, sowie eine gewisse Ortslosigkeit einher, die sich darin äußert, dass Teilin- bzw. -exkludierte keine öffentlichen Orte der Darstellung ihres natio-ethno-kulturellen Status vorfinden können (ebd., S. 324) – zumindest solange sie sich nicht bestimmte (Handlungs-)Räume aneignen.<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> In der neueren Migrationsforschung wird in diesem Zusammenhang vielfach auf die Schaffung transnationaler Räume und Kulturen, auf „Culture's In-Between“ (Bhabha 1996) bzw. „Third Spaces“ (Riegel 2004: 353) verwiesen, die Rückzugsmöglichkeiten bei (eventuell) verwehrter Anerkennung bieten.

Als Strategien einer „natio-ethno-kulturellen Lebensführung“ hat Mecheril zwei Idealtypen identifiziert: die „Selbstkultivierung“, bei der ein Individuum auf positive Möglichkeiten fokussiert und negative Erfahrungen und Begrenzungen ausblendet, und das „Anerkennungshandeln“, bei dem die belastenden Momente des prekären Status im Vordergrund stehen und Anerkennung vor allem in persönlichen Nahebeziehungen angestrebt wird (Mecheril 2003, S. 336ff).

Im Rahmen der „Selbstkultivierung“ wird das eigene Selbst zum Gegenstand der Reflexion und Bearbeitung gemacht; ein „Umgang mit sich selbst“, den Ulrich Beck (1986) als einen Aspekt neuer Formen von „Individualisierung“ unter den gesellschaftlichen Bedingungen der „reflexiven Moderne“ identifiziert hat. „Selbstkultivierung“ funktioniert über Selbstvorstellungen wie dem „Glücklich-Sein“ oder dem „Mit-sich-im-reinen-Sein“ (Mecheril 2003, S. 351), oder über Selbsttechniken wie „Selbstfokussierung“, „Selbstvervollkommnung“ und „Selbstbeaufsichtigung“ (ebd.).

Bezüglich des „Anerkennungshandelns“ unterscheidet Mecheril (ebd., S. 375ff) drei Formen: Anpassen, Einrichten und Klarkommen. Während (alleiniges) Anpassen (als aktive Orientierungs- und darin Selektions-, Entsagens- und Disziplinierungsleistung) für Mehrfachzugehörige nur dann eine sinnvolle Option ist, wenn sie ihre Mehrfachzugehörigkeit aufgeben wollen, zielen Einrichten und Klarkommen auf den Erhalt derselben ab. Einrichten beschreibt Mecheril (2003, S. 382) als einen Akt des räumlichen Rückzugs (z.B. in die eigene Wohnung) bzw. als Schaffung eines „Anderen Raumes“, in dem Menschen im Privaten versuchen, fehlende Anerkennung zu bewältigen und eine Selbstdarstellung zu ermöglichen. Klarkommen meint hingegen das Zurechtkommen mit dem prekären Status bzw. den „glückenden Umgang“ mit dem „Aufenthalt im zweipoligen Rahmen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitskontexte“ (ebd., S. 384f). Die Bedeutung von Anerkennung für Menschen mit prekärer Zugehörigkeit geht aus der Studie von Christine Riegel (2004, S. 352) in Bezug auf Jugend und Migration hervor, nach der „sich [die Suche nach Anerkennung] wie ein roter Faden durch die biographischen Erzählungen und die darin

präsentierten Orientierungs- und Handlungsoptionen [zieht]“.

Jene schließlich, die das natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit zugrundeliegende binäre Modell ablehnen und Zugehörigkeitsordnungen generell in Frage stellen, würden, so Mecheril (2003, S. 323ff) als „Monstren“ wahrgenommen, in deren Körper „als inkompatibel und unverträglich verstandene „Naturen““ aufeinandertreffen.

### **2.3.2 Politik der Zugehörigkeit**

Alle Staaten verfügen über restriktive Regelungen zum Grenzschutz, zur Einwanderung, Staatsangehörigkeit und zum Aufenthalt (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 80f) – und damit über Regelungen, die die Existenz von natio-ethno-kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten ignorieren oder zumindest zur Erzeugung prekärer Zugehörigkeiten beitragen.

Die Erschaffung, Entwicklung und Verteidigung derartiger Regelungen durch politische Zugehörigkeitsprojekte (Yuval-Davis 2011), mit dem Ziel, die Grenzen der Zugehörigkeit (zu) einer Gemeinschaft abzustecken, können unter dem Begriff „Zugehörigkeitspolitik“ (Yuval-Davis 2006, 2011; Antonsich 2010) zusammengefasst werden. John Crowley (1999, S. 30) versteht unter Zugehörigkeitspolitik jene Politik, die die Kriterien für die symbolische und materielle Mitgliedschaft in einer (politischen) Gemeinschaft verhandelt und damit die Grenzen für Ein- oder Ausschluss zieht – und nennt sie folgerichtig „die dreckige Arbeit der Grenzerhaltung“. Die Grenzen einer politischen Zugehörigkeitsgemeinschaft, die Crowley anspricht, trennen die Weltbevölkerung physisch und - durch das Abstecken der Grenzen der „vorgestellten Gemeinschaft“ (Anderson 1991(1983)) – auch symbolisch in „Wir“ und „Sie“ (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 20). Wie Permoser und Rosenberger (2012, S. 204) schreiben, werden solche Grenzziehungen „von visuellen Darstellungsformen, Ritualen und Insignien begleitet, durch die soziale Ordnung sowohl (symbolisch) hergestellt als auch (materiell) sichtbar gemacht wird“.

Politische Zugehörigkeitsprojekte beinhalten also stets die Ausübung von Macht und repräsentieren gleichzeitig symbolische Machtordnungen (vgl. u.a. Bourdieu 2005).

Paul Mecherils (2013, S. 28) Begriff der „Zugehörigkeitsordnung“ schließt daran an und beschreibt „jene machtvolle[n] Zusammenhänge, die durch eine komplexe Form der Ermöglichung und Reglementierung, der symbolischen, kulturellen, politischen und biographischen Einbeziehung und Ausgrenzung auf Individuen produktiv Einfluss nehmen“. Die involvierten politischen Akteure – in erster Linie sind dies (Regierungen von) (National)Staaten – bewerben ihre Positionen und Ideologien in Hinblick auf die Konstruktion von Kollektiven und ihrer Grenzen, nutzen sie aber auch, um ihre Machtpositionen innerhalb und außerhalb der Kollektive aufrechtzuerhalten oder zu befördern.

Im Anschluss daran versteht Nira Yuval-Davis unter Zugehörigkeitspolitik jene kontinuierliche Arbeit, die hegemoniale Mächte in die Aufrechterhaltung und Reproduktion von Gemeinschaftsgrenzen investieren, umfasst aber auch die Unternehmungen anderer Akteure, die darauf abzielen, diese Grenzen infragezustellen bzw. Widerstand gegen diese Grenzen leisten. In ähnlicher Weise unterscheidet Brubaker (2010, S. 66f) zwischen „interner“ und „externer“ Zugehörigkeitspolitik, wobei erstere Personen betrifft, die dauerhaft in einem Staatsgebiet leben, aber nicht (zur Gänze) Mitglieder des Staates sind; zweitens hingegen bezieht sich auf Personen, die dauerhaft außerhalb eines Staatsgebietes leben, aber Zugehörigkeit zum Staat (bzw. zur „Nation“) beanspruchen (bzw. für sie Zugehörigkeit beansprucht wird).

Die grundlegende zugehörigkeitspolitische Auseinandersetzung dreht sich um die Frage, wie die jeweilige Zugehörigkeit konstituiert ist, was es bedarf, um einer Gemeinschaft als Mitglied anzugehören bzw. was von einer spezifischen Person verlangt wird, damit sie berechtigt wird, zuzugehören, als zugehörig verstanden und wahrgenommen zu werden und sich zugehörig zu fühlen. Zugehörigkeitspolitik stellt ein Gesamtgerüst dar, das Nationalismus und Staatsbürgerschaftsregelungen genauso umfasst wie die Diskurse über die Grenzen des jeweiligen Kollektivs. Dem liegt die (schon immer dagewesene)

fehlende Kongruenz von Staat und natio-ethno-kultureller Gemeinschaft zugrunde; wären beide Gebilde kongruent, gäbe es weder Minderheiten noch die Notwendigkeit, Zugehörigkeitspolitik zu betreiben (vgl. ebd., S. 68).

Zugehörigkeitskonstruktionen, die durch politische Zugehörigkeitsprojekte gefördert werden, können auf verschiedenen Grundlagen basieren; in manchen Fällen wird eine gemeinsame Abstammung beansprucht, in anderen eine gemeinsame Kultur, Religion oder Sprache. Yuval-Davis (2011, S. 20) verweist darauf, dass verschiedene Zugehörigkeitsprojekte auf Loyalität und Solidarität, die Betonung gemeinsamer und geteilter Werte oder auf die Erschaffung eines Schicksalsmythos abzielen – und damit Zugehörigkeitspolitik die verschiedenen Facetten von Zugehörigkeit (gesellschaftliche Positionierungen, Identifikationen und emotionale Verbindungen sowie ethische und politische Werte) zum Gegenstand haben kann. Dabei enthält und bedient Zugehörigkeitspolitik potentiell die volle Bandbreite menschlicher Emotionen, von Trauer über Furcht bis hin zur Liebe. Beispiele für Zugehörigkeitspolitik und ihre Auswirkungen finden sich u.a. bei Nira Yuval-Davis (2011) oder Brubaker (2010). In den Niederlanden wurde vor rund 25 Jahren mit der Abwendung vom „Multikulturalismus“ (Hall 2006) und mit Bezug auf das Geburtsland eines Individuums und seiner Eltern die begriffliche Unterscheidung zwischen „autochthons“ (altgriechisch für ‚bodenständig, eingeboren, alteingesessen‘)<sup>52</sup> und „allochthons“ (altgriechisch für ‚fremd, auswärtig‘) eingeführt. Wie Doornik (2013) schreibt, war „allochtoon“ zunächst neutral besetzt, entwickelte sich im öffentlichen Diskurs aber zu einem Synonym für ‚unerwünschte‘, niedrig qualifizierte und/oder muslimische Zuwanderer. Der Zugehörigkeitsgemeinschaft Frankreichs liegt hingegen eine Politik zugrunde, die ZuwandererInnen auffordert, die französische Staatsbürgerschaft anzunehmen und sich „kulturell anzupassen“; und in Großbritannien folgt die Politik der Zugehörigkeit dem angloamerikanischen Konzept der Selbstkategorisierung als Mitglied einer bestimmten „ethnischen“ Gruppe.

---

<sup>52</sup> Zur historischen Entwicklung und Verwendung des Begriffs „autochthon“ siehe u.a. Geschiere 2009.

In Österreich setzt der Staat bei der Definition der Zugehörigkeitsgemeinschaft auf das politische Konzept der „Integration“ bzw. auf ein zunehmend restriktives und schwer zu überwindende Hürden beinhaltendes nationales Integrationsmodell (vgl. Kapitel 2.3.2ff), das von einem nationalistischen und rassistischen Anti-Immigrationsdiskurs begleitet wird, der vor allem von der extremen Rechten, aber auch von den Konservativen besetzt wird.

In der sozialwissenschaftlichen Diskussion über Zugehörigkeit zu politischen Gemeinschaften wird idealtypisch zwischen der „ethno-kulturellen“, der rechtlichen und der sozialen Zugehörigkeit unterschieden (vgl. Bauböck 1994). Baut Politik auf einem „ethno-kulturellen“ Zugehörigkeitskonzept auf, zieht sie die Grenzen der Gemeinschaft rund um bestimmte Werte, Sprache oder Religion (vgl. Wimmer 2008). Rechtliche Zugehörigkeit bezieht sich auf die Unterscheidung von zugehörigen StaatsbürgerInnen und nicht zugehörigen Nicht-StaatsbürgerInnen. Das Konzept der sozialen Zugehörigkeit stellt den permanenten Lebensmittelpunkt als Kategorie in den Mittelpunkt und wird vor allem von VertreterInnen trans- bzw. postnationaler Theorien diskutiert (vgl. Soysal 1994, Benhabib 2004; zum Konzept „transnationaler Positionierungen“ vgl. Anthias 2009).

Zugehörigkeitspolitik lässt sich außerdem anhand der mit ihr propagierten Kriterien des Ein- und Ausschlusses entlang von Offenheit/Geschlossenheit bzw. Durchlässigkeit/Undurchlässigkeit bewerten. Zielt Zugehörigkeitspolitik auf askriptive Verortungen wie „Ethnie“, Herkunft oder Geburtsort ab, sind Gemeinschaftsgrenzen am wenigsten durchlässig. Zielt sie auf Sprache, Kultur oder Religion ab, sind die Grenzen (für eventuelle freiwillige, assimilatorische Identifikation mit dem Kollektiv) durchlässiger. Liegt der Zugehörigkeitspolitik ein bestimmtes Set von Werten wie jene der Demokratie oder der Menschenrechte zugrunde, sind die Grenzen der betreffenden Gemeinschaft am offensten (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 20). Gegenwärtig gibt es jedoch keine politische Gemeinschaft, in der Zugehörigkeit allein durch Niederlassung bzw. Aufenthalt erreicht werden kann, obwohl staatliche Herrschaft auf territorialer Souveränität beruht, wodurch Individuen gerade wegen ihres dauernden Aufenthalts dem

staatlichen Gewaltmonopol unterworfen werden. (vgl. Bauböck 1994, S. 10). Aus einer demokratischen Perspektive sind die betroffenen Individuen, wie Rainer Bauböck (ebd.) feststellt, aufgrund dieser Unterwerfung berechtigt, Grundrechte, gleichen Schutz und gleiche Freiheit wie Gemeinschaftsmitglieder zu genießen und im Rechtssetzungsprozess repräsentiert zu sein. Während sich daraus theoretisch die Forderung nach der rechtlichen Gleichstellung von im jeweiligen Inland wohnhaften Ausländern mit den StaatsbürgerInnen durch die Beseitigung jeglicher Diskriminierungen in Bezug auf politische, ökonomische und soziale Rechte bzw. durch die Einführung des „Wohnbürgerschaftsstatus“ (ebd.) ableiten lässt, ist die staatliche Realität u.a. in Bezug auf das Wahlrecht, den Zugang zu öffentlichen Ämtern oder eben dem Erwerb der (doppelten) Staatsbürgerschaft von Restriktionen gekennzeichnet. Und obwohl Nicht-StaatsbürgerInnen immer über eingeschränkte Rechte verfügen, müssen sie – mit Ausnahmen (wie dem Militärdienst) – alle vom Staat auferlegten Pflichten erfüllen (wie etwa Steuern zu zahlen).

StaatsbürgerInnen hingegen haben zwar auch Pflichten gegenüber der Gemeinschaft und dem Staat zu erfüllen, verfügen aber über Dokumente, die ihre Zugehörigkeit belegen, über Bürgerrechte sowie politische und soziale Rechte, allen voran das Recht auf Partizipation am Gesetzgebungs- und Regierungsbildungsprozess.

Das Faktum, dass grundlegende Rechte und Pflichten auf der Grundlage von Staatsbürgerschaft festgelegt werden, offenbart die Bedeutung von Staatsbürgerschaft für die Zugehörigkeit von Individuen zu modernen demokratischen Gesellschaften (vgl. Castles und Davidson 2000, S. 7).

In diesem Zusammenhang weist Mecheril (2003, S. 306) mit Bezug auf Mackert (1999, S. 205) darauf hin, dass staatliche Zugehörigkeitspolitik mit der Mitgliedschaft auch die auf Teilhaberechten basierende Wirksamkeit von Nicht-StaatsbürgerInnen einschränkt – und zwar auf der Ebene ziviler Rechte durch die Trennung von Menschen- und Bürgerrechten; auf der Ebene politischer

Rechte durch die Trennung von politischem Souverän und „neuen Metöken“<sup>53</sup>; auf der Ebene sozialer Rechte durch die Herstellung eines „kulturell bzw. ethnisch imprägnierten Schichtungssystems“; auf der Ebene ökonomischer Rechte durch die Sicherung des Vorrangs von StaatsbürgerInnen und gleichgestellten Personen als ArbeitnehmerInnen.

Die auf der Trennung von StaatsbürgerIn und Nicht-StaatsbürgerIn basierende Zugehörigkeitspolitik wirkt sich darüber hinaus auch auf die Möglichkeiten zur Teilnahme und Anerkennung in praktischen Lebensbereichen wie der Nachbarschaft oder dem Arbeitsplatz aus (Crowley 1999; Brubaker 2010). wodurch Zugehörigkeit nicht nur von Staatsbeamten (oder anderen in einem politischen Mehrebenensystem dafür zuständigen Personen) verwaltet wird, „sondern von gewöhnlichen Menschen im Laufe des alltäglichen Lebens, die sich stillschweigender Verständnisse dessen bedienen, wer dazugehört und wer nicht, über das Wir und die Anderen“ (Brubaker 2010, S. 65). So werden häufig Menschen trotz ihrer Staatsbürgerschaft nicht als zugehörig (an)erkannt, wenn sie beispielsweise einer anderen Religion als die Mehrheit der StaatsbürgerInnen folgen, eine andere Hautfarbe haben oder eine andere Sprache sprechen – in vielen Fällen reicht schon ein bestimmter Akzent.

Zuwanderer sind aber nicht nur Gegenstand der staatlichen Zugehörigkeitspolitik, sie nehmen an den wechselseitigen Aushandlungsprozessen über Zugehörigkeit auch selbst teil und beeinflussen damit aktiv die Formen der Selbst- und Fremdzuschreibung in der Einwanderungsgesellschaft. Dies verweist darauf, dass die Grenzen der Zugehörigkeitgemeinschaft nicht nur von PolitikerInnen definiert werden, sondern auch im öffentlichen Raum und im öffentlichen Diskurs. Staatliche Institutionen und Öffentlichkeit beeinflussen sich bei der Definition der Zugehörigkeitgemeinschaft, die permanent neu ausgehandelt und (re-)konstruiert wird, wechselseitig (Pries 2013, S. 2) und auch Medien spielen als Diskursbeschleuniger oder verstärker eine wichtige Rolle (Brubaker 2010).

---

<sup>53</sup> Als „Metöken“ wurden in den Städten des antiken Griechenland ortsansässige Fremde ohne politische Rechte bezeichnet.

Politische Parteien wiederum präsentieren hierbei verschiedene Problemdeutungen, die in den Alltag durchsickern und vor allem dann re-artikuliert werden, wenn sich Individuen in Konfliktsituationen befinden und Zugehörigkeitskonzeptionen als gefährdet erfahren werden – was wiederum politische Parteien dazu bringt, die von ihnen präsentierten Zugehörigkeitskonzepte zu modifizieren. (vgl. Permoser und Rosenberger 2012, S. 433)

Zugehörigkeit wird politisiert, wenn sie in einer bestimmten Art und Weise als gefährdet empfunden wird bzw. als gefährdet gilt (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 10); Angst und Bedrohung sind wichtige Momente im Prozess der Politisierung und Mobilisierung von Zugehörigkeit (vgl. Hopkins 2011). Im Zusammenhang mit Migration sind es insbesondere (extrem) rechte Parteien, die ihre Zugehörigkeitspolitik darauf aufbauen, bedrohte bzw. als gefährdet erfahrene Zugehörigkeitsgefühle zu mobilisieren, indem sie MigrantInnen permanent bestimmte negative Eigenschaften zuschreiben (während die „eigenen“ Eigenschaften unbestimmt bleiben) und ihre Anwesenheit in nationalstaatlich definierten Räumen in Frage stellen (vgl. u.a. Favell 1999; Anderson und Taylor 2005).

Wie Permoser und Rosenberger anhand ihrer Studie über Zugehörigkeit in Wiener Gemeindebauten aufzeigten, arbeiten rechte Parteien wie die FPÖ zwar stets mit Bedrohungsszenarien und mit der Betonung der (angeblichen) Ressourcenknappheit (z.B. bezüglich Wohnraum oder sozialpolitischer Leistungen; vgl. Permoser und Rosenberger 2012, S. 444), jedoch nicht mehr nur mit Grenzziehungen anhand ethnisch-kultureller Zuschreibungen. Vielmehr unterscheiden themenabhängig auch zwischen StaatsbürgerInnen und Nicht-StaatsbürgerInnen oder zwischen „tüchtigen“ und „gut integrierten“ AusländerInnen und nicht gut integrierten, oft muslimischen, vielleicht Sozialleistungen empfangenden Anderen. Dabei vermischen sie ethnisch-kulturelle, rechtliche und „disziplinär-moralische“ (ebd.) Kategorien, sodass die gleichen Personen – vor allem eingebürgerte MigrantInnen, die die FPÖ damit für sich mobilisieren will – je nach aktueller Gewichtung zugehörig und nicht

zugehörig sein können. (vgl. ebd., S. 447).

Andere Parteien – wie Permoser und Rosenberger (S. 447f) im Falle der SPÖ analysierten - de-politisieren die ethnisch-kulturelle Form der Zugehörigkeit, forcieren das Narrativ des geordneten Zusammenlebens aller Menschen (in einem abgegrenzten Raum) und definieren als Zugehörigkeitskriterium die Einhaltung eines bestimmten, nicht natio-ethno-kulturell bestimmten Regelwerks. In diesem Zusammenhang empfehlen die beiden AutorInnen die weiter oben vorgestellten Zugehörigkeitsformen („ethnisch-kulturelle“, rechtliche und soziale Zugehörigkeit) durch „tugendhafte“ und „disziplinierte“ Zugehörigkeitsformen zu ergänzen. (vgl. ebd., S. 448).

Wie sich die verschiedenen Arten der Zugehörigkeitspolitik und ihre Diskurse auf Individuen auswirken, muss unter Berücksichtigung des jeweiligen historisch-politischen und rechtlichen Rahmens anhand von Fallanalysen untersucht werden.

### ***Exkurs: Das Thema „Südtirol“ in der österreichischen Politik***

Der Diskurs zum Thema „Südtirol“ wird in Österreich seit Jahrzehnten intensiv geführt. Die Grundlage dafür bildet die (als solche konstruierte) „gemeinsame Geschichte“ und die im Gruber-De Gasperi-Abkommen festgehaltenen „Schutzmachtfunktion“ Österreichs für Südtirol. Die Aktualität des Themas (und die Positionen dazu) spiegelt sich u.a. in den Presseaussendungen wider, die im Jahr 2016 zum Thema Südtirol von VertreterInnen der österreichischen Parlamentsparteien und der Pressestelle des Parlaments selbst ausgesendet worden sind. Schon ein Überblick offenbart, dass Südtirol am häufigsten von der FPÖ thematisiert wird, während sich die anderen Parteien diesbezüglich mehr oder weniger zurückhalten.<sup>54</sup> Die zentralen Themen in den Presseaussendungen des Vorjahrs waren die bis Januar 2016 diskutierte (und

---

<sup>54</sup> Der Aussage zugrunde liegt das Ergebnis einer Analyse der APA OTS Aussendungen zum Thema Südtirol im Zeitraum von 1. Jänner 2016 und 31. Dezember 2016. Vgl. OTS 2016.

derzeit vorerst nicht mehr diskutierte) doppelte Staatsbürgerschaft für SüdtirolerInnen, das (von der FPÖ geforderte) „Selbstbestimmungsrecht“ für Südtirol, der 70. Jahrestag des Pariser Vertrages, die Debatte rund um eine Schließung der Brennergrenze sowie zuletzt die Diskussion um eventuelle Auswirkungen des italienischen Verfassungsreferendums.

Eine zentrale Diskussionsplattform zum Thema Südtirol ist der „Südtirol-Unterausschuss“ des Österreichischen Parlaments, der am 9. April 2014 eingesetzt wurde und dem VertreterInnen aller Parlamentsparteien (SPÖ, ÖVP, FPÖ, Grüne, NEOS und TS<sup>55</sup>) angehören. Obmann des Ausschusses ist Hermann Gahr (ÖVP), Stellvertreter sind Hermann Krist (SPÖ), Werner Neubauer (FPÖ) und Georg Willi (Grüne). Der Ausschuss behandelte bisher die Themen „Autonomieentwicklung 2009-2013“ und „Selbstbestimmungsrecht der Südtiroler“. (vgl. Parlament 2017) Während der Ausschuss in manchen Fragen Einigkeit demonstriert, etwa wenn es darum geht, „dass sich Österreich unabhängig vom Ausgang des Referendums [in Italien] seine Schutzmachtfunktion nicht nehmen lassen werde“ (OTS vom 23.11.16; vgl. auch OTS vom 9.3.16), können sich seine Mitglieder in anderen Fragen nicht auf eine gemeinsame Position verständigen. Ein rezent Beispiel dafür ist der Vorschlag, SüdtirolerInnen das Recht auf eine Doppelstaatsbürgerschaft zuzugestehen (vgl. ebd.; OTS vom 9.3.16; OTS vom 29.1.16): Werner Neubauer (FPÖ), Christoph Hagen (TS) und die fraktionslosen Abgeordneten Rupert Doppler und Gerhard Schmid unterstützten den Vorschlag, während ÖVP, SPÖ und Grüne ihre Präferenz für die Weiterentwicklung der Südtiroler Autonomie darlegten und auf politische Schwierigkeiten im Zusammenhang mit einer Doppelstaatsbürgerschaft für SüdtirolerInnen verwiesen.

Das Thema Südtirol wird jedoch nicht vom „Südtirol-Unterausschuss“ am häufigsten thematisiert, sondern von der FPÖ. Die aktuelle Grundlage dafür bildet eine im Jahr 2016 schriftlich abgefasste Handreichung für das

---

<sup>55</sup> Auf die Positionen der Parteien NEOS und Team Stronach wird in diesem Kapitel nicht näher eingegangen, da diese das Thema Südtirol in der Regel nur im „Südtirol-Ausschuss“ behandeln.

Führungspersonal der Partei (vgl. Der Standard 2016). Darin geht es um „eine besondere Verantwortung für die deutschen Minderheiten in den Nachfolgestaaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie“ sowie für Südtirol, dem das Recht auf eine „Heimkehr in das Vaterland Österreich“ zugesprochen wird; und zwar nach Wunsch der FPÖ in einem „Europa der Vielfalt der historisch gewachsenen autochthonen Ethnien“ auf der Grundlage „eines europäischen Volksgruppenrechts auf ethnischkultureller Basis“. Diese ethnisierte Sichtweise spiegelt sich auch in den Presseaussendungen der FPÖ wider; so etwa indem „die Verbindung der Südtiroler zum Vaterland Österreich“ (OTS vom 18.3.) betont wird, indem SüdtirolerInnen als „im falschen Staat lebende Menschen“ (ebd.) beschrieben werden, oder indem die Sicherung des „ethnischen und kulturellen Bestand[s] der deutschen und ladinischen Volksgruppen in Südtirol“ als „die historische Aufgabe Österreichs“ (OTS vom 11.3.16) bezeichnet wird und vor einer „Italianisierung Südtirols“ (OTS vom 24.10.16) gewarnt wird. Am häufigsten wird von FPÖ-Seite jedoch die Selbstbestimmung gefordert. So sagte FPÖ-Obmann Strache in einem Interview mit der italienischen Tageszeitung *La Repubblica*: "Ich will die bestehende Wunde heilen und Tirol die Möglichkeit geben, sich wieder zu vereinen" (ORF 2016).

Neben zahlreichen Presseaussendungen – die FPÖ äußerte sich im Jahr 2016 rund einmal im Monat per Presseaussendung zum Thema Südtirol - thematisiert die Partei Südtirol aber auch über politische Aktionen. So hat die FPÖ im Jänner 2016 fünf südtiroler PolitikerInnen und den ehemaligen Schützenkommandanten dabei unterstützt, in Wien um Verleihung der österreichischen Staatsbürgerschaft anzusuchen – obwohl die Personen die Voraussetzungen (siehe Kapitel 2.3.2.2) nicht erfüllt hatten. Später unterstützte die FPÖ die Personen aus Südtirol dann auch bei der erfolglosen Klage gegen den zu erwartenden Negativbescheid der Magistratsabteilung für Einwanderung und Staatsbürgerschaft (MA35). (vgl. OTS vom 22.1.16; OTS vom 13.9.16)

Die ÖVP, die sich von den Parteien am zweithäufigsten zum Thema zu Wort meldet, betont wie die FPÖ zwar auch immer wieder die „Schutzfunktion“

Österreichs, fordert für Südtirol aber nicht die „Selbstbestimmung“, sondern bezeichnet die Autonomie Südtirols als „Erfolgsprojekt“ (Günther Platter, OTS vom 11.5.16) und „Vorzeigemodell, wie Minderheitenschutz funktionieren kann“ (Hermann Gahr, OTS vom 3.9.16), genauso wie die 1994 errichtete „Europaregion Tirol“ (OTS vom 5.12.16). „Die Autonomie Südtirols wurde über Jahrzehnte erkämpft und ist ein absolutes Erfolgsmodell. Die Region hat sich sowohl wirtschaftlich als auch gesellschaftlich hervorragend entwickelt. Die einst verfeindeten Volks- und Sprachgruppen leben in Frieden zusammen und haben gemeinsam dazu beigetragen, dass Südtirol zu den lebenswertesten Regionen in Europa zählt“ (OTS vom 7.5.16).

In eine ähnliche Richtung wie die ÖVP argumentieren auch die SPÖ und die Grünen. Deren Klubobmann Andreas Schieder war am 7.5.16 (wie Günther Platter von der ÖVP) bei der Landesversammlung der Südtiroler Volkspartei in Meran zu Gast und sagte dort: „Der Brenner ist keine normale Grenze. Denn diese wurde ja dank der europäischen Einigung, des Abbaus der Grenzbalken, der gemeinsamen Währung, der Europaregion Tirol und auch durch das Südtiroler Autonomiestatut beseitigt“. Gisela Wurm (OTS vom 17.3.2016) betont den „Beispielcharakter“ der Südtiroler Autonomie innerhalb Europas, wobei es aber auch darum gehe, dass „die österreichische Schutzmachtfunktion weiter bestehen bleibt“. Hermann Krist (ebd.) wies im Zusammenhang mit der Diskussion über die Doppelstaatsbürgerschaft darauf hin, dass diese ein „gewaltiges „Spaltpotential““ in sich trage und hielt fest: „Dass sich Südtirol auf Österreich immer verlassen kann, ist ein Fakt!“ Auch die Grünen betonen das verbindende Element und den Erfolg der Autonomie. In der Europaregion lebe man, wie Ingrid Felipe (OTS vom 5.5.16) behauptet, „die europäische Idee des Zusammenlebens und gemeinsamen Wirtschaftens ohne Grenzen“. Darüber hinaus dürfe das „Erfolgsmodell“ Südtirol „mit seiner starken Autonomie und seiner ausgeprägten europäischen Kooperationsbereitschaft ... von nationalistischen Scharfmachern nicht in Frage gestellt werden. Wer die Region wirklich kennt, weiß auch, dass sich niemand hier nach neuen Grenzen sehnt“. Der Doppelstaatsbürgerschaft stehen die Grünen skeptisch gegenüber: „Die

Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft führt hingegen zu einer Spaltung der Südtiroler Gesellschaft: Dann gibt es Privilegierte, die sie erhalten und den Rest. Das reißt Gräben auf, statt das Zusammenleben zu fördern. Dazu kommen rechtliche und finanzielle Fragen, denn eine Staatsbürgerschaft kostet einiges“ (OTS vom 28.1.16).

### **2.3.2.1 Zugehörigkeit und Partizipation durch Staatsbürgerschaft**

Staatsbürgerschaft<sup>56</sup> steht in erster Linie für die rechtlich kodifizierte Gleichstellung aller Mitglieder einer Gesellschaft, die gegenüber dem Staat Rechte einfordern können und Pflichten erfüllen müssen (vgl. Karasz und Perchinig 2013, S. 6). Die Vergabe von Staatsbürgerschaften ist das zentrale gesellschaftliche Instrument für die (Re-)Integration (ebd., S. 6) bzw. Inklusion (Marshall 1992) in den modernen (National-)Staat. Das Konzept der Staatsbürgerschaft entstand im Rahmen der Französischen Revolution 1789, als die Französische Republik mit der Verkündung der Menschen und Bürgerrechte den Status des *citoyen* etablierte, der allen Gesellschaftsmitgliedern Freiheit und Rechtsgleichheit sichern sollte. Die inkludierende Rolle der Staatsbürgerschaft wurde im 19. und 20. Jahrhundert mit der Durchsetzung politischer Teilhaberechte (v.a. des Wahlrechts) und mit der Etablierung sozialer Rechte (Recht auf Gesundheit, Bildung etc.) zunehmend stärker.

Unter den verschiedenen Zugehörigkeitskonzeptionen ist – trotz der Entwicklungen im Zusammenhang mit der neoliberalen Globalisierung – die Zugehörigkeit zu einem (National)Staat auch gegenwärtig jene mit der größten (praktischen) Bedeutung bzw. Staatsbürgerschaft das „zentrale Zugehörigkeitskriterium“ (Karasz und Perchinig 201, S. 6). Die Bedeutung von Staatsbürgerschaft für die Zugehörigkeitspolitik ergibt sich vor allem daraus,

---

<sup>56</sup> Im englischsprachigen Raum wird für „Staatsbürgerschaft“ üblicherweise der sich (nicht zwingend, aber in der Regel) auf einen Staat beziehende Begriff „Citizenship“ (also: „Bürgerschaft“) verwendet.

dass diese, in den meisten Fällen weltweit, nach wie vor die wichtigste Quelle für Ansprüche und Rechte von Individuen ist (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 201). Der Zugang zu Staatsbürgerschaft ist ein Schlüssel für die Teilhabe der „Zugewanderten“ am gesellschaftlichen und politischen Leben bzw. zur „vollen“ politischen Teilhabe, zum Wahlrecht auf allen Ebenen, zum Beamtentum und zur Gleichberechtigung am Arbeitsmarkt (vgl. Karasz und Perchinig 2013, S. 4). Außerdem sind auch andere Zugehörigkeitsprojekte – ethnisch-kulturelle, religiöse, aber auch supra- oder transnationale – zumindest zum Teil entlang (national)staatlicher Grenzen organisiert, auch wenn sie darüber hinaus wirken. (vgl. ebd.)

Geht es um die Verwirklichung gesellschaftlicher Partizipation spielen an die Staatsbürgerschaft geknüpfte politische Rechte die wichtigste Rolle (vgl. Mecheril 2003, S. 393) – auch wenn nicht alle Staatsbürgerschaften die gleichen Arten von Partizipation beinhalten und sich nicht alle Partizipationsmöglichkeiten auf den Staat beziehen.

Das aus demokratischer Sicht wichtigste mit der Staatsbürgerschaft verbundene politische Recht ist das aktive und passive Wahlrecht. In Österreich wurde das aktive Wahlrecht für Männer im Jahr 1907 und für Frauen im Jahr 1918 eingeführt. Aktiv wahlberechtigt sind in Österreich alle am Wahltag mindestens 16 Jahre alten StaatsbürgerInnen, die nicht durch ein Strafgericht vom Wahlrecht ausgeschlossen sind. Dies gilt für die Bundespräsidentenwahlen, die Nationalratswahlen, die Landtagswahlen und die Gemeinderats- und Bürgermeisterwahlen. Darüber hinaus gilt diese Regelung auch für die Teilnahme an Volksabstimmungen, Volksbefragungen und Europäische Bürgerinitiativen.

Das seit 2007 gültige Mindestalter von 16 Jahren am Wahltag gilt auch für Europawahlen, wobei für diese zusätzlich eine Eintragung in der Europa-Wählerevidenz einer österreichischen Gemeinde notwendig ist. Nicht-StaatsbürgerInnen mit Hauptwohnsitz in Österreich haben das Recht, entweder die österreichischen Mitglieder des Europäischen Parlaments oder jene ihres Herkunftsmitgliedstaates zu wählen. Für Nicht-StaatsbürgerInnen mit

Hauptwohnsitz in Österreich besteht zudem die Möglichkeit, an Gemeinderatswahlen teilzunehmen; bei den Wiener Wahlen (Gemeinderats- und Landtagswahlen) können Nicht-StaatsbürgerInnen nur an Bezirksvertretungswahlen teilnehmen – nicht aber an Wahlen auf Gemeinde- bzw. Landesebene.<sup>57</sup>

Das passive Wahlrecht wurde im Zuge des Wahlrechtsänderungsgesetz 2007 mit Ausnahme der Bundespräsidentenwahl, für die ein Mindestalter von 35 Jahren gilt, (von 19) auf 18 Jahre gesenkt. Für Nicht-StaatsbürgerInnen mit Hauptwohnsitz in Österreich besteht die Möglichkeit, bei Gemeinderatswahlen zu kandidieren, in Wien ist jedoch nur eine Kandidatur bei Bezirksvertretungswahlen (nicht aber auf Gemeinde- bzw. Landesebene) möglich. Für die Wahl der österreichischen Mitglieder des Europäischen Parlaments können auch Nicht-StaatsbürgerInnen mit Hauptwohnsitz in Österreich kandidieren, sofern sie am Wahltag 18 Jahre alt ist und am Stichtag in der Europa-Wählerevidenz einer österreichischen Gemeinde geführt wird.

Neben dem Zugang zum Wahlrecht und zu weiteren politischen Rechten, vor allem zum Recht, politische Ämter auszuüben, aber auch zum Recht auf freie politische Meinungsäußerung, zum Demonstrationsrecht, zum Recht auf Beitritt zu einer politischen Partei oder Organisation, zum Streikrecht und zum Recht, sich in Gewerkschaften oder anderen Interessensverbänden zu organisieren, ist mit der Staatsbürgerschaft auch der Zugang zu weiteren Bürgerrechten verbunden – etwa zum Aufenthaltsrecht, zum Recht auf einen Reisepass oder zum Recht auf Schutz durch den Staat bzw. durch staatliche Vertretungsbehörden (wie Botschaften). Darüber hinaus haben StaatsbürgerInnen Anspruch auf Soziale Rechte wie Familienbeihilfe, Schulbeihilfe oder Sozialhilfe, die jedoch mit der neoliberalen Globalisierung zunehmend unter Druck geraten (sind) bzw. eingeschränkt worden sind.

Im Gegenzug müssen StaatsbürgerInnen bestimmte Pflichten erfüllen. Als die

---

<sup>57</sup> Der Ausschluss von Nicht-StaatsbürgerInnen vom allgemeinen Wahlrecht hat zur Folge, dass mehr als ein Viertel der über 16 Jahre alten WienerInnen bzw. mehr als 420.000 in Wien wohnhafte Personen auf Landes- bzw. Gemeinde- und auf Bundesebene aufgrund nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft nicht wahlberechtigt sind (vgl. Stadt Wien 2017).

typischsten Staatsbürgerpflichten können die Befolgung der Gesetze des Staates, und daneben auch die Schulpflicht und die Steuerpflicht betrachtet werden. Dazu kommt in vielen Staaten die Wehrpflicht (bzw. die Pflicht, Zivildienst zu leisten), in anderen (v.a. nicht-europäischen) Staaten auch die Pflicht, sein eigenes Leben für den (National-)Staat zu opfern (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 58). In vielen Ländern – Österreich zählt nicht dazu – gibt es darüber hinaus eine Verpflichtung an Wahlen teilzunehmen.

Grund- und Menschenrechte wie Gleichheit vor dem Gesetz, Versammlungsfreiheit oder Religionsfreiheit, sind – theoretisch – nicht mit der Staatsbürgerschaft verbunden.<sup>58</sup> Dass der Zugang zu Grund- und Menschenrechten in der Praxis jedoch sehr wohl von der Staatsbürgerschaft abhängt, zeigt sich beispielsweise an der sogenannten Freizügigkeit. Artikel 13 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte gibt jedem Menschen das Recht, sich innerhalb eines Staates frei zu bewegen und seinen Aufenthaltsort frei zu wählen sowie jedes Land, einschließlich seines eigenen, zu verlassen und in sein Land zurückzukehren. Spätere Menschenrechtsabkommen (wie Art.12 Abs.1 des UN-Zivilpaktes) stellen die Freizügigkeit jedoch für Ausländer unter den Vorbehalt der allgemeinen Ausländergesetze des betreffenden Staates und ausdrücklich des legalen Aufenthaltes. Für BürgerInnen der Europäischen Union (und damit nur für StaatsbürgerInnen eines EU-Mitgliedstaates) gilt darüber hinaus die im Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union und dem auf diesem basierenden Sekundärrecht die Europäische Freizügigkeit in Form der „allgemeinen Freizügigkeit des Unionsbürgers“ (Art. 21 AEUV) und der „Arbeitnehmerfreizügigkeit“ (Art. 45 AEUV); für Unternehmen (und Selbstständige als Unternehmer) gelten zudem die Niederlassungs- und die Dienstleistungsfreiheit (Art. 49 und 56 AEUV). In diesem Zusammenhang ist noch auf das allgemeine Diskriminierungsverbot nach Art. 18 Abs. 1 AEUV zu verweisen, das besagt: „Unbeschadet besonderer

---

<sup>58</sup> Grundrechte und Menschenrechte sind in Österreich zum Teil im Staatsgrundgesetz von 1867 festgeschrieben. Zusätzlich gilt in Österreich die Europäische Menschenrechtskonvention in Verfassungsrang.

Bestimmungen der Verträge ist in ihrem Anwendungsbereich jede Diskriminierung aus Gründen der Staatsangehörigkeit verboten“ - wenn die Ungleichbehandlung sachlich gerechtfertigt ist, liegt jedoch keine Diskriminierung vor.

### **2.3.2.2 Der Zugang zur Staatsbürgerschaft**

Der Zugang zu einer Staatsbürgerschaft – und damit zu formeller Mitgliedschaft – wird in der Regel entweder durch zugeschriebene bzw. auferlegte Angehörigkeit oder durch Einbürgerung verliehen (vgl. Brubaker 1994, S. 58ff). Die Bürgerschaft durch Askription – also nicht durch Einbürgerung – erhält in fast allen Staaten der Welt, wer Kind eines Staatsangehörigen ist (Abstammungsprinzip bzw. *ius sanguinis*). Mecheril (2003, S. 299) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Erwerb der Staatsbürgerschaft auf der Grundlage des *ius sanguinis* „einen markanten Bruch mit der zentralen Idee politischer liberaler Theorie überhaupt [bezeichnet], nämlich dass politische Mitgliedschaft auf individueller Einwilligung beruhen sollte (vgl. Brubaker 1994). In fast allen amerikanischen Staaten gilt ein eher „säkularisiertes Verständnis von Staatsangehörigkeit“ (Mecheril 2003, S. 300), nach dem die Staatsbürgerschaft auch Personen erhalten, die im Staatsgebiet geboren sind (Geburtsortsprinzip bzw. *ius soli*). In einigen europäischen Staaten gelten Mischformen bzw. eingeschränkte Formen des Geburtsortsprinzips, etwa in Deutschland, Frankreich, Irland, Großbritannien, Spanien und Portugal. In Bezug auf die im Jahr 2000 in Deutschland in Kraft getretene Regelung, mit der in Deutschland geborene Kinder bis zum 23. Lebensjahr doppelte StaatsbürgerInnen sein können, sich dann jedoch für eine der beiden entscheiden müssen, fordert Mecheril (2003, S. 300f) die Universalisierung der staatlichen *Anempfehlung der Wahl der Zugehörigkeit*, sodass diese nicht auf die „Anderen“ beschränkt bleibt, und damit eine Modernisierung der Staatsbürgerschaftsregelung dahingehend, dass alle, die durch Geburt die

deutsche Staatsbürgerschaft erhalten, sich bis zum 23. Lebensjahr für oder gegen diese entscheiden müssen. Damit ginge es nicht mehr um eine „staatsbürgerliche Einpassung der Einzelnen, sondern im Vordergrund stünde es, Anreize und Gelegenheiten zu einer Auseinandersetzung mit der Vorläufigkeit und der Wählbarkeit des eigenen natio-ethno-kulturellen Status möglich zu machen“ und so essentialisierte Zugehörigkeit zu demaskieren. (vgl. ebd.) Mehrere Staatsbürgerschaften sind in manchen Staaten, z.B. in Großbritannien, erlaubt – in anderen, z.B. in Dänemark oder auch in Österreich (wo man seine Staatsbürgerschaft automatisch verliert, sobald man eine andere annimmt), nicht.

In Österreich ist die Staatsbürgerschaft<sup>59</sup> mit dem Staatsbürgerschaftsgesetz von 1985 geregelt, das vor allem dem Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) folgt.<sup>60</sup> Eheleiche Kinder erhalten die Staatsbürgerschaft eines Elternteils, nichteheliche Kinder jene der Mutter (§§ 7, 7a und 8). Ist nur der Vater eines unehelichen Kindes Staatsbürger Österreichs, erwirbt das Kind die Staatsbürgerschaft, wenn der Vater die Vaterschaft anerkennt oder diese gerichtlich festgestellt wird.

Was die Einbürgerungsbestimmungen betrifft, zählt Österreich, wie Karasz und Perchinig (2013) aufzeigen, im europäischen Vergleich zu den Staaten mit den strengsten Regelungen – und zwar hinsichtlich der Einbürgerungsvoraussetzungen, der Pflicht zur Aufgabe der bisherigen Staatsbürgerschaft und nicht zuletzt auch hinsichtlich der mit der Einbürgerung verbundenen Gebühren.

---

<sup>59</sup> Der in Österreich gebräuchliche Begriff „Staatsbürgerschaft“ fällt in der Regel mit dem in Deutschland üblichen Begriff „Staatsangehörigkeit“ zusammen; die Begriffe werden nachfolgend synonym verwendet, auch wenn die Bürgerschaft auf im engeren Sinne auf die Rechte und Pflichten verweist, die sich aus der Angehörigkeit ergeben und damit Angehörigkeit eine Voraussetzung für die Bürgerschaft ist. (vgl. Grawert 1987, S. 685)

<sup>60</sup> Eine restriktive Variante des *ius soli* gilt für die Einbürgerung von Kindern ausländischer Eltern. Eine Einbürgerung kann erfolgen, wenn die Kinder in Österreich geboren und sechs Jahre ununterbrochen und rechtmäßig in Österreich wohnhaft sind. Valchars (2013, S. 53) verweist darauf, dass aufgrund des im Allgemeinen geltenden *ius sanguinis* rund jedes sechste in Österreich geborene Kind nicht StaatsbürgerIn ist.

Allgemeine – gemeinsam zu erfüllende<sup>61</sup> – Voraussetzungen für eine Einbürgerung in Österreich sind ein mindestens zehnjähriger rechtmäßiger und ununterbrochener Aufenthalt in Österreich (davon mindestens fünf Jahre mit Niederlassungsbewilligung); Unbescholtenheit; ein hinreichend gesicherter Lebensunterhalt (ohne Bezug von Sozialleistungen über einen Zeitraum von mindestens drei Jahren)<sup>62</sup>; Deutschkenntnisse (mindestens auf dem Niveau B1) und Grundkenntnisse der demokratischen Ordnung sowie der Geschichte Österreichs und des Bundeslandes, in dem sich der Wohnsitz befindet (durch einen „Staatsbürgerschaftstest“; vgl. Perchinig 2010); eine „bejahende Einstellung zur Republik Österreich und Gewährleistung, dass keine Gefahr für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit besteht“; kein bestehendes Aufenthaltsverbot und kein anhängiges Verfahren zur Aufenthaltsbeendigung; sowie der Verlust der bisherigen Staatsangehörigkeit<sup>63</sup>.

Das Einbürgerungsrecht wurde 2005/06 drastisch verschärft: Ausnahmeregelungen wurden gestrichen, die Mindestaufenthaltsdauer vor Einbürgerung wurde – auch für in Österreich geborene Kinder ausländischer Eltern – auf sechs Jahre erhöht. Seit der Staatsbürgerschaftsnovelle 2013 ist eine Ermessenseinbürgerung bei Erfüllung bestimmter Voraussetzungen auch nach bereits sechs Jahren möglich. Und zwar dann, wenn entweder ein Nachweis über Deutschkenntnisse auf dem Niveau-B2 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen oder ein Nachweis über eine sogenannte „nachhaltige persönliche Integration“ erbracht wird. Letztere wird

---

<sup>61</sup> Dass diese Voraussetzungen gemeinsam erfüllt werden müssen, bedeutet, dass die Staatsbürgerschaft nicht verliehen wird, wenn auch nur eine Voraussetzung nicht gegeben ist.

<sup>62</sup> Joachim Stern (2012, S. 60) betont die Schwierigkeit, diese Voraussetzung zu erfüllen, indem er darauf hinweist, dass 30 bis 40 Prozent der österreichischen Arbeiter und 60 bis 70 Prozent der österreichischen Arbeiterinnen nicht imstande wären, diese Voraussetzung zu erfüllen.

<sup>63</sup> Von ausländischen Staatsangehörigen, die aufgrund außerordentlicher Leistungen eingebürgert werden, wird die Abgabe der bisherigen Staatsbürgerschaft nicht verlangt. Umgekehrt besteht seit 1999 für österreichische Staatsangehörige die Möglichkeit bei Einbürgerung in einen anderen Staatsverband die österreichische Staatsbürgerschaft aufgrund beruflicher oder familiärer Gründe beizubehalten. (Karasz und Perchinig 2013, S. 52) Ein freiwilliger Verzicht auf die österreichische Staatsbürgerschaft, der zur Staatenlosigkeit führt, also ein Verzicht ohne Nachweis über den Besitz einer anderen Staatsangehörigkeit, ist nicht möglich. Das italienische Recht erlaubt seit 1992 die mehrfache Staatsangehörigkeit.

als gegeben betrachtet, wenn eine Person mindestens drei Jahre lang einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachgegangen ist, eine mindestens dreijährige Tätigkeit im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitsbereich oder in einem nicht gesetzlichen Interessenverband ausgeübt hat und nachweisen kann.

Ein Rechtsanspruch auf die Verleihung der Staatsbürgerschaft besteht nur in folgenden Fällen: mindestens 30-jähriger ununterbrochener Hauptwohnsitz im Bundesgebiet, oder mindestens 15-jähriger rechtmäßiger und ununterbrochener Aufenthalt, wenn eine nachhaltige persönliche und berufliche Integration nachgewiesen werden kann, oder mindestens sechsjähriger rechtmäßiger und ununterbrochener Aufenthalt, wenn seit mindestens fünf Jahren eine aufrechte Ehe mit einem Staatsbürger bzw. einer Staatsbürgerin besteht und die Eheleute im gemeinsamen Haushalt leben oder der Status "Asylberechtigte/r" vorliegt oder die einbürgerungswillige Person eine EWR-Staatsbürgerschaft besitzt oder in Österreich geboren wurde oder die Verleihung aufgrund von bereits erbrachten und zu erwartenden außerordentlichen Leistungen auf wissenschaftlichem, wirtschaftlichem, künstlerischem oder sportlichem Gebiet im Interesse der Republik Österreich liegt (vgl. §§ 11a, 12 StbG).

Besteht kein Rechtsanspruch, entscheidet die zuständige Behörde nach freiem Ermessen. Die Behörde beurteilt das Vorliegen der allgemeinen Einbürgerungsvoraussetzungen sowie das Gesamtverhalten der einbürgerungswilligen Person im Hinblick auf das allgemeine Wohl, die öffentlichen Interessen und das Ausmaß der Integration. In Österreich lebende Drittstaatsangehörige können gemäß § 10 StbG, wenn sie die allgemeinen Einbürgerungsbedingungen erfüllen, erst nach einer Mindestaufenthaltsdauer von zehn Jahren – Aufenthaltsbewilligungen und Aufenthaltsberechtigungen als AsylwerberIn oder Subsidiär SchutzberechtigteR gelten nicht als „Niederlassung“ - die Staatsbürgerschaft beantragen, sofern sie von diesen zehn Jahren mindestens fünf Jahre im Inland niedergelassen waren.

Für Personen aus Südtirol besteht aufgrund der EWR-Staatsangehörigkeit ein Rechtsanspruch auf Einbürgerung bei sechsjährigem rechtmäßigem und ununterbrochenem Aufenthalt. Davon abgesehen kann die Verleihung auch im

Interesse Österreichs aufgrund von bereits erbrachten und zu erwartenden außerordentlichen Leistungen auf wissenschaftlichem, wirtschaftlichem, künstlerischem oder sportlichem Gebiet vorgenommen werden. Eine Einbürgerung ohne Rechtsanspruch ist möglich, wenn ein ordentlicher Wohnsitz in Österreich von mindestens zehn Jahren vorliegt (bzw. von mindestens vier Jahren bei zusätzlichen berücksichtigungswürdigen Gründen, wie z.B. verwandte StaatsbürgerInnen). Die anderen oben genannten allgemeinen Voraussetzungen müssen außerdem erfüllt sein.

Mit der Einbürgerung in Österreich sind je nach Bundesland zum Teil hohe Kosten verbunden. Neben den unterschiedlich hohen Landesverwaltungsabgaben (von € 76,- in Wien bis zu € 1.090,- in Vorarlberg) werden Einbürgerungswilligen noch Bundesgebühren von bis zu € 976,80 auferlegt. (vgl. Karasz und Perchinig 2013, S. 46). Neben den gesetzlich festgeschriebenen Gebühren müssen eventuell noch Übersetzungs- und Beglaubigungskosten, Kosten für Deutschkurse und Prüfungen, Kosten für den Verleihungsantrag und Kosten für die Aufgabe der bisherigen Staatsbürgerschaft entrichtet werden. (vgl. ebd.)

Wie Permoser und Rosenberger (2012, S. 446) festhalten, hat unterschiedet sich Wien historisch betrachtet hinsichtlich der Einbürgerungsrate deutlich von den anderen Bundesländern. Der Vergleich der Einbürgerungszahlen pro Bundesland zeigt, dass die Einbürgerungsrate vor allem in den 1990er Jahren deutlich über jener der anderen Bundesländer lag (vgl. Statistik Austria 2017b).

### ***2.3.2.3 Weitere Instrumente staatlicher Zugehörigkeitspolitik***

Staatliche Zugehörigkeitspolitik bezieht sich jedoch nicht nur auf staatsbürgerschaftliche Rechte und Pflichten. Wie Yuval-Davis (2011, S. 72) im Anschluss an Benedict Anderson (1991(1983)) u.a. feststellt, haben auch offizielle Statistiken und deren Kategorien, sprich in welche Sub-Gemeinschaften ein Staat seine Bevölkerung in offiziellen Statistiken

kategorisiert („Ethnien“, Religionen usw.), bedeutende Effekte auf Zugehörigkeitskonstruktionen.

Auch das staatliche Geburtenregister ist Teil der Zugehörigkeitspolitik. Ob Babys bereits als volle StaatsbürgerInnen eingestuft werden oder nicht, kann diskutiert werden, da sie durch die Eintragung der Geburt direkt oder über ihre Eltern bestimmte Rechte, wie das Recht auf Aufenthalt oder auf Zugang zur Wohlfahrt, erhalten. Das registrierte Geburtsdatum beeinflusst jedenfalls den Zeitpunkt des Zugangs zu bestimmten Rechten wie dem Recht auf Bildung, dem Wahlrecht, dem Recht zu heiraten, aber etwa auch die Pflicht, den Militärdienst zu leisten. Dass bei der Geburt außerdem das Geschlecht festgestellt wird, indem es als eines von zwei möglichen Geschlechtern konstruiert wird, was wiederum der biologischen Realität widerspricht, sei hier nur kurz kritisch erwähnt. (vgl. Hagemann-White 1984; Butler 1991; Wetterer 2002)

Zu staatlicher Zugehörigkeitspolitik gehört auch der Umgang mit Reisepässen. Der erste, der Reisepässe ausgab, war der russische Zar Peter der Große im Jahr 1719, der damit Steuerzahlungen und den Militärdienst kontrollieren wollte. In den meisten (damals existierenden) Staaten wurden Pässe rund um den Ersten Weltkrieg eingeführt und erst 1920 international standardisiert. Die Verbindung von Staatsbürgerschaft und Reisepass ist also global gesehen weniger als hundert Jahre alt, wurde aber im Laufe der Zeit „naturalisiert“ und es wurde – mit Ausnahme des Schengen-Raums – immer wichtiger, im Ausland einen Pass mit sich zu führen. Der Pass eines bestimmten Staates identifiziert Menschen (im Ausland) normalerweise als diesem „zugehörig“. Pässe berechtigen Menschen (oder nicht), in andere Staaten einzureisen, dort zu bleiben, sich dort niederzulassen oder dort zu arbeiten. Welche Möglichkeiten der Pass einem Individuum bietet, hängt von seiner „Wertigkeit“ ab: Im internationalen Vergleich gelten westliche Pässe als wertvollste, weil sie nahezu garantieren, dass ihre TrägerInnen das Recht innehaben, sich international frei zu bewegen. Andere Pässe beinhalten vergleichsweise eingeschränkte Möglichkeiten, während auf der untersten Ebene der Hierarchie jene Menschen

befinden, die kein Recht haben, irgendeinen Pass zu besitzen. (vgl. Yuval-Davis 2011, S. 75).

Nicht zuletzt setzen Staaten die Grenzen ihrer Zugehörigkeitsgemeinschaft über die Vergabe von Staatsbürgerschaften – direkt durch die Geburt, indirekt über die Eltern oder durch Einbürgerung. In den letzten zwanzig Jahren wurde eine intensive wissenschaftliche Debatte über den Zugang zur Staatsbürgerschaft, ihre gesellschaftliche Bedeutung, die mit ihr verbundenen Rechte und Pflichten geführt (vgl. u.a. Shachar 2009; Spiro 2008; Joppke 2010). Darüber hinaus wurden mehrere vergleichende Untersuchungen von Staatsbürgerschaftspolitiken angestellt (z.B. Bauböck 2009; Howard 2009; OECD 2011) und nicht zuletzt hat die gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte die Diskussion über Mehrfachstaatsbürgerschaften befördert und dabei auch zur Hinterfragung des diesbezüglichen Verbotes in Österreich geführt. Wie Karasz und Perchinig (2013, S. 18f) zusammenfassen, gibt es für mehrfache Staatsbürgerschaften mehrere gewichtige Argumente. Durch die Zunahme der Mobilität ist es für viele Menschen heute selbstverständlich, Bezüge zu mehreren Staaten gleichzeitig zu haben, was der Idee der exklusiven Zugehörigkeit zu nur einem Staat widerspricht. Darüber hinaus sichert unter den derzeitigen Bedingungen für die meisten Menschen nur die Staatsbürgerschaft die Möglichkeit, ungehindert und unbeschränkt Staatsgrenzen zu überschreiten. Für Mehrfachstaatsbürgerschaften spricht außerdem das Argument, dass nur die Staatsbürgerschaft volle politische Teilhabe und rechtliche Gleichstellung ermöglicht. Gegen mehrfache Staatsbürgerschaften werden vor allem technische Argumente in Bezug auf die doppelte Wehrpflicht oder Besteuerung, auf den Geltungsbereich von Rechtsnormen oder auf die Möglichkeit, dass Menschen in mehreren Staaten wählen können. Zusammenfassend kann festgehalten werden: „Gesamt gesehen, überwiegen die positiven Auswirkungen der Gewährung einer Mehrfachstaatsangehörigkeit, sowohl im Sinn der Mobilitätsförderung wie auch der Integration. Auch die konfliktfreie Praxis im Nachbarland Deutschland, wo inzwischen bei gut der Hälfte der Einbürgerungen Mehrfachstaatsangehörigkeit

geduldet wird, zeigt, dass einem Beharren auf dem Verbot der Mehrfachstaatsangehörigkeit, wie es Österreich praktiziert, nur wenig Positives abzugewinnen ist.“ (ebd., S. 20f)

Anders als zum Thema Staatsbürgerschaft gibt es zum Thema Einbürgerung bisher nur wenige politikwissenschaftliche oder rechtliche Studien. Wie Karasz und Perchinig (ebd., S. 22ff) analysieren, geht aus diesen wenigen Untersuchungen vor allem der Zusammenhang von Einbürgerung und Aufenthaltsdauer hervor. „EinwanderInnen mit einer unter 10 Jahre liegenden Aufenthaltsdauer sind um 90% seltener eingebürgert als solche mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als 10 Jahren, auch dort, wo, wie in den meisten untersuchten Ländern, die Mindestaufenthaltsdauer für die Einbürgerung um fünf Jahre liegt“ (Vink et al 2013, S. 14). Weitere Einbürgerungen begünstigende Faktoren sind – und dies gilt vor allem für Menschen, die von einem ärmeren Land in ein reicheres Land migrieren – ein hoher Bildungsstatus und ein hoher sozioökonomischer Status, während Arbeitslosigkeit und auch der Gebrauch einer anderen als der Staatssprache im Haushalt die Einbürgerungswahrscheinlichkeit senken. Darüber hinaus werden Verheiratete eher eingebürgert als Ledige und Frauen eher als Männer. Die Wahrscheinlichkeit der Einbürgerung ist im Allgemeinen auch höher, wenn die der Besitz mehrerer Staatsbürgerschaften erlaubt ist (vgl. ebd., S. 16).

Aus einer Studie des deutschen Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF 2012) zu Einbürgerungsmotiven geht hervor, dass die Hauptmotive für die Einbürgerungen der Wunsch nach rechtlicher Gleichstellung (inklusive des gesicherten Aufenthalts und der Niederlassungsfreiheit) und – auf emotionaler Ebene – das Gefühl, im Land verwurzelt bzw. geboren zu sein, waren. Als Hauptargumente gegen eine Einbürgerung in Deutschland wurde vor allem genannt, dass der Aufenthalt ohnehin gesichert sei und dass man die Staatsbürgerschaft des Herkunftslandes beibehalten wolle. Knapp die Hälfte der Befragten nannte außerdem die Kosten im Zusammenhang mit der Einbürgerung als Grund gegen dieselbe. Nachdem rund zwei Drittel der Befragten angaben, die Einbürgerung habe ihre Verbundenheit mit Deutschland

erhöht und ein noch höherer Anteil die Aussage ablehnte, die Einbürgerung hätte ihre Verbundenheit zum Herkunftsland verringert (ebd., S. 270), kann gesagt werden, dass mit der Einbürgerung ein Gefühl der Mehrfachzugehörigkeit einhergeht (vgl. Karasz und Perchinig 2013, S. 25).

Für Österreich fehlt bisher eine entsprechende Studie. David Reichel (2011, S. 120f; zit. n. Karasz und Perchinig 2013, S. 28) kam in seiner Dissertation über Einbürgerungsmotive in Österreich zum Ergebnis, dass die Entscheidung zur Niederlassung in Österreich das wichtigste Einbürgerungsmotiv war, gefolgt von der allgemeinen Erlangung rechtlicher Vorteile. Dahinter wurden die Vorteile eines österreichischen Passes in Bezug auf Mobilität und der Wunsch, als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden, genannt.

Politische Zugehörigkeitsprojekte im Zusammenhang mit der Staatsbürgerschaft dienen der Konstruktion einer Gemeinschaft von StaatsbürgerInnen und ihrer Abgrenzung sowohl gegenüber den im jeweiligen staatlichen Herrschaftsbereich lebenden Nicht-StaatsbürgerInnen, als auch gegenüber im Ausland lebenden Personen – auch wenn diese eventuell aufgrund bestimmter Merkmale als derselben natio-ethno-kulturellen Gemeinschaft zugehörig vorgestellt werden. Andere zugehörigkeitspolitische Projekte basieren nicht auf der Staatsbürgerschaft. Häufig stellen sie, wie Yuval-Davis (2011) ausführlich darstellt, die Idee nationaler, ethnischer oder kultureller Zusammengehörigkeit in den Vordergrund oder fokussieren auf eine gemeinsame Religion. (Inzwischen) Weniger verbreitet sind Zugehörigkeitsprojekte, die als Grundidee den Multikulturalismus verfolgen. Als eventuellen politischen Ausweg präsentiert Yuval-Davis schließlich die Idee einer kosmopolitisch orientierten Zugehörigkeitspolitik.<sup>64</sup>

---

<sup>64</sup> Der Begriff „Kosmopolit“ geht auf den griechischen Philosophen Diogenes zurück, der sich selbst so bezeichnet und darunter, in Abgrenzung vom Bürger der polis, des Stadtstaates, einen „Weltbürger“ (Diogenes Laertius: VI62, zit. n. Vieten 2007, S. 8) verstanden hat. In der Moderne war Ulf Hannerz in den 1990er Jahren einer der ersten, der sich mit dem Begriff auseinandersetzte. Ihm zufolge existiert eine „Weltkultur“ (Hannerz 1990, S. 237), die nicht uniform ist, sondern erstens durch die wachsende Verbundenheit von verschiedenen lokalen Kulturen untereinander und zweitens durch die Entwicklung von Kulturen, die keine klare Verwurzelung in einem Territorium haben, geschaffen wird. „Kosmopolitismus im engeren Sinne impliziert“, so Hannerz (ebd., S. 239), „eine Haltung zur Vielfalt selbst, zur

## 2.4 Migrationsprozesse und ihre Folgen

Migration bedeutet zunächst: (Aus-)Wanderung bzw. Umzug. Im Zusammenhang mit menschlichen Wanderungsbewegungen wird damit in der Regel ein dauerhafter Wohnortwechsel von Menschen gemeint bzw. die „Wanderung und Bewegung von Individuen oder Gruppen im geographischen oder sozialen Raum, die mit einem Wechsel des Wohnsitzes verbunden sind“ (Mückler 1998, S. 113).

Migration ist kein modernes Phänomen, sondern „eine durchgängige historische Tatsache“ (Mecheril 2013, S. 9). Hoffmann-Nowotny (1994, S. 388f) merkt an, dass Migration in Form (nomadischen) Wanderns bzw. als Ausdruck von Veränderungen, Wandel und Bewegung in Form und als Folge der Mobilität von Personen(gruppen) durch „den weitaus größten Teil der Geschichte“ den Normalfall darstellt. Migration kann also als universelle menschliche Praxis und konkret als seit Jahrtausenden existierende Wanderungsbewegung im geografisch-sozialen Raum definiert werden (Mecheril 2013, S. 8f).

Es gibt verschiedene Versuche zur Kategorisierung von Migration (vgl. Treibel 1990; zuvor: Ravenstein 1972, Lee 1972). Bezüglich räumlicher Aspekte (Zielrichtung, Distanz) werden Binnenmigration, internationale, externe, kontinentale bzw. interkontinentale Migration unterschieden; bezüglich der zeitlichen Dimension werden temporäre (Saisonarbeit und Pendelwanderung) sowie dauerhafte oder permanente Wanderung (als Aus- bzw. Einwanderung, Niederlassung) unterschieden; hinsichtlich der Wanderungsursache sind es freiwillige Migration (Arbeitsmigration etc.) auf der einen und Zwangsmigration (Flucht, Vertreibung, politisches Exil) auf der anderen Seite; den Umfang

---

Koexistenz von Kulturen innerhalb der eigenen Erfahrung. Ein noch wahrhafterer Kosmopolitismus ist vor allen eine Orientierung, ein Wille, sich mit dem Anderen auszutauschen. Es ist eine intellektuelle und ästhetische Haltung der Offenheit gegenüber verschiedenen kulturellen Erfahrungen, eine Suche nach Kontrast statt nach Konformismus.“ In Bezug auf Zugehörigkeit wurde der Begriff zuerst von Beck (2003, S. 454) eingebracht, der „dazugehören oder nicht dazugehören“ als die kosmopolitische Frage definierte. Yuval-Davis (2011, S. 156) schließt daran an und beschreibt die Frage, ob die Anderen und nicht nur Ich bzw. Wir zugehören können bzw. sollen.

betreffend werden schließlich Einzel- bzw. Individualwanderungen von Gruppen- oder Massenwanderungen unterschieden (vgl. Treibel 2008). Damit zusammenhängend sind in der Wissenschaft häufig idealtypische Vorstellungen von MigrantInnen entworfen worden, z.B. als Flüchtlinge, Gastarbeiter, Nomaden, Ausländer, Abenteurer oder Fremde (vgl. Breckner 2005, S. 11).

Wie problematisch diese Kategorisierungsversuche in der Praxis sind, zeigt sich beispielsweise daran, wie schwierig es ist, einen Migrationstypus als „freiwillig“ oder „erzwungen“ zu klassifizieren oder Wanderungsursachen zu identifizieren, wenn nicht zuvor der jeweilige Einzelfall samt der subjektiven Bedeutungsgebung analysiert worden ist. In der vorliegenden Arbeit wird Migration nicht vereinfachend als geradliniger Ortswechsel nach einigen der aufgezählten Kategorien verstanden, sondern im Anschluss an Pries (2015, S. 27) als „ein vielschichtiger, irritierender und oft schmerzhafter Prozess des individuellen und kollektiven Ringens um Orientierung und Teilhabe, um Selbst- und Fremdzuschreibungen“. Durch die Analyse einzelner Biografien im Rahmen der Zugehörigkeitsforschung soll auch verhindert werden, was der Migrationsforschung häufig vorgeworfen wird: nämlich auf kollektivierende Weise, auf der Grundlage des erfundenen Dualismus „Migrant-Nichtmigrant“ (Mecheril 2003, S. 323) und unter der Annahme einer gewissen Homogenität einer immens inhomogenen Gruppe, deren (zunächst) einzige Gemeinsamkeit der „Migrationshintergrund“ ist (vgl. Wippermann und Flaig 2009, S. 4), selbst „Migrationsandere“ (Mecheril 2004, S. 133; 2010, S. 17) zu produzieren. Die biografische Methode inklusive der rekonstruktiven Fallanalyse ermöglicht es, Biografien von MigrantInnen nicht auf ihre Migrationserfahrungen und deren Hintergründe und Folgen zu reduzieren, sondern den Migrationsprozess als in das gesamte Leben eines Menschen eingebettet zu analysieren.

Die wissenschaftliche Erforschung von Migration begann zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als staats- und wirtschaftswissenschaftliche Statistiker die Wanderungsbewegungen in verschiedenen Arbeitsmarktreionen, zuerst in Europa und später auch in den USA, analysierten (vgl. Hahn 2012, S. 30). Im

deutschsprachigen Raum hat man erst mit Studien zu den „Gastarbeitern“<sup>65</sup> begonnen, sich systematisch wissenschaftlich mit dem Phänomen auseinanderzusetzen. Heute umfasst aber allein die deutschsprachige Migrationsforschung zahlreiche theoretische Ansätze in verschiedenen Disziplinen – darunter die Geografie, die Geschichtswissenschaft oder die Politikwissenschaft -, die sich auf viele verschiedene Migrationsprozesse konzentrieren (den Versuch, einen systematischen Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen wissenschaftlichen Wissensbeständen herzustellen, wagen z.B. Reuter und Mecheril 2015).

Allein unter den biografisch orientierten, zum Teil auf Fallrekonstruktionen aufgebauten Arbeiten gibt es eine große Vielfalt. In manchen Studien werden, angelehnt an das Biografiekonzept von Fritz Schütze, problematische Erfahrungen im Migrationsprozess und diesbezügliche Bewältigungsstrategien untersucht (Maurenbrecher 1985), andere Studien analysieren Migrationsbiografien als Ausdruck der Modernisierung (Schiffauer 1991), wieder andere konzentrieren sich auf subjektive Lernprozesse von MigrantInnen (Apitzsch 1990; Lutz 1991).

### **2.4.1 Transnationalisierung**

Ein großer Teil der Migrationsforschung der letzten Jahre widmet sich der Tatsache, dass „der Übergang bzw. das Pendeln, das Bewegen zwischen Zugehörigkeitskontexten und das Leben mit Mehrfachzugehörigkeiten zu einer weit verbreiteten Existenzform geworden ist“ (Mecheril 2013, S. 9) – und zwar unter den Bezeichnungen Transnationalisierung und Transnationalität. Die transnationale Perspektive ermöglicht es zusammen mit einem biografischen Ansatz, das Subjekt in seinem Gewordensein zu analysieren.

---

<sup>65</sup> Mit dem Begriff „Gastarbeiter“ wird in der Regel jemand beschrieben, der seinen „Job“, für den er von seinem Herkunftsland in ein anderes Land migriert ist, in möglichst kurzer Zeit erledigen will (vgl. Siu 1952/1953, S. 34ff; Siu 2002, S.111ff) und dabei ein „Stück“ seines Herkunftslandes bzw. seiner „Kultur“ ins Aufnahmeland transferiert (vgl. Merz-Benz 2015, S. 98f).

Der Begriff „transnational“ verweist auf „Lebensformen, Erfahrungswelten und Identifikationsmuster, die sich nicht an einem nationalen Kontext (allein) festmachen lassen (Mayer 2005, S. 18) bzw. darauf, dass im Zuge von Migrationsprozessen soziale Räume entstehen, die sich von traditionellen nationalen Lebenskontexten unterscheiden und in denen Variationen der Möglichkeit von gleichzeitiger Verbundenheit und Zugehörigkeit zu mehreren natio-ethno-kulturellen Kontexten normal sind (vgl. Pries 2010; Glick Schiller et al. 1992, S. 11).

Das transnationale Konzept stellt mit der Konzentration auf grenzüberschreitende Zugehörigkeiten und Verortungen bzw. mit der Anerkennung gleichzeitiger Bezüge zu mehreren geografischen Räumen die klassifikatorische Logik national(staatlich)er Unterscheidungen bzw. die eindeutige natio-ethno-kulturelle Kategorisierung infrage und verwirft die Vorstellung von voneinander abgegrenzten national(staatlich)en Container-Räumen, auch wenn sie immanent auf sie verweist, da transnationale Räume nicht ohne die Unterscheidung zwischen Nationalstaaten denkbar sind. Das Phänomen der Transnationalität ist, wie Petros Han (2006, S. 155) einwirft, „unentwirrbar mit den sich verändernden Bedingungen des globalen Kapitalismus verbunden“ und „muss daher im Kontext der globalen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit analysiert werden“. Das Wegfallen der Begrenzungen von Finanzkapital, Produktionsverhältnissen und Arbeitsabläufen im Zuge des Neoliberalismus (meist als „Globalisierung“ oder „Deregulierung“ diskutiert) ermöglicht und erzeugt neue Formen der Migration (vgl. Düvell 2006, S. 200ff) bzw. neue, transnationale, Formen von Gemeinschaft (vgl. Lenz 2000; Parnreiter 2000). Die strukturellen Voraussetzungen moderner Gesellschaften, vor allem (relativ) durchlässige Grenzen, leistbare Verkehrsmittel sowie weltumspannende Informations- und Kommunikationstechnologien, sind die Grundlage transnationaler Mobilität. Sie ermöglichen es, auf einfache Weise Kontakte aufrechtzuerhalten bzw. herzustellen und Unterstützungsnetzwerke aufzubauen (zur Vermittlung von Wohnungen, Arbeitsplätzen, Mitfahrgelegenheiten etc.). Daneben ermöglichen

auch transferierbare Qualifikationen Flexibilität und damit ein transnationales Leben (vgl. Pries 2001, S. 33ff). So repräsentiert, wie Han (2006, S. 155f) zusammenfasst, der „Transnationalismus der Gegenwart ... einen neuen Typus von Migrationserfahrungen“, „der die zunehmende globale Durchdringung des Kapitals widerspiegelt“.

Für transnational lebende Menschen haben Glick Schiller et al. (1992, S. 1) den Begriff TransmigrantInnen eingeführt. Er bezeichnet einen Typ von MigrantInnen, der sich nicht durch Eindeutigkeit, sondern durch multiple Verortungen und ein grenzüberschreitendes Selbstverständnis auszeichnet. Die alltäglichen Leben von TransmigrantInnen sind durch mehrere konstante, über staatliche Grenzen hinausreichende Verbindungen sowie die Zugehörigkeit zu mehr als einem Staat gekennzeichnet (vgl. ebd.). TransmigrantInnen lassen sich in einem Land nieder, sind in dessen wirtschaftliche und politische Prozesse und in dessen alltägliche Orte und Muster eingebunden, halten aber gleichzeitig vielfältige Verbindungen zu ihrem Herkunftsland (und eventuell zu anderen Orten) aufrecht. (vgl. Glick Schiller et al. 1995, S. 48) Dementsprechend ist transnationale Migration jener Prozess, durch den MigrantInnen simultane, mehrsträngige soziale Beziehungen formen und erhalten und damit ihre Herkunfts- und ihre Niederlassungsgesellschaft miteinander verbinden, in die sie simultan eingebettet sind. (vgl. ebd.)

TransmigrantInnen haben neue soziale und kulturelle Übergangs- und Zwischenräume auf lokaler Ebene geschaffen (vgl. Yildiz 2001, S. 223) bzw. transnationale Räume und Kulturen (Pries 1997; Faist 2000), in denen grenzüberschreitend orientierte Menschen das Lokale und Regionale betonen und so den lokalen Raum über Vielfalt und Heterogenität definieren. Riegel (1999, 2004) verweist darauf, dass der lokale Raum insbesondere für Menschen mit nicht eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten dadurch an Bedeutung gewinnt. Es kann aber genauso sein, dass die für sie relevanten Zugehörigkeiten nicht territorial verortbar sind. (vgl. Riegel und Geisen 2009, S. 11)

Auch wenn die Transnationalisierungsforschung als solche relativ jung ist,

können Thomas und Znaniecki, die das über verschiedene geografische Räume hinausgehende soziale Leben polnischer Migranten samt deren pluri-lokalen, grenzüberschreitenden Lebenspraktiken und -welten untersucht haben, als ihre Vorreiter betrachtet werden (vgl. Pries 2015, S. 27f). Bis zu einem bestimmten Grad erlaubt auch das später von Park und Stonequist entwickelte Konzept des „marginal man“, eines „kulturellen Mischwesens“, die vielfältigen Folgen von Migrationsprozessen für MigrantInnen zu verstehen. Park schreibt dazu: „Migration as a social phenomenon must be studied not merely in its grosser effects, as manifested in changes in custom and in the mores, but it may be envisaged in its subjective aspects as manifested in the changed type of personality which it produces“ (Park 1928, S. 350). Der „marginal man“ gehört keiner der „Kulturen“ vollständig oder permanent an, er ist laut Park ein „kultureller Hybrid“, „a man living and sharing intimately in the cultural life and traditions of two distinct peoples; never quite willing to break, even if he were permitted to do so, with his past and his traditions, and not quite accepted, because of racial prejudice, in the new society in which he now sought to find a place. He was a man on the margin of two cultures and two societies, which never completely interpenetrated and fused“ (ebd., S. 354). Auch wenn Park auch die befreienden und transzendierenden Momente des von nationalen Zwängen und nationaler Kontrolle zum Teil losgelösten Lebens als „marginal man“ anspricht, sind an seinem Konzept die Annahmen problematisch, dass MigrantInnen einen „innerlichen Kulturkonflikt“, der eventuell „ein geteiltes Selbst“ zur Folge hat, weshalb Schütz (1972, S. 68) den „marginal man“ als „kulturelle[n] Bastard“ beschreibt, „der nicht weiß, wohin er gehört“, und dass die durch den Migrationsprozess entstehenden Krisen nur durch Assimilation überwunden werden könnten, die der „marginal man“ aufgrund seiner Zwischenposition nie erreichen könne (vgl. Park 1937, S. XVIIIf; Stonequist 1937, S. 8).

In der auf dem Transnationalisierungskonzept basierenden gegenwärtigen Migrationsforschung wird hingegen ein „Leben auf mehreren Stühlen“ - als Gegenentwurf zur Metapher des „Zwischen-den-Stühlen-Sitzens“- als mögliche

Lebensrealität von MigrantInnen anerkannt, was sich in der zunehmenden Häufigkeit von Untersuchungen niederschlägt, die sowohl die Ankunfts- als auch die Herkunftsgesellschaft als zentrale Bestandteile des Migrationsprozesses analysieren (vgl. u.a. Basch et al. 1994; Pries 2008).

### **2.4.2 Migration und Veränderung**

Migrationsprozesse können von vielfältigen Veränderungsprozessen begleitet werden. Zunächst kann die Migration die (Bedeutung von) Ressourcen von Subjekten bzw. das ökonomische, kulturelle, soziale und symbolische Kapital<sup>66</sup> von MigrantInnen verändern. Vor allem soziales Kapital wird durch den Migrationsprozess in einer bestimmten Weise transformiert, indem Netzwerke umgestaltet, Beziehungen aufgelöst und neue Beziehungen aufgebaut werden (vgl. Dahinden 2005) – wobei gerade die Eingebundenheit in soziale Netze und die Fähigkeit, sie zu nutzen, von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist (vgl. Haug 2007). Umgekehrt hat aber auch das erworbene Sozialkapital Auswirkungen auf den Migrationsprozess, wenn etwa im Fall von Kettenmigration (vgl. Haug 2008) bereits angekommene MigrantInnen andere (potentielle) MigrantInnen mit Informationen usw. unterstützen. Häufig verlieren das soziale Kapital, sprich vor der Migration aufgebaute und nutzbringend eingesetzte Kontakte und Netzwerke, und auch das kulturelle Kapital im Zuge des Migrationsprozesses an Wert, was MigrantInnen dazu veranlasst, neue

---

<sup>66</sup> Bourdieu unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital (vgl. Bourdieu 1982(1979), 1983). Ökonomisches Kapital liegt den anderen Kapitalsorten im Verborgenen (Bourdieu 1983, S. 196) zugrunde, kann direkt in Geld umgewandelt werden und dient der Institutionalisierung von Eigentumsrechten. Kulturelles Kapital unterscheidet sich in: an den Körper gebundenes inkorporiertes Kapital, sich in Büchern, Kunst etc. widerspiegelndes objektiviertes kulturelles Kapital und institutionalisiertes kulturelles Kapital in Form von Titeln, Diplomen und Abschlüssen. Sozialkapital steht für „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 191), meint also Freundeskreise, Familie usw. Zugehörigkeiten zu Gruppen oder Netzwerken sind nicht von Natur aus gegeben; vielmehr ist das Beziehungsnetz „das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien“ (ebd., S. 193). Symbolisches Kapital bezeichnet schließlich in erster Linie die Chancen im Zusammenhang mit dem Gewinnen und Erhalten von sozialer Anerkennung und sozialem Prestige.

Handlungsmuster zu entwickeln und vorherige Selbstverständlichkeiten infrage zu stellen. So müssen sich SüdtirolerInnen in Wien mit der neuen rechtlichen Situation zurechtfinden, sich über administrative Abläufe informieren, politische Partizipationsmöglichkeiten ausloten, neue Netzwerke aufbauen – sowohl für Freundschaften als auch für die Unterstützung im Alltag, beim Studium oder um die Chancen zu erhöhen, eine Arbeit zu finden – und die finanziellen Ressourcen sicherstellen (durch Arbeit, eine Unterstützungsübereinkunft mit den Eltern, Stipendien usw.) - sie müssen sich also vielfach neu positionieren. In diesem Zusammenhang verweist Seitter (1999, S. 34) darauf, dass „allgemeine Signaturen der reflexiven Moderne wie Ungewissheit, Unsicherheit, Nicht-Wissen und Risiko“ gerade in Migrationsprozessen und -biografien zu identifizieren sind (vgl. auch Mecheril 2003; Apitzsch 1999). Auch Verwiebe (2004, S. 186) verweist darauf, dass vielfach mit Migration häufige Berufs- und Positionswechsel und auch Erwerbsunterbrechungen, eine erhöhte Abstiegsmobilität und eine insgesamt erhöhte Wahrscheinlichkeit verbunden ist, Umbrüche und Diskontinuitäten zu erleben, verbunden sind.

Breckner (2005, S. 13f) verweist darüber hinaus auf – zumindest hypothetisch generalisierbare – Veränderungen, die sich aufgrund im Migrationszusammenhang typischer Erfahrungen und Anforderungen ergeben. Dazu zählen Veränderungen aufgrund von Fremdheitserfahrungen; veränderte Beziehungen zum Herkunfts- und Ankunfts-kontext sowie Wandlungsprozesse bezüglich biografischer Orientierungen und Konstruktionen in Hinblick auf gesellschaftlich als solche betrachtete „Normalbiographien“ (Kohli 1988) und dazugehöriger Darstellungsmuster in der Selbstpräsentation. „Schließlich gehören Prozesse der Konstruktion von Zugehörigkeiten zu kollektiven Wir-Entitäten unter der Bedingung nationalstaatlich formierter Gesellschaften zu vermutlich verallgemeinerbaren Merkmalen von Migrationsprozessen“ (ebd.).

Fremdheitserfahrungen beschreibt Breckner (2005, S. 69) als jene – in Migrationsprozessen häufig zu beobachtenden – Erfahrungen, in denen das „Denken-wie-üblich“ in mehreren Dimensionen erschüttert wird, woraufhin viel MigrantInnen als „Fremde“ eine „Krisis“ durchlaufen. Dem zugrunde liegt der

von Alfred Schütz (1972) entworfene „Fremde“ - ein Mensch, der bestrebt ist, sich der ihn aufnehmenden sozialen Gruppe an- bzw. einzupassen, indem er sich das dort herrschende „Denken-wie-üblich“, die dort geltenden Rezepte des Alltagshandelns sukzessive aneignet. Im Rahmen dieses Bestrebens kommt es für den „Fremden“ zum Zusammenbruch der Selbstverständlichkeit zuvor erworbener Wissens- und Orientierungssysteme. Für den „Fremden“ ist es schwierig, das alltagsorientierende Wissen in Wissensstrukturen zu transformieren, die in der aufnehmenden sozialen Ordnung gültig sind. Diese Erschütterung des „Denken-wie-üblich“, diese Situation, die „den Fluss der Gewohnheiten unterbricht und die Bedingungen sowohl des Bewusstseins wie auch der Praxis ändert“ oder „die aktuellen Relevanzsysteme mit einem mal um[stürzt]“ (Schütz 1972, S. 59), nennt Schütz „Krisis“. Als „marginal man“ hat der Fremde nach Stonequist mehrere Möglichkeiten, auf solche Erfahrungen zu reagieren. Erstens: *passing*, d.h. sich nur an der gesellschaftlich dominanten Kultur orientieren, in dieser als „Als-ob-Mitglied“ leben und sich von der marginalisierten Herkunftskultur abgrenzen bzw. diese eventuell sogar verleugnen. Ist diese Identifikation mit der gesellschaftlich dominanten Kultur jedoch nicht möglich, etwa weil die Teilhabe an ihr verweigert wird, kann es zur Herausbildung einer negativen oder ambivalenten Haltung kommen, oder zu einer neuen Annäherung an die Herkunftskultur (oder sogar zur militanten Identifikation mit dieser). Zweitens kann der „Fremde“ auf die Krisis reagieren, indem er die „intermediate rôle“ einnimmt und versucht, zwischen den Kulturen und Positionen zu vermitteln. Stonequist lässt jedoch offen, unter welchen Bedingungen welche Reaktion wahrscheinlich ist. Darüber wird der Vorstellung zweier voneinander abgetrennter Zivilisations- bzw. Kulturmuster in der neueren Migrationsforschung widersprochen; vielmehr geht man (wie z.B. Matthes 1992) eher von „Zwischenwelten“ als eigene Realitätsbereiche aus, in denen Eigenes und Fremdes prozessual ausgetauscht wird (vgl. Waldenfels 1997, S. 73).

Die Schützische Krisis-Konzeption gewinnt dennoch, wie Breckner (2005, S. 115) schreibt, „immer wieder Plausibilität, auch wenn sie nicht als Modell für eine generelle Beschreibung der Gesamtgestalt von Migrationsprozessen

herangezogen werden kann.“ Krisis-Erfahrungen seien in nahezu allen Migrationsprozessen zu beobachten, auch wenn ihre Ausprägung, Dauer und biografische Bedeutung nicht zu verallgemeinern, sondern fallspezifisch zu untersuchen sind. Darum werden in der vorliegenden Arbeit Biografien unter anderem auch daraufhin untersucht, inwieweit sie Krisis-Erfahrungen ausweisen und wie die BiografInnen darauf reagieren.

### **2.4.3 Intra-europäische Migration**

Auf der Grundlage der Europäischen Freizügigkeit und des „Schengen-Abkommens“ hat sich die Migration innerhalb Europas verändert. Gegenwärtige intra-europäische Migrationsphänomene sind – zumindest innerhalb der Europäischen Union bzw. des „Schengen-Raumes“ – dadurch gekennzeichnet, dass in vielen Fällen keine „klassische“ Auswanderung aus dem Herkunftsland und eine dauerhafte Niederlassung im Zielland erfolgt, sondern dass zwischen zwei Ländern gependelt wird, oder dass MigrantInnen nach einer gewissen Zeit in ihr Herkunftsland zurückkehren, oder dass sie in ein drittes Land weiterziehen – weshalb Recchi (2005, S. 8) von einer “short-term, commuting and rotation mobility” spricht.

Recchi et al. (2003, S. 34) haben eine starke Zunahme von Wanderungsströmen von hochqualifizierten Personen seit den 1990er Jahren festgestellt und führen diese u.a. auf veränderte Rahmenbedingungen und den Abbau von Mobilitätsbarrieren in der Europäischen Union, aber auch auf eine erhöhte Mobilitätsbereitschaft unter jungen EuropäerInnen zurück. Recchi et al. ergänzen, dass es auch ein Anliegen der Europäischen Union ist, die Mobilitätsrate zu steigern, um die wirtschaftliche Effizienz zu steigern. Als Instrument dazu diene neben der Europäischen Freizügigkeit, die einen freien Waren- und Personenverkehr sowie den freien Verkehr von Dienstleistungen und Kapital vorsieht, vor allem das „Schengen-Abkommen“, mit dem u.a. die Personenkontrollen an Staatsgrenzen weggefallen sind (wie 1997 die

Grenzkontrollen zwischen Österreich und Italien). Darüber hinaus wurden Regelungen zur EU-weiten Arbeitserlaubnis, der Anerkennung beruflicher Abschlüsse und Qualifikationen sowie der Gleichstellung am Arbeitsmarkt und bezüglich des Zugangs zu Sozialleistungen geschaffen (vgl. Recchi und Nebe 2003, S. 5). Nicht zuletzt haben das Erasmusprogramm und andere Austauschprogramme die intraeuropäische Migration (vor allem hochqualifizierter EuropäerInnen) begünstigt (Recchi et al 2003, S. 34).

Dennoch, also obwohl die intraeuropäische Migration durch verschiedene Faktoren begünstigt worden ist und auch wenn die neoliberale Globalisierung Mobilitätsanforderungen erhöht, unterstellt Schneider (2008, S. 15) EuropäerInnen: „the willingness for relocation is small and a significant increase during the next decade is not to be expected.“ Er stützt sich dabei auf die Mobilitätsrate (also der Anteil der Menschen, die in einem anderen Land als ihrem Herkunftsland leben, an der Gesamtbevölkerung) innerhalb der Europäischen Union (EU-25), die im Jahr 2007 nur 1,5 Prozent betrug, während 80 Prozent der Gesamtbevölkerung in jener Region lebten, in der sie geboren sind (vgl. Schneider 2008, S. 3).

Es kann jedoch angenommen werden, dass die Mobilitätsrate in der Europäischen Union tatsächlich wesentlich höher liegt. Zum einen ist die Messbarkeit im Vergleich zu Migrationsformen, die einen dauerhaften Ortswechsel beinhalten, deutlich erschwert, was unvollständige Datensätze zur Folge hat (vgl. ebd: 14), zum anderen werden „MigrantInnen“ unterschiedlich definiert<sup>67</sup>; viele Personen verzichten auf eine Registrierung im Aufenthaltsland oder melden nur einen „Nebenwohnsitz“ an, weshalb sie nicht als MigrantInnen erfasst werden. Recchi (2005, S. 17) fasst daher für die intraeuropäische Migration zusammen: „is becoming too volatile for the statistical eye“.

---

<sup>67</sup> Laut Statistik Austria, die ihre Definition nicht an eine bestimmte Zeitspanne koppelt, umfasst internationale Migration „alle Wohnsitzwechsel zwischen dem Ausland und Österreich ... Im Gegensatz dazu fallen alle Wohnsitzwechsel innerhalb der Grenzen Österreichs unter den Begriff der 'internen Migration' oder 'Binnenwanderung'.“ (Statistik Austria 2017a) Die Vereinten Nationen hingegen erfassen im Rahmen internationaler Migration „diejenigen Personen als Migranten ..., die zumindest für die Zeitspanne von einem Jahr den ständigen Wohnsitz von ihrem Herkunftsland in ein anderes verlegen“ (Han 2010, S. 6).

Roland Verwiebe stellt eine strukturelle Veränderung von intra-europäischen Wanderungspopulationen fest; und zwar von einer „Unterschichtwanderung“ bzw. von der Arbeitsmigration als „Prototyp der Wanderung in modernen Gesellschaften“ (Treibel 1990, S. 20) zwischen Herkunft- und Zielland hin zu vielfältigen Migrationsbewegungen von Personen mit unterschiedlichen Positionen und Qualifikationen (vgl. Verwiebe 2004, S. 190ff). Er schreibt, dass „die ökonomischen Gründe eine[n] relativ geringen Stellenwert haben und transnationale Mobilität innerhalb Europas viel stärker auf sozialen und kulturellen Motiven beruht“; in Verwiebes Studie gaben nur 14 Prozent der Befragten ökonomische bzw. berufliche Motive für ihre Migration an – ein knappes Drittel nannte hingegen soziale Motive (ebd., S. 185). Auch andere Studien (Recchi et al. 2003; Schneider 2008) kommen zu dem Ergebnis, dass ökonomische Motive nur selten Auslöser von Migrationsentscheidungen sind, und verweisen auf die Partnerschaft (also das örtliche Zusammenziehen zweier BeziehungspartnerInnen).

Wie Verwiebe kam aber auch das Pionier Forschungsprojekt (Pionier 2006, S. 3) insgesamt zum Ergebnis, dass intraeuropäische Wanderungsbewegungen verschieden situierte Personen umfassen, die aufgrund diverser Motive migrieren – z.B. PensionistInnen, die in südeuropäische Länder wandern oder Hochqualifizierte, die zwischen Mittel- und Nordeuropa migrieren. „While once [the intra-EU migrants] were predominantly low-skilled economic migrants - like ‘guestworkers’ from South to North - more recently they tend to be better educated, highly skilled labour migrants, and they also partly come with other motivations, such as to retire and to study“ (ebd.). Was laut der Pionier-Studie (2006, S. 6) viele intra-europäische MigrantInnen von EU-BürgerInnen, die nicht migrieren, unterscheidet, ist ihr besseres Bild von der Europäischen Union genauso wie der Umstand, dass sie sich als vergleichsweise sachkundiger wahrnehmen, wenn es um EU-Institutionen und -politik geht und nicht zuletzt, dass sie sich der EU viel eher verbunden fühlen.

Im Zusammenhang mit bisher relativ selten untersuchten (vgl. Han 2010) Migrationsbewegungen, deren vordergründiges Motiv die Absicht ist, in einem

anderen Land zu studieren, wird auch der Begriff „Studentische Mobilität“ (vgl. u.a. Breinbauer 2008, S. 51) verwendet, der vor allem darauf verweist, dass StudentInnen sich nur temporär in einem anderen Land aufhalten und nach Studienabschluss wieder in ihr Herkunftsland zurückkehren. Für den Fall, dass eine Rückkehr ins Herkunftsland ausbleibt, spricht Han (2010) von „studentischer Migration“. Angesichts dessen, dass sich eine Rückkehr nach Studienabschluss zum Teil um Jahre verzögern kann, ist diese duale Sichtweise jedoch problematisch; sinnvoller ist es, mittels biografischer Fallrekonstruktionen am jeweiligen Einzelfall zu ermitteln, welche biografischen, historischen und strukturellen Gegebenheiten das Bleiben bzw. Zurückkehren beeinflussen.

### 3. Forschungsfragen

In den vorangegangenen Kapiteln wurden die theoretischen und konzeptionellen Rahmungen vorgestellt, innerhalb derer sich die Interpretationen der Interviews verorten. Dabei wurde das Forschungsfeld skizziert, indem auf bereits existierende Studien sowie statistische Grundlagen und rechtliche Rahmenbedingungen zurückgegriffen wurde. In der Folge beschäftigte sich die Arbeit mit der Forschungsperspektive, mit den theoretischen Aufmerksamkeitsrichtungen, die den Analysefokus der Interpretationen bestimmen. Bevor nun im zweiten großen Teil der Arbeit die methodische und methodologische Herangehensweise konkretisiert wird und die Biografien interpretiert werden, sollen in diesem Kapitel die bisherigen Erkenntnisse zusammengefasst und daraus die konkreten Forschungsfragen abgeleitet werden.

In Kapitel 1 wurde das Forschungsfeld skizziert, indem zunächst die Geschichte Südtirols (Kapitel 1.1) und die aktuelle Situation des Landes (Kapitel 1.2) dargelegt wurde. Letztere kann sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht als stabil betrachtet werden; gleichzeitig ist es jedoch jederzeit möglich, dass der historisch begründete, politische Konflikt rund um Autonomie und Selbstbestimmung wieder eskaliert. Die Grundlage dafür bilden wiederkehrende Ethnisierungstendenzen und die institutionalisierte Trennung der Bevölkerung durch „Proporz“ und „Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung“. In der Praxis schlägt sich das vor allem in ländlichen Gegenden, in denen die meisten SüdtirolerInnen leben, aber zum Teil auch in den urbanen Zentren, als Nebeneinander – statt als Miteinander – nieder.

Gegenwärtige Migrationsprozesse von Südtirol nach Österreich (Kapitel 1.3) beruhen nicht vordergründig auf politischen oder wirtschaftlichen Motiven. Vielmehr deutet alles darauf hin, dass die meisten SüdtirolerInnen ihren Lebensmittelpunkt nach Österreich verlegen, um ein Studium zu beginnen – wobei Wien nach Innsbruck das zweitbeliebteste Ziel der SüdtirolerInnen ist.

Österreich – und speziell Wien – ist aufgrund der politischen und

wirtschaftlichen Stabilität seit Jahrzehnten Ziel vieler MigrantInnen (Kapitel 1.4), die aus unterschiedlichsten Motiven nach Österreich kommen. Dass immer mehr Menschen mit dem Ziel zu studieren nach Österreich kommen, zeigt sich an den Universitätsstatistiken. Dabei ist Wien aufgrund seiner Vielzahl an universitären Einrichtungen der Hauptanziehungspunkt. Wie bereits erwähnt, ist davon auszugehen, dass allein 6.000 bis 7.000 Menschen aus Südtirol in Wien leben.

Inwieweit der historische Hintergrund und die institutionalisierte und politische, aber auch oft alltagsweltliche Trennung der Südtiroler Bevölkerung nach „Sprachgruppen“ die Zugehörigkeitskonstruktionen von Menschen beeinflusst, soll im Rahmen der Fallrekonstruktionen genauso analysiert werden wie Migrationsmotive und das Zustandekommen der Migrationsentscheidung, und nicht zuletzt die Auswirkungen des Umstandes, dass viele SüdtirolerInnen aus ländlichen Gegenden in Wien mit den Anforderungen einer Großstadt konfrontiert werden.

In Kapitel 2 wird zunächst auf die Biografie als soziale Konstruktion und ihre Rolle in der modernen Gesellschaft eingegangen (Kapitel 2.1). Großkonstrukte wie Religion, Nation, Klasse oder auch Familie haben in den vergangenen Jahrzehnten an integrativer Kraft verloren. Gleichzeitig hat die sozial konstruierte und subjektiv sinnhafte Biografie in vielen Fällen die Aufgaben von Erfahrungsorganisation und Handlungsorientierung übernommen. Die eigene Biografie kann dazu dienlich sein, Diskontinuitäten zu verarbeiten bzw. Veränderungen in den Lebensweg zu integrieren. Inwieweit Migrationserfahrungen als (Dis)Kontinuitäten wahrgenommen werden und inwieweit sie biografisch relevant sind, sind die Fragen, die sich hieraus ableiten lassen.

Die Grundlage für die Beantwortung dieser Fragen ist – wie in Kapitel 2.2 beschrieben wird – die Erfassung der Gestalt bzw. Struktur der gesamten Lebensgeschichte. Auch wenn sich das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit vor allem auf Veränderungen im Zusammenhang mit Migrationsprozessen konzentriert, ist es also notwendig, die gesamte Lebensgeschichte einer Person zu erfahren, um Lebensereignisse und

Veränderungsprozesse richtig verorten zu können. Nur so kann unter anderem analysiert werden, ob Migrationsprozesse biografische Wendepunkte darstellen, die einen Biografen bzw. eine Biografin zur Reinterpretation seiner Lebensgeschichte veranlassen.

Zugehörigkeitskonstruktionen (Kapitel 2.3) werden vor allem dann biografisch relevant, wenn sie unsicher bzw. umstritten sind oder bedroht werden. Im Zusammenhang mit Migration kommt es häufig zur Thematisierung von Zugehörigkeiten und die Zugehörigkeitskonstruktionen vieler SüdtirolerInnen sind auch ohne Migrationserfahrungen aufgrund vielfältiger Versuche ihrer politischen Mobilisierung prekär, was sie für eine wissenschaftliche Untersuchung mehrfach interessant macht. Weil Zugehörigkeitskonstruktionen aus Erfahrungen gespeist werden, darunter Fremdheitserfahrungen, erfahrene Zuschreibungen und Inklusions – bzw. Gemeinschaftserfahrungen, gilt es für diese Antwort konkret die Frage zu beantworten, welche Erfahrungen im Migrationsprozess die subjektiven Zugehörigkeitskonstruktionen eines Biografen bzw. einer Biografin auf welche Weise beeinflussen.

Neben der (biografisierenden) Verbundenheit zu einem Kontext verweist Zugehörigkeit (Kapitel 2.3.1) – wie Mecheril (2003) schreibt – auf formelle und informelle Mitgliedschaft sowie auf Wirksamkeit bzw. Handlungsfähigkeit. Alle drei Aspekte finden sich in verschiedenen zugehörigkeitspolitischen Projekten wieder (Kapitel 2.3.2). Zur Zugehörigkeitspolitik gehören Diskurse und Regelungen bezüglich natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeiten genauso wie der Zugang zur Staatsbürgerschaft und die mit dieser verbundenen Rechte und Pflichten. Wie sich einerseits der restriktive Zugang zur österreichischen Staatsbürgerschaft und die damit einhergehende Einschränkung politischer Partizipationsmöglichkeiten, und andererseits die EU-weit gültigen Regelungen bezüglich Freizügigkeit und Nicht-Diskriminierung sowie der von Österreichs politischen Akteuren zwar unterschiedlich gestaltete, aber stets in irgendeiner Weise inkludierende öffentliche Diskurs über Südtirol sich auf die Gestaltung subjektiver Zugehörigkeitskonstruktionen von MigrantInnen aus Südtirol auswirkt, ist daher eine weitere zu beantwortende Frage. Es soll auch eruiert werden, inwieweit in den Biografien Handlungen zu

identifizieren sind, die auf Anerkennung abzielen, und inwieweit die BiografInnen natio-ethno-kulturelle Mehrfach-Zugehörigkeiten und transnationale Verortungen (Kapitel 2.4.1) bzw. Nicht-Zugehörigkeiten entwickelt haben.

Im Abschnitt über Migration und Veränderung (Kapitel 2.4.2) wird aufgezeigt, dass soziale Netzwerke im Migrationsprozess und speziell in Krisis-Situationen eine bedeutende Rolle spielen. Es wird auch beschrieben, wie Migrationserfahrungen zu partiellen Wandlungen oder vollständigen Verwandlungen führen können. Daraus ergeben sich die Fragen, inwieweit in den in dieser Arbeit analysierten Biografien Krisis-Situationen festzustellen sind, welche Veränderungen sich daraus ergeben und nicht zuletzt, welche subjektive Bedeutung soziale Netzwerke dabei einnehmen. Mit dem Kapitel über Intra-europäische Migration (Kapitel 2.4.3), in dem die Verschiedenartigkeit gegenwärtiger innereuropäischer Wanderungs-bewegungen hervorgeht, wird zum einen nochmals auf die Notwendigkeit von Fallanalysen verwiesen, zum anderen richtet die Arbeit damit den Fokus auf die biografische Zukunft der interviewten Personen: Betrachten sie ihre Zeit in Wien vor allem als Studienzeit mit vorhersehbarem Ende, gefolgt von einer Remigration nach Südtirol (bzw. dem Weiterwandern an einen anderen Ort), oder interpretieren sie Wien als ihren (neuen) Lebensmittelpunkt, an dem sie auch ihre Zukunft verorten? Und welche Faktoren beeinflussen die jeweilige Interpretation?

Zusammengefasst orientiert sich die Analyse der Interviews und die biografische Fallrekonstruktion also an folgenden Fragen: (1) Inwieweit werden die gegenwärtigen Zugehörigkeitskonstruktionen der BiografInnen durch ihre Vergangenheit in Südtirol beeinflusst? (2) Welche Rolle spielt Zugehörigkeitspolitik für subjektive Zugehörigkeitskonstruktionen und -handlungen? (3) Inwieweit sind natio-ethno-kulturelle Mehrfach- oder Nicht-Zugehörigkeiten in den Biografien zu identifizieren? (4) Welche Faktoren sind für die Bewältigung von Migrationserfahrungen und die Entwicklung von Zukunftsperspektiven von zentraler Bedeutung? (5) Wie werden die subjektiven Migrationserfahrungen interpretiert und welchen Einfluss haben sie auf gegenwärtige Zugehörigkeitskonstruktionen?

## **4. Methodologisches und methodisches Design der Studie**

Dieser zweite Teil der Arbeit beinhaltet das methodologische und methodische Vorgehen, die Präsentation der rekonstruierten Fälle und die Darstellung der Ergebnisse anhand der Forschungsfragen. Im folgenden Abschnitt werden zunächst die theoretischen Grundlagen und Prinzipien der Interpretativen Sozialforschung dargelegt, bevor das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit vorgestellt wird und dabei auf die Erhebungsmethode des biografisch-narrativen Interviews, die Auswertungsmethode der biografischen Fallrekonstruktion und die Samplerekrutierung eingegangen wird.

### **4.1 Grundlagen und Prinzipien der Interpretativen Sozialforschung**

VertreterInnen einer konsequenten interpretativen oder rekonstruktiven Forschungslogik, die in den Traditionen einer Verstehenden Sozialwissenschaft (wie des Symbolischen Interaktionismus, der phänomenologischen Wissenssoziologie oder der Ethnomethodologie) stehen, bevorzugen zur Verdeutlichung ihrer Position anstatt des Terminus „qualitative Methoden“ Beschreibungen wie „kommunikative Sozialforschung“ (Fritz Schütze 1976) oder „rekonstruktive Sozialforschung“ (Ralf Bohnsack 2007), „sozialwissenschaftliche“ bzw. „wissenschaftliche Hermeneutik“ (Hans-Georg Soeffner 2009; Hitzler und Honer 1997; Hitzler et al. 1999) oder die eher verbindende Bezeichnung „interpretative Sozialforschung“ (Schröer 1994; vgl. Rosenthal 2014, S. 14). Zur interpretativen Sozialforschung zählen die Grounded Theory in der Tradition von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967), die Objektive Hermeneutik nach Ulrich Oevermann et al. (1979), die ethnomethodologischen Forschungsansätze in der Tradition von Harold Garfinkel und Harvey Sacks (1986) und die ethnomethodologische

Konversationsanalyse (Bergmann 1994; 2009).

Im deutschsprachigen Raum begann die interpretative Sozialforschung in den 1970er Jahren mit den Studien der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ um Joachim Matthes. Teil dieser Arbeitsgruppe war Fritz Schütze, der für die Entwicklung des narrativen Interviews und für seine biografischen Analysen bekannt wurde und bis heute aktiv ist. Ebenfalls in den 1970er Jahren veröffentlichte Ulrich Oevermann mit seinem Forschungsprojekt „Elternhaus und Schule“ das Verfahren der Objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann et al. 1979).

Zur Analyse der interaktiven Konstitution der sozialen Wirklichkeit trugen vor allem die Arbeiten zur Genese des sozialen Selbst von George Herbert Mead – ein Vertreter der Chicago School<sup>68</sup> – bei. Mead entwickelte ein Konzept, nach dem Sinn nicht an die individuelle Intention des Subjekts gebunden ist, sondern interaktiv zwischen der Handlung eines Subjekts und der Reaktion darauf, also sozial, erzeugt wird. Sinn entsteht Mead zufolge also in der Wechselwirkung mehrerer Subjekte und wird „erst sekundär zu einem das individuelle Handeln orientierenden Erwartungs- und Sinnmuster“ (Bohnsack 2007, S. 87).

Bei Mead und in seiner Tradition des Symbolischen Interaktionismus werden Individuum und Gesellschaft nicht als voneinander getrennte Einheiten gesehen, sondern konstituieren sich wechselseitig. „Society is to be understood in terms of the individuals making it up, and individuals are to be understood in terms of the societies of which they are members“ (Meltzer et al. 1975, S. 2).

Blumer (2004, S. 343) verweist darauf, dass es sich beim Symbolischen Interaktionismus nicht um „eine philosophische Lehrmeinung“ handle, sondern um „eine bestimmte Betrachtungsweise innerhalb der empirischen Sozialwissenschaft“ bzw. um einen „Ansatz, der dazu bestimmt ist, nachprüfbares Wissen über das menschliche Zusammenleben und Verhalten

---

<sup>68</sup> Eine der ersten großen empirischen Studien der Chicago School war „The Polish Peasant in Europe and America“ von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki. Die Studie erschien zwischen 1918 und 1920 in fünf Bänden und behandelte die sozialen Probleme von polnischen Einwanderern in den USA aus der Perspektive ihres subjektiven Erlebens. Die beiden Autoren waren schon damals der Meinung, „dass möglichst vollständige persönliche Lebensgeschichten den perfekten Typ soziologischen Quellenmaterials darstellen“ (Thomas und Znaniecki 1958(1927), II 1832f, zit. n. Rosenthal 2014, S. 35).

zu erbringen“. Als die „drei einfachen Prämissen“ des symbolischen Interaktionismus führt Blumer (ebd., S. 322) auf: (a) Menschen handeln „Dingen“ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese Dinge für sie besitzen; (b) die Bedeutung der Dinge ist aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet oder entsteht aus ihr; und (c) die Bedeutungen können in einem interpretativen Prozess einer Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen genutzt, gehandhabt und abgeändert werden.

In der Tradition der Chicago School und des Symbolischen Interaktionismus begründeten in den 1960er Jahren Anselm Strauss und Barney Glaser die Grounded Theory (Glaser und Strauss 1967), die die qualitative Sozialforschung in der Folge erheblich beeinflussen sollte. Mit ihrer Konzeption haben Glaser und Strauss den Anspruch einer empirisch „geerdeten“ Theorie formuliert, d.h. Hypothesen und Theorien am empirischen Material zu generieren bzw. eine Theorie auf der Basis von empirischen Einsichten zu entwickeln. Mit der Grounded Theory wandten sich die beiden Forscher gegen die damalige „Vorherrschaft des hypothetiko-deduktiven Paradigmas“ (Kelle 1994, S. 285) und damit gegen die „zunehmende Entfremdung soziologischer Forschung von der sozialen Realität“ (ebd.). Statt eines solchen Bruches zwischen abstrakter Theorie und Empirie bzw. zwischen einer Empirie, die ihre Variablen aus Theorien ableitet, und der Alltagswirklichkeit, strebten Glaser und Strauss die Generierung neuen theoretischen Wissens durch die intensive Auseinandersetzung mit empirischer Forschung an. Sie gaben das bis dahin übliche deduktive Verfahren auf, jedoch ohne anzunehmen, dass sich Schlussfolgerungen über die soziale Wirklichkeit induktiv, also durch theoretische Vorannahmen nicht beeinflusste Beobachtungen, gewinnen ließen. Sie folgten vielmehr einer abduktiven Logik (vgl. auch Strauss und Corbin 1996; vgl. Kapitel 1.1.3), die auch der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt.

Die Bezeichnung „interpretative Sozialforschung“ bzw. „interpretative Methoden“ geht auf die von Thomas Wilson (1970) eingeführte Unterscheidung zwischen einem normativen und einem interpretativen Paradigma zurück. Während nach Wilson die VertreterInnen des normativen Paradigmas den Menschen eher als

einen auf ein gemeinsames Symbolsystem reagierenden Organismus begreifen, verstehen die VertreterInnen des interpretativen Paradigmas den Menschen als einen handelnden und erkennenden Organismus. Letztere begreifen den Menschen als Subjekt, das der Welt nicht gegenübersteht und auf sie reagiert, sondern als in Interaktionen mit anderen die soziale Wirklichkeit erzeugendes Individuum. Demnach bilden sich Bedeutungen sequenziell in interaktiven Prozessen heraus und verändern sich fortlaufend. Dem interpretativen Ansatz und auch der vorliegenden Arbeit liegt ein solches Verständnis der historisch-gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit zugrunde (vgl. Berger und Luckmann 1972(1970); Soeffner 1989; Rosenthal 2014, S. 14f).

Anders als die quantitative Sozialforschung nähert sich die qualitative Sozialforschung der sozialen Realität mittels offener Verfahren an, die den befragten oder beobachteten Personen die Möglichkeit zur eigenen Gestaltung der Situation und der kommunikativen Abläufe geben (vgl. Hopf 1979, S. 14). Alle qualitativen Verfahren verfolgen das Ziel, die Welt zunächst aus der Perspektive der Handelnden in der Alltagswelt und nicht aus jener der Wissenschaft(erInnen) zu erfassen und die Praktiken sozialen Handelns in ihrer Komplexität im alltäglichen Kontext zu untersuchen (vgl. Rosenthal 2014, S. 15). In der Erhebung und in der Auswertung geht es darum, herauszufinden, wie Menschen ihre Welt interpretieren und wie sie diese Welt interaktiv herstellen. Dabei geht es nicht nur um Perspektiven und Wissensbestände, die den Akteuren bewusst zugänglich sind, sondern auch um die Analyse des impliziten Wissens und die nicht intentionale interaktive Erzeugung von Bedeutungen (vgl. ebd.).

Bei einem rekonstruktiven und sequenziellen Verfahren wird die zeitliche Struktur und sequenzielle Gestalt, also der Aufbau eines Textes rekonstruiert und jede einzelne Sequenz wird als in die Gesamtgestalt eingebettet betrachtet. Dadurch wird ermöglicht, nicht nur - wie bei inhaltsanalytischen Verfahren üblich – den manifesten, sondern auch den latenten Gehalt des Textes zu erfassen, also den „zwischen den Zeilen“ liegenden Sinn. Interpretative Verfahren zielen also darauf ab, methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar von

der Oberfläche des Textes auf tiefer liegende und zunächst verborgene Sinn- und Bedeutungsschichten zu schließen (vgl. Hitzler und Honer 1997, S. 23).

Interpretative Methoden zielen nicht darauf ab, Aussagen über die Häufigkeit des Auftretens eines bestimmten Phänomens tätigen zu können; vielmehr ermöglichen sie, Wirkungszusammenhänge und latente Sinngehalte am konkreten Einzelfall zu rekonstruieren; d.h. interpretative Studien fragen konkret danach, ob im Einzelfall ein Wirkungszusammenhang zwischen zwei Phänomenen besteht, wie sich dieser gestaltet und ob sich seine Gestalt an anderen Einzelfällen rekonstruieren lässt.

Dies baut auf der Annahme auf, dass Alltagshandelnde ihren Handlungen und der sozialen Wirklichkeit Bedeutungen zuschreiben, die auf der Übernahme gesellschaftlicher Wissensbestände im Lauf ihrer Sozialisation basieren. Die Interpretation des Textes zielt deshalb auf die Rekonstruktion dieser Wissensbestände und der bewusst intendierten Bedeutung einer Handlung – auch eines Sprechaktes - der sozialen Bedeutung des Textes insgesamt ab (vgl. Rosenthal 2014, S. 18f). In Bezug auf Oevermann et al. (1979, S. 384ff) kann davon ausgegangen werden, dass der latente Sinngehalt oder die objektive Bedeutung eines Textes nicht nur in dem besteht, was den Akteuren (zB Sprechenden) nicht bewusst ist, sondern auch in dem „Mehr an Sinn“, das von Akteuren erzeugt, ihnen aber im Moment nicht zugänglich ist.

Rosenthal (2014, S. 20f) weist zurecht darauf hin, dass die interpretative Sozialforschung vom Anspruch einer völligen Aufdeckung alles impliziten und habituellen Wissens überfordert wäre und dass ein solcher Anspruch den Abschluss von empirischen Projekten verhindern würde (ebd.).

Die Forscherin bzw. der Forscher wird im Rahmen der Interpretativen Sozialforschung nicht als unabhängiges oder neutrales Element betrachtet, sondern als den Forschungsprozess mitgestaltendes Element. Die theoretische Grundlage dafür bildet die Schützische Unterscheidung zwischen Konstruktionen ersten und zweiten Grades: „Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benutzt, sind ... Konstruktionen zweiten Grades: Es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und in

Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu erklären versucht“ (Schütz 1971, S. 159). Forschungssubjekte konstruieren und präsentieren also in der Forschungssituation ihre subjektive Version von Wirklichkeit; diese Präsentation dient dann wiederum als Grundlage, auf der die Forscherin bzw. der Forscher in der Interpretativen Sozialforschung mittels Verstehen und Interpretation eine weitere formalisierte Version der Wirklichkeit erzeugt.

Wirklichkeit ist demnach – vor allem in der interpretativen Sozialforschung – immer als Konstruktion zu betrachten, die von den beteiligten Personen auf dialektische, prozessuale Weise immer wieder aufs Neue geschaffen wird. Darum, also weil Forschende immer an der Wirklichkeitskonstruktion beteiligt sind, was wiederum die Forschungsergebnisse beeinflusst, ist es unerlässlich, dass ForscherInnen ihre Handlungen und Beobachtungen reflektieren und dass diese Reflexion im Zuge der Interpretation und Rekonstruktion Berücksichtigung finden.

Im Unterschied zu anderen qualitativen Verfahren streben interpretative Verfahren die theoretische Verallgemeinerung und Typenbildung am Einzelfall (statt einer statistischen bzw. numerischen Verallgemeinerung) an. Dem Einwand, dass ein einziger Fall etwas Individuelles sei, von dem aus man nicht verallgemeinern könne, und der dahinterstehenden Annahme, dass allgemein sei, was häufig auftritt, hält die interpretative Sozialforschung eine dialektische Konzeption von Individuellem und Allgemeinem entgegen, die davon ausgeht, dass das Allgemeine prinzipiell im Besonderen aufzufinden ist. „Jeder einzelne Fall, der ja immer ein in der sozialen Wirklichkeit konstituierter ist, verdeutlicht etwas über das Verhältnis von Individuellem und Allgemeinem. Er entsteht im Allgemeinen und ist damit auch Teil des Allgemeinen. Damit gibt auch jeder einzelne Fall Hinweise auf das Allgemeine“ (Rosenthal 2014, S. 73). Weil das Allgemeine in der interpretativen Sozialforschung nicht im numerischen Sinne verstanden, sondern vielmehr im theoretischen Sinne verallgemeinert wird, kann unabhängig davon, wie häufig ein Phänomen auftritt, vom Einzelnen auf das Allgemeine gefolgert werden, wenn die konstituierenden Momente des einzelnen Phänomens in Absonderung von den situationsspezifischen bzw.

fallspezifischen Besonderheiten (d.h. „Restfaktoren“, die von Fall zu Fall verschieden sein können, ohne insgesamt den Typus zu tangieren) rekonstruiert werden. Es geht also um die theoretische Verallgemeinerung an Einzelfällen, auf der Grundlage von kontrastiven Vergleichen dieser Fälle (vgl. Hildenbrand 1999; Rosenthal 1995, 2014). In diesem Sinne argumentiert Kurt Lewin (1967(1927), S. 15), dass die Rekonstruktion von Regeln am konkreten Einzelfall zur Bestätigung keiner weiteren Fälle bedarf und die Wirksamkeit dieser Regeln unabhängig von der Häufigkeit ähnlicher Regelsystem in der sozialen Wirklichkeit ist; denn es wird nicht von einem konkreten Fall auf alle, sondern „auf alle gleichartigen Fälle“ geschlossen (ebd.). Diese gleichartigen Fälle stellen einen Typus dar, unabhängig davon, wie häufig sie auftreten. Bestimmend für die Typik eines Falles sind die Regeln, die ihn erzeugen und seine Teile organisieren (vgl. Rosenthal 2014, S. 75). Darum zielt eine rekonstruktive Analyse auch nicht auf eine möglichst große Fallzahl ab; „[e]s muss im Gegenteil darauf ankommen, die jeweilige Gesamtsituation in allen ihren Eigentümlichkeiten möglichst präzise zu erfassen“ (Lewin 1931, S. 455).

Die Zuordnung eines Falles zu einem Typus ist erst nach Abschluss der jeweiligen rekonstruktiven Fallauswertung möglich, da sich die Fallstruktur nicht von der Gleichartigkeit von Elementen ableiten lässt; so sind ähnliche (Gesamt)Gestalten möglich, auch wenn sie keinen ihrer Teile gemein haben bzw. sind verschiedene Gestalten möglich, auch wenn sie in vielen Teilen übereinstimmen. Welche Fälle sich strukturell ähneln und damit dem gleichen Typus angehören, lässt sich also nicht von ihren Bestandteilen her bestimmen, sondern nur aufgrund der rekonstruierten, ihnen zugrundeliegenden konstitutiven Regeln. (vgl. ebd.)

Die Typenbildung passiert auf der Grundlage des Forschungsinteresses und anhand der Frage nach den Mechanismen gefragt, die die jeweilige Gestalt hervorbringen. Bevor ein Typus (relativ) abstrakt formuliert wird, ist es wichtig, die Nähe zum konkreten Fall so weit wie möglich zu bewahren und einige fallspezifische Details anzuführen, um die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Typenkonstruktion zu gewährleisten. (vgl. Rosenthal 2014, S. 79f)

#### **4.1.1 Das Prinzip der Kommunikation und das der Offenheit**

Als Grundannahme der Interpretativen Sozialforschung gilt, dass die soziale Wirklichkeit nach bestimmten sozialen Regeln interaktiv und immer wieder neu hergestellt wird und dass Menschen auf der Basis dessen handeln, wie sie die Wirklichkeit deuten. „Diese Deutungen sind nun nicht beliebig und beruhen nicht auf gleichsam „einsamen“ psychischen Prozessen des Individuums. Vielmehr basieren sie auf den im Laufe der Sozialisation internalisierten (verinnerlichten) kollektiv geteilten Wissensbeständen, die auch Handlungs- und Interaktionsregeln enthalten und deren je nach biographischer Situation unterschiedlicher subjektiver Auslegung und Anwendung in konkreten Handlungskontexten“ (Rosenthal 2014, S. 39). Das heißt: Das Individuum greift bei seinen Deutungen und Sinnsetzungen auf, je nach lebensgeschichtlicher Erfahrung variierende, kollektive Wissensbestände zurück und setzt diese in der jeweiligen konkreten Handlungssituation kreativ und reflexiv um (vgl. ebd.).

Von dieser Grundlage ausgehend hat Hoffmann-Riem (1980) zwei Prinzipien abgeleitet: zum einen das als Orientierung am Regelsystem der Alltagskommunikation verstandene „Prinzip der Kommunikation“ und zum zweiten das Prinzip der Offenheit, das die Zurückstellung der theoretischen Strukturierung des Forschungsgegenstandes verlangt, „bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat“ (ebd., S. 346).

In Anlehnung an Fritz Schütze (1978), der von „kommunikativer Sozialforschung“ spricht, die beansprucht, den Kommunikationsprozess entsprechend den Regeln des Alltags zu gestalten und den Alltagshandelnden ermöglicht, ihre Sicht der Welt und ihre Definition der Forschungssituation ausdrücken zu können, bezeichnet Christa Hoffmann-Riem (1980, S. 347) die Datengewinnung als „kommunikative Leistung“. Damit ist gemeint, dass interpretativ Forschende in einen Kommunikationsprozess mit den Alltagshandelnden eintreten und die soziale Wirklichkeit der Erhebungssituation (also etwa des biografisch-narrativen Interviews) gemeinsam mit ihnen gestalten. Interviewte Personen deuten die Forschungssituation jeweils

unterschiedlich und unabhängig von Definitionen der ForscherInnen. Die interpretative Sozialforschung geht also davon aus, dass das Erleben, das Erinnern und das Erzählen jeweils abhängig sind von der Perspektive bzw. Situationsdefinition der bzw. des Wahrnehmenden (vgl. Rosenthal, 2014, S. 43f).

Das Prinzip der Offenheit bezieht sich auf den gesamten Forschungsprozess. Das heißt: Es ist von einer offenen Forschungsfrage auszugehen, die eventuell modifiziert wird, die Hypothesen sind im Verlauf des Forschungsprozesses zu bilden, und die theoretische Stichprobe wird ebenfalls während des Forschungsprozesses entwickelt. Ebenso muss interpretative Sozialforschung, um dem Prinzip der Offenheit zu entsprechen, bei der Erhebung den befragten Personen Raum geben, ihre eigenen Rahmungen und die Regeln derselben einzusetzen, damit bei der Auswertung die Möglichkeit gegeben ist, diese offen zu legen. (vgl. Rosenthal 2014, S. 47) Konkret erfordert das Prinzip der Offenheit als unter anderem eine offene Gesprächsführung, die den interviewten Personen ermöglicht, die ihr Handeln leitenden Sinn- und Bedeutungszusammenhänge zu entfalten bzw. nach ihren Relevanzsystemen und Gestaltungsprinzipien zu handeln.

Die Forschungsfrage ist dem Prinzip der Offenheit folgend zu Beginn des Forschungsprozesses noch recht vage formuliert und kann sich im Laufe der empirischen Untersuchung verändern. Anstatt mit zuvor formulierten Hypothesen an die Forschung heranzugehen, wird dem Verfahren der Objektiven Hermeneutik folgend versucht, vorhandene Annahmen zunächst einzuklammern bzw. zurückzustellen, d.h. sie auf den Status von vorläufigen Erklärungen unter anderen möglichen Erklärungen zu verweisen (vgl. Rosenthal 2014, S. 48).

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, dass die Forscherin bzw. der Forscher ihre bzw. seine (auch impliziten) Vorannahmen sich so weit wie möglich bewusstmacht, damit diese nicht unbemerkt den Forschungsprozess steuern.

Anstatt Daten hypothesengeleitet zu generieren (vgl. Hoffmann-Riem 1980) werden auf der Grundlage empirischer Beobachtungen Hypothesen generiert, überprüft, verändert und eventuell auch verworfen. Damit verbunden ist, dass

weder die Stichprobe vorab klar definiert werden kann, noch Erhebung und Auswertung voneinander getrennt werden können (vgl. Glaser und Strauss 1967). Dem Ansatz der Grounded Theory entsprechend sollte – wie in der vorliegenden Arbeit – ein erstes Interview durchgeführt werden und dessen Auswertung als Grundlage für das eventuell unter modifizierten Bedingungen geführte, nächste Interview dienen. (vgl. Rosenthal 2014, S. 47f)

Um dem Prinzip der Offenheit bei der Erhebung nachzukommen, sollte den Befragten ermöglicht werden, entlang ihrer Relevanzen zu einem Thema sprechen bzw. erzählen zu können (bevor ForscherInnen für sie relevante Fragen stellen), was am konsequentesten mit dem Verfahren des narrativen interviews umgesetzt wird (Rosenthal 2014, S. 52). In Bezug auf die Gestaltung der Erhebungssituation empfiehlt Rosenthal (ebd., S. 52f), „keine Interventionen gegen solche Störungen vorzunehmen“, sondern Besonderheiten in die Fallrekonstruktion einzubeziehen, und bezieht sich dabei etwa auf eine zweite Person, die sich während eines Interviews im Raum befindet.

Rosenthal (2014) leitet aus dem von Hoffmann-Riem (1980) aufgestellten Prinzip der Offenheit für interpretative Textanalysen drei weitere Prinzipien ab: das Prinzip der Rekonstruktion, umgesetzt als rekonstruktive Analyse (statt eines subsumtionslogischen Verfahrens wie der Inhaltsanalyse), das Prinzip der Sequenzialität, ausgestaltet als sequenzielle Analyse (statt einer Neugliederung von Texten) sowie das Prinzip der Abduktion.

#### ***4.1.2 Das Prinzip der Rekonstruktion und das der Sequenzialität***

Das Prinzip der Rekonstruktion bedeutet zunächst, dass an den zu interpretierenden Text nicht mit zuvor formulierten Hypothesen herangegangen wird. Außerdem werden bei einem rekonstruktiven Verfahren aus der Analyse des ersten Interviews keine Kategorien abgeleitet und auch nicht nach entsprechenden Textstellen bei weiteren Interviews gesucht; stattdessen wird jeder Text aufs Neue interpretiert und die Bedeutung einzelner Textteile im jeweiligen Gesamtzusammenhang rekonstruiert (vgl. zur Gestalttheorie Kapitel 4.1).

Das Prinzip der Sequenzialität bedeutet, dass der Prozess der Gestaltung einer Interaktion bzw. einer Textproduktion in einer sequenziellen Analyse rekonstruiert wird. Davon ausgehend, dass jede Handlung (und damit auch jede Äußerung) eine Auswahl zwischen verschiedenen, in der jeweiligen Situation des Handelns möglichen Alternativen darstellt, werden dabei einzelne Sprech- bzw. Schreibeinheiten Zug um Zug interpretiert und jeweils Hypothesen zum expliziten Geschehen als auch zum jeweils möglichen Geschehen formuliert, um auch das Ausgelassene und die Regeln für die Auswahl des Thematisierten (und Nicht-Thematisierten) zu rekonstruieren. Wie Wohlrab-Sahr (1999, S. 487) schreibt, kann bzw. soll so nicht nur analysiert werden, „was an Ereignissen dargestellt und wie es dargestellt wurde, sondern auch was nicht und wie etwas nicht dargestellt wurde, aber prinzipiell (mit mehr oder weniger Plausibilität) hätte dargestellt werden können“. Rosenthal (2014, S. 71) weist darauf hin, dass der Horizont des Möglichen zu Beginn des Sprechens besonders offen ist und sich mit jeder gesetzten Sequenz verengt. „Im Laufe der sequenziellen Analyse wird deutlich werden, ob die Handelnden bestimmte ihnen offenstehende Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten in ihrer Wahl „systematisch“ ausschließen, d.h. ob Regeln aufzuspüren sind, die ihre Auswahl bestimmen“ (vgl. Rosenthal 2014, S. 73). Um dem Prinzip der Offenheit zu entsprechen, muss – wie bereits angesprochen – konsequent sequenziell vorgegangen und das Wissen über den äußeren Kontext und den weiteren Fortgang des Textes zurückgestellt werden.

#### **4.1.3 Das Prinzip der Abduktion**

Das Prinzip der Abduktion, das auf den Pramatisten Charles Sanders Peirce (1933/1980) zurückgeht, sieht die Hypothesengewinnung und -prüfung am Einzelfall vor. Das Abduktionsverfahren<sup>69</sup> ermöglicht es im Unterschied zu einer deduktiven Vorgehensweise, einen Text zu interpretieren, ohne Kategorien aus

---

<sup>69</sup> Gabriele Rosenthal (1995) empfiehlt zur unterhaltsamen Einführung in das Verfahren der Abduktion die Lektüre der Sherlock Holmes-Krimis, z.B. „The Sign of Four“, oder auch Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“.

Theorien abzuleiten. Gleichzeitig unterscheidet sich die Abduktion auch von der Induktion, indem das Klassifikationssystem bei einem abduktiven Vorgehen nicht anhand eines Interviews entwickelt wird. Vielmehr setzt die Abduktion bei empirischen Phänomenen bzw. bei Fakten ein, „ohne dabei gleich zu Beginn eine bestimmte Theorie zu verfolgen, wenn sie auch von der Empfindung motiviert ist, daß eine Theorie zur Erklärung der überraschenden Fakten erforderlich ist“ (Peirce 1980(1933), Bd. 7, S. 218).

Das abduktive Vorgehen besteht aus drei Schritten: Die Interpretin bzw. der Interpret geht zunächst von beobachtbaren Fakten bzw. von einem empirischen Phänomen aus und schließt auf alle zum Zeitpunkt der Auslegung möglichen, das Phänomen eventuell erklärenden Lesarten bzw. auf eine allgemeine Regel, die das Phänomen erklären könnte (vgl. Fann 1970, S. 10), wobei jede Hypothese überprüfbar sein und beobachtbare Fakten erklären können muss.

In einem zweiten Schritt wird von diesen Lesarten deduktiv auf jeweilige Folgephänomene bzw. auf weitere, die jeweilige Lesart bestätigende empirische Fakten geschlossen. Die Frage, die in einer sequenziellen Textanalyse für die Erstellung von Folgehypothesen zu stellen ist, lautet: Wie muss es im Text weitergehen, damit die Hypothese falsifiziert werden kann bzw. an Plausibilität gewinnt?

In einem dritten Schritt werden die Folgehypothesen im Sinne des induktiven Schließens einem empirischen Test am Einzelfall unterzogen, also mit der jeweils nächsten Textsequenz kontrastiert. Lesarten, die dabei nicht falsifiziert werden, gewinnen an Plausibilität, andere müssen modifiziert oder verworfen werden. „Um nicht zirkulär immer wieder nur eine Hypothese zu belegen, müssen wir uns allerdings darum bemühen, die unterschiedlichen eingeschlagenen hypothetischen Beweisführungspfade nicht zugunsten eines Pfades aus den Augen zu verlieren. Vielmehr müssen wir sie so lange weiter verfolgen, bis sie sich schließlich als unwahrscheinlich erweisen. Die Lesart, die am Ende übrig bleibt, gilt dann als die wahrscheinlichste“ (Rosenthal 2014, S. 60f).

Jedes biografische Handeln, also jede konkrete Handlung und jede Thematisierung im Interview, stellt eine Auswahl zwischen verschiedenen, in

der jeweiligen Situation möglichen, dem Auswählenden nicht immer bewussten, Alternativen dar. Welches Handeln wir auswählen, bestimmt wiederum die weiteren Entwicklungen bzw. unseren weiteren Lebensweg und verhindert gleichzeitig andere Entwicklungen bzw. alternative Werdegänge. (vgl. Rosenthal 1995, S. 213f)

Bei der Erzählung der Lebensgeschichte stehen der Biografin oder dem Biografen unterschiedliche Möglichkeiten der Präsentation zur Verfügung, wobei der Horizont des Möglichen zu Beginn der Präsentation am offensten ist und sich mit jeder Sequenz zunehmend verengt. (vgl. ebd)

Die Biografin oder der Biograf beginnt mit der Wahl des Erzählungsbeginns, ein mögliches thematisches Feld zu gestalten, und bestimmt damit, dass bestimmte thematischen Fokussierungen in der Folge wahrscheinlicher werden als andere. Mit jeder Selektion aus den uns zugänglichen Erinnerungen und aus den möglichen Darstellungsformen wird also ein bestimmter Handlungsspielraum eröffnet und gleichzeitig werden andere thematische Felder und Folgehandlungen ausgeschlossen. (vgl. ebd., S. 214) Wird das abduktive Verfahren konsequent angewandt, wird im Laufe der sequenziellen Analyse deutlich, ob die Biografin oder der Biograf ihr bzw. ihm offenstehende Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten in ihrer bzw. seiner Wahl systematisch ausschließt, also ob Regeln aufzuspüren sind, die ihre bzw. seine Auswahl bestimmen.

## 4.2 Das biografisch-narrative Interview

Das narrative Interview ist für die Biografieanalyse prädestiniert – auch wenn die Methode ihren Ursprung in der Erforschung kommunaler Machtstrukturen bzw. in „Interaktionsfeldstudien“ (Schütze 1977) hat. Fritz Schütze (1976, 1977) ging davon aus, dass Erfahrungen sich am überzeugendsten in der Textform für die Vermittlung selbst erlebter Ereignisse, sprich in Erzählungen darstellen lassen. „Wenn wir rekonstruieren wollen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben, und wie dieses Erleben ihre heutige biografische Gesamtsicht bestimmt, das heißt, ihren heutigen Umgang mit ihrer Vergangenheit und ihre gegenwärtige Handlungsorientierungen konstituiert, dann müssen wir Erinnerungsprozesse und deren sprachliche Übersetzung in Erzählungen hervorrufen“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 413).

Dementsprechend entwickelte das narrative Interview auf der Grundlage von Ansätzen aus der Erzählforschung und Linguistik (insbesondere Labov und Waletzky 1973), mit dem Ziel, damit längere Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen in Gang zu setzen und aufrechtzuerhalten.

Schütze hatte 1975 begonnen, die für eine Gemeinde prägenden interaktiven Machtkonstellationen am Fall einer gerade vollzogenen Gemeindezusammenlegung zu analysieren. Dafür hatte er die erzählenden Darstellungen unterschiedlicher Gemeindepolitiker mittels eines systematischen Kreuzvergleichs einander gegenübergestellt.

Schütze (1983) entwickelte in späteren Jahren das narrative Interview innerhalb der Biografieforschung weiter und schlug vor, unabhängig vom thematischen Schwerpunkt der empirischen Untersuchung zur Erzählung der gesamten Lebensgeschichte aufzufordern. Damit wird es möglich, einzelne Lebensbereiche oder -phasen im Gesamtzusammenhang des Lebens und in ihrer Genese zu betrachten. Als biografisch-narratives Interview wurde die Methode in der Folge mehrfach weiterentwickelt – insbesondere in Bezug auf die Nachfragetechniken (vgl. Rosenthal 1987, 1995; Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997; Rosenthal 2002) und durch die

Verknüpfung mit der Fallanalyse, in die auch Elemente der Interaktions- bzw. Gesprächsanalyse und der teilnehmenden Beobachtung einbezogen worden sind (vgl. Schütze 1993; Reim und Riemann 1997) – und ist mittlerweile insbesondere in der Biografieforschung etabliert.

Die Methode, wie sie in der vorliegenden Arbeit angewandt wird, basiert auf den Prinzipien der Interpretativen Sozialforschung (vgl. u.a. Hoffmann-Riem 1980; Oevermann et al 1979) sowie auf einer Kombination verschiedener methodologischer Ansätze, insbesondere denen von Schütze (1976, 1977, 1984), Oevermann et al (1979) und Oevermann (1991) sowie auf den grundlagentheoretischen Konzepten des symbolischen Interaktionismus (Mead 1968), verbunden mit sprach- und erzähltheoretischen sowie strukturalistischen Ansätzen. Die Methode des biografisch-narrativen Interviews ermöglicht es, die handlungsbasierten Orientierungsmuster der interviewten Personen in ihren lebenspraktischen Entstehungskontexten zu rekonstruieren und deren latente und manifeste Bedeutungen und Funktionen zu analysieren.

Biografisch-narrative Interviews gliedern sich in mehrere Phasen (vgl. Rosenthal, 2014, S. 157): Die erste Phase bilden die Erzählaufforderung und die autonom gestaltete Haupte Erzählung bzw. Selbstpräsentation<sup>70</sup>. Nach Schütze (1984, S. 78) gilt ein narratives Interview als gelungenes narratives Interview, wenn sich die interviewte Person „dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrung“ überlassen hat und wenn sie keine „kalkulierte, vorbereitete bzw. zur Legitimation bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt.“ Rosenthal (1987, S. 127) ergänzt allerdings, dass auch Interviews, die methodisch einwandfrei geführt worden sind, aber der Schützschen Vorstellung dennoch nicht entsprechen, analysiert werden sollten; würde man solche Interviews nicht auswerten, würde man sich damit auf „einen bestimmten Typus von Informanten“ beschränken, und eine Analyse der

---

<sup>70</sup> Der Begriff der „biographischen Selbstpräsentation“ wurde in der Biographieforschung als Alternative zum Begriff „Eingangserzählung“ mit der Begründung eingeführt, dass es „durchaus möglich [ist], dass die auf die Eingangsfrage folgende Sequenz verhältnismäßig knapp ist und erst später im Interview eine längere Erzählung folgt. Ebenso kann in dieser Phase des Interviews in erster Linie die Argumentation oder Beschreibung als Darstellungsform gewählt werden. In diesen Fällen kann von autonom strukturierter Präsentation gesprochen werden“ (Rosenthal 2014, S. 160; vgl. Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997).

„unterschiedliche[n] Darstellung der eigenen Lebensgeschichten von unterschiedlichen Informanten“ erklären zu können. Davon abgesehen würde es den Prinzipien der Offenheit und Kommunikation widersprechen, wenn man jemand zum Erzählen zwingen würde (ebd.). Vielmehr plädiert Rosenthal dafür, der interviewten Person Freiraum in ihrer Darstellungsform zu geben, um später zu analysieren, mit welchem Thema, mit welchem Lebenszeitpunkt und mit welcher Erzählform sie auf den Erzählimpuls reagiert (vgl. ebd.).

Im Rahmen der Selbstpräsentation lassen sich in der Regel die von Kallmeyer und Schütze (1977) beschriebenen Zugzwänge des Erzählens erkennen, die – wie Jakob (1997, S. 449) schreibt – dafür sorgen, „dass der Interviewpartner um eine für seinen Zuhörer verstehbare und plausible Erzählung bemüht ist. Zugleich setzen diese eine Eigendynamik des Erzählvorgangs in Gang, in dessen Folge sich der Erzähler mehr und mehr in die früheren Ereignis- und Erfahrungsabläufe verstrickt und eine autobiographische Darstellung hervorbringt“.<sup>71</sup> Rosenthal (1987, S. 120) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass ein Erzähler „mit der Erzählung einzelner Situationen, die heutige Sicht seines Lebens sich und dem Zuhörer plausibel zu machen. Er lässt Ereignisse aus, die ihm selbst unangenehm oder peinlich sind, er legitimiert im Nachhinein Entscheidungen und Handlungen aufgrund seines heutigen Bewusstseinsstandes. Er versucht, seiner Lebensgeschichte im Nachhinein Kontinuität zu verleihen; so werden Brüche in der Biographie geglättet und Zufällen wird Intentionalität zugeschrieben – er glaubt, sie bewusst angestrebt oder herbeigeführt zu haben.“ Das Ende der Selbstpräsentation markiert häufig eine Koda bzw. ein bilanzierender Abschluss.

Die zweite Phase ist gekennzeichnet durch erzählgenerierendes Nachfragen, wobei zuerst *intern* bzw. *textimmanent* – also anhand der in der ersten Phase notierten Stichpunkte – und dann *extern* nachgefragt werden sollte.

Die erzählinternen Fragen sollten Narrationen hervorrufen und dementsprechend formuliert werden. Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997)

---

<sup>71</sup> Die hier hergestellte Analogie zwischen Erfahrung und Erzählung ist durchaus problematisch. Auf das Verhältnis zwischen Erfahrungen und Erzählungen wird ausführlich im Rahmen der Forschungsperspektive ausführlich in Kapitel 2.2.2 eingegangen.

unterscheiden dazu drei Grundtypen narrativen Nachfragens: (a) das Ansteuern einer Lebensphase (z.B. „Kannst du mir über deine Kindheit noch etwas mehr erzählen?“), (b) das Ansteuern einer benannten Situation („Du hast vorher die Situation erwähnt, als du... Kannst du darüber noch etwas mehr erzählen?“) und (c) das Ansteuern einer Belegerzählung zu einem Argument (z.B. „Kannst du dich noch an eine Situation erinnern, in der du nicht mehr daran geglaubt hast, dass du es schaffen wirst?“). Weil Einstellungs- oder Meinungsfragen (wie „Warum hast du...?“) eher Rechtfertigungen provozieren bzw. zur Produktion von alltagsweltlichen Theorie(stücke)n führen, sollte auf diese verzichtet werden. *Externes Nachfragen* zielt auf Bereiche ab, die für das Thema interessant sind, aber bislang nicht angesprochen wurden. Rosenthal (1987, S. 125) schlägt vor, Nachfragen entlang der zeitlichen lebensgeschichtlichen Abfolge zu stellen, weil es damit am ehesten möglich sei, die interviewte Person zu längeren Erzählungen zu motivieren, die bis dahin ausgelassen wurden. Dieser externe Nachfrageteil betrifft also Lücken in der biografischen Erzählung (z.B. eine Auslassung der Kindheit) oder für die Untersuchung wichtige, von der interviewten Person nicht angesprochene Themen. Schließlich können am Ende dieser Phase auch Detaillierungsfragen zu Jahreszahlen, Ortsangaben, Namensnennungen etc. gestellt werden.

Die letzte Phase, der Interviewabschluss, kann Fragen nach dem Befinden der interviewten Personen – wie etwa: „Wie war das Interview für dich?“ - enthalten, und ihnen damit ermöglichen, in die Gegenwart „zurückzukommen“, oder es kann der interviewten Person angeboten werden, selbst Fragen zu stellen. Auch eventuell entstehendem „small talk“ sollte Zeit eingeräumt werden, um allen am Interview Beteiligten den Übergang in den Alltag zu erleichtern.

Die auf das Abschalten des Tonaufzeichnungsgerät folgende Kommunikation zwischen InterviewerIn und Interviewtem kann Auskunft darüber geben, inwiefern die Aufnahme auf Band Einfluss auf das Gespräch hatte und sollte aus diesem Grund in das Gesprächsprotokoll bzw. Memo einfließen. Ein Memo sollte unmittelbar im Anschluss an das jeweilige Interview angefertigt werden. So wird verhindert, dass implizite Annahmen oder gefühlsmäßige Eindrücke unkontrolliert in die Auswertung einfließen. Außerdem sollte ein Memo die

Beschreibung der Kontaktaufnahme, des Interviewortes und sonstiger Auffälligkeiten betreffend die Interaktionssituation bzw. den Interviewverlauf sowie erste theoretisch geleitete Hypothesen – also was an dem Fall (eventuell im Vergleich zu anderen) interessant ist, welche Fragen sich daraus ergeben und welche Aspekte weiter zu verfolgen sind – enthalten.

#### **4.2.1 Prinzipien der Gesprächsführung**

Im Zusammenhang mit Erzählungen von Lebensgeschichten und dem Ingangsetzen von Erinnerungs- und Erzählflüssen ist es entscheidend, über spezifische Techniken und Kompetenzen der Gesprächsführung zu verfügen. Zur Führung eines biografisch-narrativen Interviews reicht die Alltagskompetenz nicht aus, da wirklich zurückhaltendes und gleichwohl aufmerksames Zuhören genauso gelernt sein muss wie das Formulieren erzählgenerierender Fragen (vgl. Rosenthal, 1995, S. 186).

Auf den Prinzipien der Offenheit und Kommunikation aufbauend, entwickelte Rosenthal (ebd., S. 187) für die Gesprächsführung eines lebensgeschichtlichen Interviews folgende Prinzipien: (1) Raum zur Gestaltentwicklung; (2) Förderung von Erinnerungsprozessen; (3) Förderung der Verbalisierung heikler Themenbereiche; (4) eine zeitlich und thematisch offene Erzählaufforderung; (5) aufmerksames und aktives Zuhören; (6) sensible und erzählgenerierende Nachfragen sowie (7) Hilfestellung beim szenischen Erinnern.

Diesen methodologischen Anforderungen kann – so Rosenthal (ebd.) – nur das narrative Interview, wie es von Fritz Schütze (1976, 1977) entwickelt worden ist, gerecht werden – wenn es den Regeln entsprechend angewandt wird (vgl. Rosenthal 1987, S. 119ff).

Das Entscheidende beim biografisch-narrativen Interview ist, dass die interviewende Person die Biografin bzw. den Biografen zunächst mit einer relativ allgemein gehaltenen Erzählaufforderung um die Erzählung ihrer bzw. seiner Lebensgeschichte (oder bestimmter Phasen bzw. Bereiche seines Lebens) bittet, und dass er dessen darauffolgende Präsentation nicht (z.B. mit

Detaillierungsfragen) unterbricht. Der Erzählfluss soll durch parasprachliche Bekundungen wie „mhm“ oder, bei Stockungen in der Erzählung, durch motivierende Aufforderungen zum Weitererzählen, und durch Blickkontakt unterstützt werden. Wie und mit welchen Themen sich die Interviewten präsentieren, wird ihnen überlassen. „Die Bedeutung einzelner präsentierter Erlebnisse wird im *Wie* ihrer Positionierung rekonstruierbar. Durch Zwischenfragen würde die Darstellung der Erzählenden von der interviewenden Person und ihren Relevanzen mitstrukturiert und damit die Chance vergeben, zu sehen, ob, wie und an welchen Stellen die Interviewten von sich aus bestimmte Erlebnisse, Themen oder Details einführen“ (Rosenthal 2014, S. 161). Dies ist deshalb wichtig, weil die jeweilige Darstellung Aufschluss über die Struktur der biografischen Selbstwahrnehmung und die Bedeutung der Lebenserfahrungen der interviewten Person gibt (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 143). Die Beschränkung erzählexterner Nachfragen auf die letzte Interviewphase ist also einerseits Voraussetzung dafür, dass die interviewende Person der interviewten Person nicht ihr Relevanzsystem auferlegt. Andererseits erleichtert diese Vorgehensweise bei der Auswertung im Rahmen einer sequenziellen Textanalyse die Beantwortung der Frage, weshalb bestimmte Themenbereiche in der Selbstpräsentation ausgelassen wurden; also ob die interviewte Person davon ausging, dass ein bestimmtes Thema die interviewende Person nicht interessieren würde, ob das Thema als nicht zum Gesamtthema gehörig empfunden wurde oder ob die Thematisierung vielleicht peinlich war. (vgl. Rosenthal 1987, S. 126)

In der zweiten Phase des Gesprächs, dem „Nachfrageteil“, geht es darum, die Biografin bzw. den Biografen mittels erzählgenerierender (Nach-)Fragen zu weiteren Erzählungen zu motivieren. Als generelles Prinzip für die Absicht, eine Lebenserzählung zu evozieren, verweist Rosenthal darauf, dass „die Regie bei der Gestaltung der Erzählung dem Biographen überlassen“ werden muss (Rosenthal 1995, S. 188f).

Wie in Kapitel 2.2.2 erläutert, basiert Erzähltes auf der wechselseitigen Beziehung zwischen dem damals Erlebten und seiner heutigen Darbietung im Akt der Zuwendung. Demnach müssen wir, um etwas über die Vergangenheit

zu erfahren, „der Gegenwart des Erzählens Rechnung tragen und ebenso müssen wir – umgekehrt – die Vergangenheit kennenlernen, wenn wir verstehen wollen, wie die Autobiographen heute damit leben. Nur wenn wir die erlebte Lebensgeschichte in ihrer Erfahrungsaufschichtung rekonstruiert haben, wird auch der gegenwärtige Umgang des Biographen, seine heutige Verarbeitung und Deutung der Erlebnisse interpretierbar“ (ebd.).

Damit argumentiert Rosenthal ähnlich wie Schütze (1983, S. 286), der drauf hinweist, dass es „ohne den lebensgeschichtlichen Ereignis- und Erfahrungsrahmen für die eigentheoretischen Wissensproduktionen des Biographieträgers zu kennen“ unmöglich ist, „den Stellenwert autobiographischer Theorieproduktionen für den Lebensablauf zu bestimmen“. Daraus leitet Rosenthal (1995, S. 189) wiederum ab, dass es umgekehrt, also ohne Kenntnis über „die Struktur der gegenwärtigen Zuwendung des Erzählers zu seinen Erinnerungen, die die thematischen Felder seiner Präsentation mitkonstituiert“, vergangene Erfahrungen einer Biografin bzw. eines Biografen nicht rekonstruieren können. Deshalb muss die Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart genauso wie die Differenz zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte bereits bei der Gesprächsführung (und nicht erst bei der Auswertung) berücksichtigt werden (vgl. ebd.). Das heißt, dass die interviewende Person die Biografin bzw. den Biografen keinesfalls an Ausführungen zu einem bestimmten Thema hindern darf, selbst wenn dieses Thema nicht von Bedeutung zu sein scheint, da sonst die Chance gefährdet ist, Zusammenhänge zu erkennen und die strukturierenden Regeln einer anderen bzw. der Gesamtgeschichte zu rekonstruieren. Rosenthal (ebd., S. 190) empfiehlt damit zusammenhängend, zunächst grundsätzlich von einer (der Biografin bzw. dem Biografen nicht unbedingt bewussten) thematischen Verbindung einzelner Sequenzen mit dem Hauptthema auszugehen.

Der mit der autonomen Gestaltung der Lebenserzählung verbundene Erinnerungsprozess sollte nicht durch intervenierende Fragen (wie etwa durch Detaillierungsfragen wie „Wann war das?“) unterbrochen werden. Jede Frage erschwert den Erinnerungsprozess für die Erzählerin bzw. den Erzähler und zwingt diese(n), sich an den Relevanzen der interviewenden Person zu

orientieren. So kann die Person nicht darüber erzählen, was ihr aus dem Gedächtnis vorstellig wird, sondern muss nach Erinnerungen suchen, von denen sie glaubt, dass sie die interviewende Person interessieren. Außerdem führen Fragen dazu, dass die Erzählsequenzen kürzer werden oder dass die Biografin bzw. der Biograf vom Erzählschema abweicht und stattdessen Berichte und Argumentationen vorbringt, die ihre bzw. seine heutigen Ansichten über damalige Erfahrungen widerspiegeln. Die Biografin bzw. der Biograf kann nur in einen Erinnerungsstrom gelangen und Geschichte auf Geschichte erzählen, wenn sie bzw. er unabhängig von den Interessen der interviewenden Person erzählen kann. Wird die Biografin bzw. der Biograf nicht unterbrochen, kann beobachtet werden, wie Erzählungen von Geschichte zu Geschichte detaillierter werden und aus dem Gedächtnis der Biografin bzw. des Biografen immer mehr Einzelheiten und Erlebnisse auftauchen. Hört die interviewende Person der Biografin bzw. dem Biografen aufmerksam und interessiert zu, kann sich diese(r) zunehmend dem Erinnerungsstrom überlassen. Die Biografin bzw. der Biograf muss nicht mehr, wie häufig zu Beginn der Lebenserzählung, überlegen, was sie bzw. er für die Erzählung auswählt oder was interessant sein könnte, sondern gibt diese Selbstkontrolle nach und nach auf. Stellt die Biografin bzw. der Biograf irgendwann doch eine rückversichernde Frage (wie „Ist das für Sie überhaupt interessant?“), ist es sinnvoll – so Rosenthal –, dass die interviewende Person sie bzw. ihn bestärkt, indem sie darauf verweist, dass alles interessant ist, was für die Biografin bzw. den Biografen von Wichtigkeit ist.

Versucht eine Biografin oder ein Biograf sich mit Pausen und Blickkontakt diesbezüglich abzusichern, ob die eingeschlagene Erzähllinie für das Gegenüber noch interessant ist, sollte die interviewende Person sie bzw. ihn mit aufmunernden parasprachlichen Signalen zur Weitererzählung auffordern, anstatt eine Frage zu stellen, die eventuelle an der thematischen Fokussierung oder am thematischen Feld der Biografin bzw. des Biografen vorbeigeht und die Biografin bzw. den Biografen dadurch dazu zu bringen, die Fokussierung oder das thematische Feld zu wechseln. (vgl. Rosenthal 1995, S. 195f)

Das Arrangement eines biografisch-narrativen Interview, und darunter vor allem

die entstehende Nähe zwischen den beteiligten Personen sowie die Offenheit des Erzählens, führen oft dazu, dass heikle Themen angesprochen werden. In solchen Situationen sollte darauf geachtet werden, die Biografin bzw. den Biografen keinesfalls zu verurteilen oder vom Thema abzulenken; vielmehr sollte bei schwierigen Passagen, in denen von bedrückenden und schmerzhaften Erlebnissen erzählt wird, Verständnis signalisiert werden und eine Hilfestellung zum Weitererzählen angeboten werden (z.B. durch: „Dies berührt sie heute noch sehr...“ oder „Sie waren damals sehr wütend...“). (vgl. ebd., S. 201)

Die Erzählaufforderung sollte thematisch und zeitlich offen sein bzw. wenn sie zeitlich eingeschränkt wird, sollte ihr Anfangspunkt jedenfalls vor der hauptsächlich interessierenden Lebensphase liegen und ihr Endpunkt sollte nicht in einer belastenden Lebensphase liegen. Vielmehr sollten sich die BiografInnen aus einer belastenden Zeit „heraus erzählen“ können. (ebd., S. 197) „Eine Erzählaufforderung ohne Themeneinschränkung ist damit für eine biographisch-interpretative Analyse die konsequenteste“ (ebd., S. 198).

Im Zusammenhang mit dem Thema der vorliegenden Arbeit, also im Zusammenhang mit einer biografischen Analyse, bei der die Entwicklung von Zugehörigkeitskonstruktionen rekonstruiert werden soll, ist es auch von Interesse, welche Bedeutung die BiografInnen denselben zuweisen. Wird also in der Haupterzählung bzw. Selbstpräsentation nicht auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit eingegangen, kann in der Analyse der Frage nach der biografischen Funktion dieser Nicht-Thematisierung nachgegangen werden. Soll, wie in dieser Arbeit, der Einfluss des Migrationsprozesses analysiert werden, ist es wichtig, etwas über die Zeit vorher und die Zeit nachher zu erfahren, um rekonstruieren zu können, welchen Stellenwert die Migration im Leben der Biografin bzw. des Biografen einnimmt. (vgl. ebd., S. 199)

Dass die interviewende Person aufmerksam zuhört und an der Erzählung der Biografin bzw. des Biografen interessiert ist, zeigt sie durch parasprachliche Bekundungen wie „mhm“ oder „aha“, aber auch durch Mimik, Blickkontakt und Körperhaltung. Stockt eine Biografin oder ein Biograf, sollte die interviewende Person die Biografin bzw. den Biografen zum Fortfahren motivieren, indem sie

z.B. fragt: „Wie ging es dann weiter?“.

Signalisiert eine Biografin bzw. ein Biograf, dass eine Selbstpräsentation bzw. die Haupterzählung beendet ist, kann zum Nachfrageteil übergegangen werden, in dem die interviewende Person anhand der während der Erzählung notierten Stichpunkte erzählgenerierende Nachfragen stellt. Typischerweise wird mit erzählgenerierenden Nachfragen dazu aufgefordert, über eine bestimmte Lebensphase oder ein bereits erwähntes Thema mehr zu erzählen, oder aber es wird danach gefragt, ob der Biografin bzw. dem Biografen zu einem bestimmten Thema (weitere) Situationen einfallen (vgl. ebd., S. 205).

„Die Nachfragen haben in gewisser Weise bereits die Funktion des „Abtestens“ von Annahmen, die sich uns während der Haupterzählung aufdrängen. So beginnen wir bereits beim Zuhören darüber Vermutungen anzustellen, weshalb der Autobiograph bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse unerwähnt lässt, weshalb er so emotionslos über den Tod der Eltern spricht, weshalb er bei einem Lebensbereich einen so hohen Legitimationsdruck erkennen ließ oder weshalb er soviel über die ersten Jahre seiner Ehe erzählt“ (ebd., S. 202).

Die explizite Konfrontation mit Widersprüchlichkeit bzw. explizite Hinweis auf Widersprüche durch die interviewende Person sollte vermieden werden, da ein solcher bei der erzählenden Person Legitimationen und eine höhere Kontrolle bei der weiteren Erzählung auslösen kann und auch, weil die erzählende Person sich manchen Widersprüchen eventuell nicht bewusst ist bzw. diese nicht wahrnimmt. (vgl. Rosenthal 1987, S. 126)

#### **4.2.2 Die Transkription der Interviews**

Als die Auswertung vorbereitender Zwischenschritt werden die auf Band aufgezeichneten Interviews entsprechend ihrer hörbaren Gestalt transkribiert. Mit Hilfe eines aus der Linguistik und Kommunikationsforschung übernommenen Zeichensystems wird alles wiedergegeben, was hörbar ist. Dies inkludiert Pausen, Versprecher und Abbrüche, Intonationen (laut, leise), Wortüberschneidungen, parasprachliche Äußerungen („mhm“, Lachen, Weinen,

Kaffeetrinken, Rauchen etc.) sowie hörbare Unterbrechungen (Telefon). Die Aufnahme parasprachlicher Erscheinungen, wie z.B. Pausen, ist insbesondere für die Feinanalyse einzelner Textstellen (vgl. Kapitel 4.3.2.4) von Bedeutung. Bergmann (1976, S. 2) empfiehlt, keine Satzzeichen im Sinne der grammatischen Regeln zu verwenden - „sie dienen vielmehr dazu, den Ablauf des Gesprächs sowie einzelne phonologische Phänomene zu kennzeichnen“ (ebd.) - und Sprechpausen mit Klammern zu markieren, in denen die Dauer der jeweiligen Pause in Sekunden angegeben ist.

Die in der vorliegenden Arbeit verwendeten, hiernach dargestellten Notationen orientieren sich an den Transkriptionsregeln von Jörg Bergmann (1976) und Gabriele Rosenthal (2015, S. 93).

. kurzes Absetzen

(4) Dauer der Pause in Sekunden

Ja: Dehnung eines Vokals

((lachend)) Kommentar der Transkribierenden

/ Einsetzen des kommentierten Phänomens

nein betont

NEIN laut

Viel- Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung

'nein' leise

( ) Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung

(sagte er) unsichere Transkription

Ja=ja schneller Anschluss

ja so war gleichzeitiges Sprechen ab „so“

nein ich

### 4.3 Die biografische Fallrekonstruktion

Die in dieser Arbeit angewandten Erhebungs- und Auswertungsverfahren (vgl. Rosenthal 1987, 1995; detaillierte, Beispiele inkludierende Darstellung in: Fischer-Rosenthal 1996 sowie Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997) erheben Fallanalysen zum zentralen Organisationsprinzip der empirischen Untersuchung. Der *Fall* kann unterschiedlich definiert sein: als soziales Handlungsfeld (wie die Familie), als Interaktionssituation (etwa Fernsehen) oder – wie in der vorliegenden Arbeit – als Biografie (wobei eine Einzelperson, eine Gruppe, eine Gesellschaft oder auch eine Epoche zum Fall gemacht werden kann). Der Zweck der Analyse bleibt stets derselbe, nämlich die Aufklärung der Genese von Handlungs-, Orientierungs-, und Deutungsmustern bzw. in der Analyse von Vorgängen der Bedeutungskonstitution (vgl. Breckner 2005, S. 178).

Der Ansatz geht davon aus, dass jeder einzelne Fall im gesellschaftlich und zeithistorisch bedingten Möglichkeitshorizont theoretisch verallgemeinerbare Phänomene sozialer Wirklichkeiten repräsentiert; d.h. dass jede allgemeine Struktur als gelebte Struktur in die Spezifik von Einzelfällen eingelagert ist und dass somit die Besonderheit eines Falles erst im Zusammenhang der ihn strukturierenden allgemeinen Sinnbezüge rekonstruiert werden kann (Oevermann et al 1979).

In der vorliegenden Arbeit wurden die Biografien von SüdtirolerInnen in Wien als Fälle betrachtet, von denen drei für eine extensive Rekonstruktion ausgewählt wurden. Der hier verfolgte Ansatz geht außerdem von der Annahme aus, dass jeder Fall durch Interaktion und Kommunikation konstituiert wird, sich als *Text* zur Darstellung bringt und demnach nur über eine Textanalyse zugänglich ist.

Das Auswertungsverfahren stützt sich auf Regeln der sprachlichen Bedeutungskonstitution (Mead 1968), der Alltagskommunikation (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973) und der Erzählung (Kallmeyer und Schütze 1977) sowie auf Prinzipien der Gestalthaftigkeit (Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal

und Rosenthal 1997), wie sie in Kapitel 4.1 vorgestellt worden sind. Von der Betrachtung eines Falles als Text ausgehend, wird folgerichtig ein hermeneutisches Interpretationsverfahren zur Entschlüsselung dessen, was der Fall ist, angewandt. Basierend auf den Prinzipien der strukturalen Hermeneutik werden die den Fall konstituierenden Sinn- und Bedeutungsbezüge sprachlich präsentierte sozialer Situationen und Phänomene in einem methodisch kontrollierten Verfahren interpretiert; und zwar unter der Annahme, dass allgemeine Sinnbezüge im Text nicht unmittelbar als manifeste Aussagen zugänglich sind, sondern in der als Prozessstruktur erkennbaren Auswahl von Möglichkeiten zur Lösung eines (Handlungs)Problems. (vgl. Breckner 2005, S. 179) Um die latente<sup>72</sup> Sinnstruktur zu entschlüsseln, müssen also die dieselbe konstituierenden impliziten Regeln der Wahl zwischen Lösungsmöglichkeiten auf ein Problem rekonstruiert werden. Ziel einer fallrekonstruktiven Analyse ist es, Hypothesen über die allgemeine Regel, nach der die Handlungs- und Darstellungssequenzen eines Falles systematisch strukturiert sind, herauszuarbeiten. (vgl. ebd.)

Anders als bei einem Subsumtionsverfahren, gilt für rekonstruktive Verfahren, dass die Bedeutung einzelner (Text-)Elemente nicht isoliert voneinander, sondern als Teil des Textganzen interpretiert werden muss. „Ziel der Interpretation ist es, in einer verschiedene Bedeutungsebenen fokussierenden Auslegung die den Fall konstituierenden dynamischen Strukturen herauszuarbeiten und als generelle Regel der Handlungssteuerung und Bedeutungskonstitution von Ereignissen und Erlebnissen, d.h. als *Fallstrukturhypothese* zu formulieren. (vgl. ebd., S. 178f)

Die Bildung von Hypothesen erfolgt durch Verknüpfung verschiedener Lesarten anhand der Prinzipien der abduktiven Schlussfolgerung (Peirce 1980; Rosenthal 1995) und ihre Evidenz und Plausibilität wird am Fall (und nicht aus fallexternen Informationen) gewonnen. Bei der Hypothesenbildung wird zunächst ein Datum, also ein biografisches Ereignis, eine Interviewsequenz

---

<sup>72</sup> Latenz steht hier nicht in erster Linie für das im psychoanalytischen Sinn Unbewusste, sondern für die nicht problematisierten Selbstverständlichkeiten, die im Handlungsvollzug nicht reflektierten „Entscheidungen“, die sich als Lösungsmuster etablieren, ohne dass sie als solche „gewusst“ werden. (vgl. Breckner 2005, S. 179)

oder ein einzelner Satz fallunabhängig interpretiert, indem verschiedene (familiäre, entwicklungspsychologische, gesellschaftliche, historische und andere) Kontexte entworfen werden, in denen das jeweilige Datum Sinn machen würde, also erklär- und verstehbar wäre. Dabei geht es darum, möglichst viele verschiedene – auch konträr zueinander aufgebaute – Lesarten zu jedem Datum zu entwickeln, bevor zu jeder Lesart die zu erwartenden Folgen für das nächste Datum hypothetisch entworfen werden. So kann anhand der jeweils nächsten Ereignis- oder Textdaten überprüft werden, welche Lesarten an Plausibilität gewinnen und welche unwahrscheinlicher werden oder zu falsifizieren sind. Hypothesen werden mit diesem Verfahren also nicht vorab aufgestellt und am empirischen Material „getestet“.

Anstatt dem Text mit zuvor formulierten Hypothesen zu begegnen, werden im sequenziellen Verlauf der Textanalyse ausgehend vom Text Hypothesen gebildet und deren Plausibilität wird am weiteren Fortgang des Textes überprüft. Davon ausgehend, dass Lebensgeschichten über Gestaltqualität verfügen (vgl. Kapitel 2.2.1; Rosenthal 1995), folgt: „Welche sozialen Fälle sich strukturell ähneln bzw. welche dem gleichen Typus angehören, kann nicht anhand ihrer Bestandteile bestimmt werden, sondern nur anhand der Konfiguration dieser Bestandteile und deren funktionaler Bedeutsamkeit für das Ganze. Eine Typenbildung in diesem gestalttheoretisch-strukturalistischen Verständnis bedeutet, die Gestalt des sozialen Falles und die zugrundeliegenden Regeln seiner Konstitution zu rekonstruieren und nicht wie bei einer deskriptiven Typenbildung einzelne Merkmalskriterien summativ zu erfassen“ (Rosenthal 2014, S. 24).

Für die Auswertung biografisch-narrativer Interviews hat Gabriele Rosenthal (1987, 1995) das Verfahren der biografischen Fallrekonstruktion eingeführt. Die Methode hat zum Ziel, in analytisch getrennten Auswertungsschritten sowohl die Gegenwartsperspektive als auch die Vergangenheitsperspektive der jeweiligen InterviewpartnerInnen zu rekonstruieren. In dem Verfahren werden die von Fritz Schütze (1983) vorgestellte Textanalyse, die strukturelle bzw. objektive Hermeneutik von Ulrich Oevermann u.a. (1979) und die thematische Feldanalyse (Fischer 1982, angeregt durch Gurwitsch 1974) verknüpft.

Dabei wird rekonstruktiv und sequenziell vorgegangen, also nicht – wie etwa bei der Inhaltsanalyse – mit vorab definierten Kategorien an den Text herangegangen. Stattdessen wird die Bedeutung einzelner Passagen, die in der Abfolge ihres Entstehens, also entsprechend ihrer „sequenziellen Gestalt“ interpretiert werden, aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews erschlossen. Bei diesem sequenziellen Vorgehen wird die zeitliche Struktur der erzählten und der erlebten Lebensgeschichte analysiert. So werden nicht nur einzelne Textstellen sequenziell feinanalytisch in ihrer sequenziellen Gestalt untersucht (wie bei der thematischen Feldanalyse), sondern eben auch die erlebte Lebensgeschichte. Dabei interessiert, in welcher Reihenfolge und in welchen Textsorten die BiografInnen die biografisch relevanten Erlebnisse präsentieren und wie sich diese Erfahrungen in der erlebten Lebensgeschichte chronologisch aufgeschichtet haben. Im Rahmen der Rekonstruktion der Fallgeschichte wird also versucht, die Genese der erlebten Lebensgeschichte sowie die Genese ihrer, thematisch und temporal grundsätzlich von ihr verschiedenen, Darstellung in der Gegenwart zu klären bzw. die biografische Bedeutung des Erlebten zur damaligen Zeit als auch die Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart zu entschlüsseln.

„Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären zu können, müssen wir ihre Genese – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren“ (Rosenthal 2004, S. 49). Das heißt, die Aussagen der Befragten sollten im Gesamtzusammenhang des jeweiligen Lebens betrachtet werden. Deshalb wird wie schon bei der Erhebung – auch bei der Auswertung erzählter Lebensgeschichten mit der Methode der biografischen Fallrekonstruktion zunächst keine Einschränkung auf Teilaspekte oder einzelne Phasen der Biografie vorgenommen. Die Analyse der Lebensphase rund um den Migrationsprozess erfolgt erst dann, wenn die (zeitliche) Struktur der gesamten Lebensgeschichte und – davon getrennt - der Erzählung rekonstruiert worden ist.

Die Methode der biografischen Fallrekonstruktion baut auf der Datenerhebung anhand eines narrativen Interviews auf, und wurde in Anlehnung an Fritz Schütze von Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal (1997) zu

einem prominenten Rekonstruktionsmodell in der qualitativen Sozialforschung weiterentwickelt. In der biografischen Fallrekonstruktion werden hermeneutische (vgl. Oevermann et al 1979) und textanalytische (Schütze 1983) Verfahren mit der Thematischen Feldanalyse (vgl. Fischer in Bezug auf Aron Gurwitsch) verbunden, sodass in einem mehrstufigen Verfahren das Leben von Biografinnen auf verschiedenen Ebenen nachgezeichnet werden kann. Dabei ist das Ziel der Rekonstruktionslogik, „methodisch die Sache selbst so zum Sprechen zu bringen“, sodass „sie durch ihre eigenen Strukturgesetzmäßigkeiten antwortet“ bzw. um die jeweiligen „Strukturgesetzmäßigkeiten in der Sprache des Falls offenzulegen“ (Wagner 2001, S. 95).

#### ***4.3.1 Prinzipien der rekonstruktiven Fallanalyse***

Das von Christa Hoffmann-Riem (1980) für die interpretative Sozialforschung eingeführte Prinzip der Offenheit gilt nicht nur für die Gesprächsführung, sondern auch für die Auswertung. Es bedeutet, dass man dem Text weder mit vorab noch mit am Text entwickelten Kategorien begegnet, unter die man dann einzelne Teile zuordnet, dass man also den Text nicht unter alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Relevanz- und Theoriesystemen zu subsumieren versucht, sondern dass man darauf abzielt, die Regeln der Strukturiertheit des Textes zu rekonstruieren. Genauso wie der Biografin bzw. dem Biografen in der Gesprächsführung Raum zur Gestaltentwicklung gegeben werden soll, ist es in der Auswertung untersagt, die Gestalt zu zerstören. Anstatt einzelne Teile unabhängig voneinander zu betrachten, wird deren funktionale Bedeutsamkeit für das Gesamtgebilde sowie die Regeln seiner Erzeugung analysiert. Daraus leitet Rosenthal (1995, S. 208) als „oberstes und alle Auswertungsschritte betreffendes Prinzip einer gestalttheoretisch orientierten Auswertung ... die Rekonstruktion der Gestalt sowohl der erlebten wie der erzählten Lebensgeschichte“ ab.

Darauf aufbauend wird in der Analyse der erzählten Lebensgeschichte danach gefragt, welche funktionale Bedeutsamkeit die jeweilige Sequenz für die Gesamtgestalt der biografischen Selbstpräsentation hat. In der Analyse der Bedeutsamkeit eines biografischen Erlebnisses im Lebenslauf, steht hingegen die Frage im Mittelpunkt, welche funktionale Bedeutsamkeit dieses Erlebnis für die Gesamtgestalt der erlebten Lebensgeschichte hat. Neben dem genannten Prinzip der Rekonstruktion von erlebter und erzählter Lebensgeschichte, basierend auf dem Verfahren der Abduktion, führt Rosenthal (1995, S. 208f) zwei weitere Prinzipien an, die für die Auswertung entscheidend sind: das Prinzip der Sequenzialität, d.h. der sequenziellen Analyse sowohl der temporalen wie auch der thematischen Struktur von erlebter und erzählter Lebensgeschichte, sowie das Prinzip der Kontrastierung der Gestalt von erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Welche biografische Relevanz der Migrationsprozess für die jeweilige Lebensgeschichte hat, lässt sich nämlich nur rekonstruieren, wenn er in das gesamte Leben und damit in die vorangehenden und darauffolgenden biografischen Erlebnisse eingebettet ist.

„Bei der rekonstruktiven Analyse wird die volle Konkretheit eines Falles erfasst, und seine konstitutiven Momente werden in Abgrenzung von den situationsspezifischen Restfaktoren bestimmt. Dieses Vorgehen beruht auf der Annahme, dass soziale Gebilde, wie die biografische Selbstpräsentation, einheitliche Gebilde sind, die durch ein zugrundeliegendes Regelsystem erzeugt werden und sich nicht aufgliedern lassen in einzelne Gruppierungen, für die jeweils eigene Regeln gelten“ (Rosenthal 1995, S. 209f).

Welche Bedeutung Teile einer Gestalt haben, kann demnach nur anhand der Strukturierungsregeln dieser einen konkreten Gestalt, als deren Teil sie auftreten, bestimmt werden; „[d]ie Rekonstruktion einer Gestalt verbietet also regelrecht die Isolierung einzelner Elemente“ (ebd.).

Für die Bestimmung des Typischen eines Falles ist die Häufigkeit seines Auftretens in keiner Weise von Bedeutung (vgl. Lewin 1967(1927), S. 19). Daher zielt eine rekonstruktive Analyse auch nicht darauf ab, eine möglichst große Fallzahl zu erreichen; vielmehr muss es „darauf ankommen, die jeweilige Gesamtsituation in allen ihren Eigentümlichkeiten möglichst präzise zu erfassen.“

(Lewin 1931, S. 455). „Gerade ein 'besonderer' Fall, also eine Lebensgeschichte mit zunächst sehr ungewöhnlichem Verlauf oder Problemkonstellation kann unter Umständen durch ihre 'Abweichung' auch Aufschluss über die häufiger vorkommenden Fälle ermöglichen sowie Tendenzen struktureller Veränderungen aufzeigen“ (Breckner 2005, S. 184).

Will man die Typik eines Falles bestimmen, muss man die Regeln analysieren, die ihn erzeugen und die seine Teile organisieren. „Die Zuordnung eines Falles zu einem Typus ist erst nach einer rekonstruktiven Fallanalyse möglich, da dessen Struktur weder von gleichen Elementen noch von gleichen äußeren Gegebenheiten abzuleiten ist“ (Rosenthal 1995, S. 211). Daraus ergibt sich, dass die Frage, wie häufig ein bestimmter Typus auftritt, erst beantwortet werden könnte, wenn alle vorhandenen Fälle rekonstruktiv analysiert werden würden – was praktisch kaum möglich sein dürfte. Eine rekonstruktive Analyse relativ weniger Fälle kann – wenn diese distinkte Typen repräsentieren – hingegen durchaus Aussagen über die soziale Wirksamkeit eines Typus machen, die sich von der Häufigkeit seines Auftretens nicht ableiten lässt. (vgl. Rosenthal 1995, S. 211)

#### **4.3.2 Auswertungsschritte**

Zuallererst werden dabei die Ereignisdaten bzw. „objektiven Daten“ sequenziell analysiert, sodass sich Strukturhypothesen zur Lebensgeschichte der Biografinnen aufstellen lassen. Danach geht es um die Analyse der Selbstpräsentation und der individuellen Erlebenswelt der Biografinnen. Dahinter steckt die Annahme, dass erzählte Lebensgeschichten immer „sowohl auf das heutige Leben mit der Vergangenheit wie auch auf das damalige Erleben dieser vergangenen Ereignisse“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 148) verweisen. „Wollen wir interpretative Fehlschlüsse vermeiden, sind wir genötigt, beide Ebenen – die erlebte und die erzählte Lebensgeschichte – zu rekonstruieren...“ (ebd).

Textstellen von zentraler Bedeutung oder auch undurchsichtige Textstellen

können darüber hinaus für ein besseres Verständnis mittels Feinanalysen untersucht werden. Am Ende der Analyse werden erzählte und erlebte Lebensgeschichte gegenübergestellt bzw. kontrastiert. Damit lassen sich nach der Rekonstruktion mehrerer Fälle und ihrer Kontrastierung verschiedene Typen bilden und auf dieser Grundlage lässt sich schließlich eine Theorie ableiten.

Die in der vorliegenden Arbeit als Auswertungsmethode zum Einsatz kommende biografische Fallrekonstruktion wird von Rosenthal und Fischer-Rosenthal (vgl. Rosenthal 2004, S. 461ff; zuvor Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997) in insgesamt sechs Analyseschritte unterteilt<sup>73</sup>:

1. Sequenzielle Analyse der biografischen Daten (Ereignisdaten, gelebtes Leben);
2. Text- und thematische Feldanalyse (sequentielle Analyse der Textsegmente des Interviews; Selbstpräsentation, erzähltes Leben);
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben);
4. Sequenzielle Feinanalyse einzelner Textstellen;
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte;<sup>74</sup>
6. Typenbildung (in Hinblick auf die Forschungsfrage).

Im Folgenden werden die einzelnen Auswertungsschritte vorgestellt. Ausgangsmaterial für die Analyse ist das vollständige, mit Seitenzahl und Zeilennummerierung versehene Transkript eines biografisch-narrativen Interviews.

---

<sup>73</sup> Die Auswertungsschritte werden im Detail diskutiert in: Rosenthal 1987, 143ff. Zum Vorgehen siehe auch: Rosenthal 2014, 187ff.

<sup>74</sup> Für diesen fünften Analyseschritt sind in der Literatur zwei Varianten angegeben: Während Fischer-Rosenthal (1996, S. 156) von der Kontrastierung der gelebten mit der erzählten Lebensgeschichte spricht, geht es in der aktuellen und in der vorliegenden Arbeit verwendeten Variante um den Vergleich der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 2004, S. 461). Zum dialektischen Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen siehe u.a. Rosenthal (1995).

#### **4.3.2.1 Sequenzielle Analyse der biografischen Daten**

Dieser erste Analyseschritt zielt darauf ab, die immanente Struktur der jeweiligen individuellen Lebensgeschichte, also das „tatsächlich gelebte Leben“ einer Person sowie die Besonderheiten des jeweiligen Falles mittels Hypothesenbildung zu rekonstruieren. Dazu werden – abduktiv, also durch Bildung „erklärender Hypothesen“ (Peirce 1980, S. 400) – die biografischen bzw. „objektiven“ Daten (vgl. Oevermann et al. 1979), also die kaum an die Interpretation der interviewten Person gebundenen Daten (wie z.B. Geburtsdatum, Geschwisteranzahl, Daten zur Ausbildung, Migrationszeitpunkt) sequenziell, also in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf analysiert. Im Speziellen wird versucht, anhand der Ereignisdaten, die sich auf die Familienangehörigen beziehen (Großeltern, Eltern, Geschwister etc.), der Familienhintergrund der interviewten Person zu rekonstruieren, und neben den „üblichen“ Daten wie Angaben zur Geburt, zu schulischer oder beruflicher Ausbildung etc. werden auch andere für das gelebte Leben bedeutende Ereignisse wie der Verlust von Angehörigen, die Heirat oder eben die Migration erfasst. Die Daten sind für die vorliegende Untersuchung sowohl dem Interviewtranskript – inklusive des Nachfrageteils – als auch den in Memos festgehaltenen Antworten auf Nachfragen entnommen worden. Zudem wurden für den jeweiligen Fall relevante historische bzw. gesellschaftspolitische Daten aufgenommen, um die biografischen Erlebnisse entsprechend kontextualisieren zu können. Rosenthal (2014, S. 188) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass außerdem die jeweiligen Lebensphasen sozialisationstheoretisch bzw. entwicklungspsychologisch im entsprechenden Kontext verortet werden sollen. In der Analyse wird jedes einzelne biografische Datum zunächst (möglichst) unabhängig vom Wissen über zugehörige Selbstdeutungen und Erzählungen der interviewten Person sowie unter Ausblendung des Wissens über den weiteren biografischen Verlauf ausgelegt. (vgl. Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 152)

„Dieses sequenzielle und abduktive Vorgehen bedarf – wie auch bei den weiteren Auswertungsschritten – einiger methodischer Disziplin; d.h. wir

müssen unser Wissen über den Fall ständig einklammern. Dies wird von Kritikern immer wieder als uneinlösbar zurückgewiesen. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass dies nicht nur möglich ist, sondern wir in der Regel weder die genaue Abfolge der Daten noch die dazugehörigen Interviewausschnitte im Detail memorieren können“ (Rosenthal 2014, S. 189).

Bei der Auslegung werden der Kontext des jeweiligen Ereignisses sowie die Handlungsprobleme, die daraus resultierten, rekonstruiert und die in der jeweiligen Situation zur Verfügung stehenden Alternativen gedankenexperimentell entworfen. In Anlehnung an Oevermann et al. (1979, S. 23) wird also formuliert, was eine Person „vernünftigerweise, d.h. nach Geltung des unterstellten Regelsystems in einem spezifizierten Kontext bei Konfrontation mit einem spezifizierten Handlungsproblem tun könnte oder tun sollte.“ Entsprechend dem abduktiven Vorgehen wird also danach gefragt, welche Handlungsmöglichkeiten die Biografin bzw. der Biograf in einer bestimmten Situation hatte und bei der Auslegung des jeweiligen Datums immer wieder Folgehypothesen über den möglichen, anschlussfähigen Fortgang entworfen. Dabei wird darauf geachtet, nicht von einer unveränderlichen Determination des Individuums oder seiner Lebensgeschichte auszugehen, sondern genauso danach gefragt, was im Leben der interviewten Person geschehen könnte, damit Veränderungen ermöglicht werden bzw. werden mögliche Veränderungen entworfen. Selbst wenn die interviewte Person Aussagen zur Bedeutung eines bestimmten Datums tätigt, ist es sinnvoll, alle möglichen Lesarten zu diesem Datum zu entwickeln – zum einen, weil es in der Analyse nicht um die Selbstdeutungen der interviewten Person aus der Gegenwart geht, sondern darum, die Bedeutungen des Erlebten in der Vergangenheit zu erfassen; zum anderen, weil die latenten Sinnstrukturen, also die der interviewten Person selbst nicht zugänglichen Bedeutungsgehalte, rekonstruiert werden sollen. Außerdem ermöglicht der Entwurf aller möglichen Bedeutungshorizonte den Zugang zu „versteckten“ Bedeutungsmöglichkeiten im Rahmen der späteren Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte.

Nach der Herausarbeitung oder gegebenenfalls Rekonstruktion aller Ereignisdaten, werden die ersten Hypothesen zum gelebten Leben

üblicherweise auf die Frage hin gestellt: „In welche Situation wird der Biograph hineingeboren und was bedeutet das für seine Zukunft?“ (Fischer-Rosenthal 1996, S. 158).

Wurde ein erstes Datum ausgelegt, folgt die Auslegung des nächsten Datums, das dann anzeigt, wie sich der Lebenslauf tatsächlich weiterentwickelt hat. Auf der Grundlage dieser „neuen“ Lebenskonstellation werden wiederum gedankenexperimentell Prognosen für den Fortlauf der Lebensgeschichte entworfen. Zu jedem einzelnen biografischen Datum werden also Hypothesen in Bezug auf die Bedeutung, die das jeweilige Ereignis für die Biografin bzw. den Biografen gehabt haben könnte, gebildet, wobei es wichtig ist, vor allem zu Beginn der Analyse, Hypothesen zu allen denkbaren Aspekten aufzustellen. Im Anschluss werden anhand der Frage: „Welches Ereignis könnte sich als nächstes ereignen?“ in der Regel ein bis zwei Folgehypothesen, die sich auf das jeweils nächste Ereignisdatum beziehen, formuliert und anhand des nächsten Ereignisdatums bzw. tatsächlich folgenden Lebensdatums verifiziert oder falsifiziert. Auf diese Weise schreitet die Analyse fort, bis auch das letzte biografische Datum ausgelegt ist.

Der in der Regel zu Beginn der Analyse große Möglichkeitshorizont wird dabei zunehmend enger, sodass zum Schluss nur noch einige Hypothesen zur Verlaufsstruktur der jeweiligen Biografie (bzw. Strukturhypothesen zum Lebenslauf) als wahrscheinlich übrigbleiben, die wiederum für die weitere Interpretation zu fallspezifischen Fragen formuliert werden. Das Ergebnis des ersten Analyseschrittes ist von Fall zu Fall verschieden, da es unter anderem von der Dichte der vorhandenen Daten abhängt und diese nicht in allen Fällen auf eine bestimmte Verlaufsstruktur, also auf eine bestimmte systematische, immer ähnlich erscheinende Wahl aus Handlungsmöglichkeiten, hinweist, sondern manchmal mehrere plausibel erscheinende Hypothesen und Fragen übrigbleiben (vgl. Rosenthal 1987, S. 158).

Die Analyse der biografischen Daten dient zur Vorbereitung der Rekonstruktion der Fallgeschichte, d.h. des erlebten Lebens (dritter Analyseschritt). Das Ergebnis der Analyse wird mit dem Ergebnis der Analyse der biografischen Selbstpräsentation kontrastiert. So kann wiederum analysiert werden, welche

biografischen Daten bzw. Lebensbereiche und -phasen in der Selbstpräsentation erzählerisch ausgebaut werden, welche unerwähnt bleiben und in welcher temporalen Abfolge sie präsentiert werden. (vgl. Rosenthal 2014, S. 191)

#### **4.3.2.2 Text- und thematische Feldanalyse**

In diesem Schritt geht es vor allem um die Form und Funktion der Präsentation zum Zeitpunkt des Interviews. Es sollen die gegenwärtig wirksamen Relevanzstrukturen der interviewten Person offengelegt werden, nach denen die Biografinnen ihre Lebensgeschichte konstruieren. Die Relevanzstrukturen eröffnen sich in der Auswahl, der Darstellungsform und den jeweiligen thematischen und zeitlichen Bezügen von Erlebnissen, Ereignissen und Erfahrungen.

Das Ziel dieses Analyseschrittes ist, die (implizit bleibende) Gesamtsicht der Biografinnen freizulegen, und dafür das Prinzip, das die sequenzielle Auswahl von Darstellungsinhalten und -formen bestimmt und die temporalen und thematischen Verknüpfungen der einzelnen Segmente der Selbstpräsentation steuert - also die Regeln für die Genese der Selbstpräsentation – entschlüsselt zu entschlüsseln. Dafür werden in diesem zweiten Analyseschritt die Theorie und Methodik der thematischen Feldanalyse (vgl. Fischer 1982) und die von Schütze (1983) ausgearbeitete Textanalyse mit einem sequenziellen und abduktiven Vorgehen verbunden (für eine ausführliche Darstellung der Methodik der Text- und thematischen Feldanalyse vgl. Rosenthal 1995).

Konkret bedeutet dies, dass mittels sequenzieller Analyse der Selbstpräsentation, also des erzählten Lebens, ermittelt werden soll, wie Biografinnen selbst ihre Erfahrungen bei der Rekonstruktion ihres Lebenslaufes zeitlich verorten, an welchen Zeitpunkten sie Wendepunkte festmachen und in welchen Lebensphasen sie ihre Erfahrungen – aus der Gegenwartsperspektive – einbetten. Im Zentrum der Analyse steht die Identifikation der in der jeweiligen Sequenz verwendeten Textsorten und der thematischen Felder, in denen die

Biografinnen ihre Selbstpräsentation einbetten. Dementsprechend wird vorbereitend der gesamte Interviewtext gemäß seiner zeitlichen Abfolge sequenziert, also in Analyseeinheiten gegliedert, wobei der Anfang und das Ende einer Sequenz durch Redewechsel, Änderung der Textsorte oder inhaltliche Veränderung angezeigt wird. Nach der Sequenzierung werden zunächst zur Auswahl des jeweiligen Intervieweinstiegs, also zur auf den Erzählimpuls folgenden Sequenz, mögliche Lesarten entworfen, von denen manche im weiteren Verlauf der Analyse an Plausibilität gewinnen werden, während sich andere falsifizieren lassen. Rosenthal betont, dass vor allem der Interviewanfang extensiv ausgelegt werden muss, da in den meisten Interviews die Biografinnen ganz zu Beginn die Globalevaluation ihrer Darstellung verdeutlichen bzw. der interviewenden Person als Leitlinie für die folgende Lebensgeschichte vermitteln. „Sie versuchen zu verdeutlichen, unter welcher Perspektive der Zuhörer das Folgende zu verstehen haben. Die interessengeleitete Rekonstruktion der Vergangenheit wird damit entschlüsselbar (vgl. Rosenthal 1987, S. 180). Damit stützt sich Rosenthal auf Ulrich Oevermann et al. (1979, S. 43), der betont, dass die interviewte Person zu Beginn des Interviews „im Bemühen der angemessenen Selbstpräsentation und der angemessenen Situierung seiner weiteren Textproduktion sich besondere Mühe gibt und seine Texte sowohl im Hinblick auf die Struktur des Selbstkonzepts als auch im Hinblick auf die rationalisierungsbedürftigen Antriebe besonders leicht auszulegen sind“. Im Fortgang der für diese Arbeit durchgeführten Text- und thematischen Feldanalysen wurden dementsprechend immer umfassendere Sequenzeinheiten ausgelegt. Bei diesem zweiten Arbeitsschritt wird nicht – wie im nachfolgenden – nach dem subjektiven Erleben zum Zeitpunkt eines Ereignisses gefragt, sondern danach, weshalb die Biografinnen sich selbst, bewusst intendiert oder „latent gesteuert“ auf eine bestimmte Weise (und nicht anders) darstellen. (vgl. Rosenthal 2014, S. 196)

Auf der Grundlage empirischer Analysen (u.a. Rosenthal 1995) kann hier davon ausgegangen werden, dass die erzählte Lebensgeschichte nicht aus einer Ansammlung unverbundener Einzelteile besteht, sondern dass die Sequenzen in einem Beziehungszusammenhang zueinander stehen bzw. im Sinne einer

Gestalt angeordnet sind (vgl. Kapitel 2.2). In Anlehnung an Aron Gurwitschs thematische Feldanalyse soll die Frage geklärt werden, ob die einzelnen Sequenzen der Selbstpräsentation einem oder mehreren thematischen Feldern zuzuordnen sind. Demnach geht es bei der Analyse jeder einzelnen Sequenz um das Ausfindigmachen inhärenter Verweise auf thematische Felder und den hypothetischen Entwurf jeweils anschlussfähiger, weiterer Sequenzen (vgl. Rosenthal 2014, S. 197f). Im Verlauf der Analyse sollte sich zeigen, welche thematischen Felder von der Biografin bzw. dem Biografen (in welcher Weise) ausgestaltet werden und welche vermieden werden bzw. welche Themen nicht thematisiert werden, obwohl sie kopräsent sind, und in welche spezifischen Felder Erlebnisse systematisch eingeordnet werden oder eben in welche nicht, obwohl ihnen eine mögliche andere Rahmung inhärent ist (vgl. ebd.). Zu den einzelnen Textsequenzen werden Hypothesen formuliert, wobei auch die Textsorten, in denen die BiografInnen die jeweiligen Erlebnisse präsentieren, berücksichtigt werden.

Die Grundlage hierfür ist die Annahme von Fritz Schütze (1983), dass die Wahl einer bestimmten Textsorte für die kommunikative Darstellung einer Erfahrung, also es nicht zufällig ist, ob die BiografInnen erzählen, beschreiben oder erzählen (oder eine Unterform einer der drei Kategorien wählen; vgl. Exkurs zu Textsorten), sondern dass die Wahl der Textsorte von der Interaktion zwischen interviewender und interviewter Person und der jeweiligen biografischen Erfahrung abhängt, aber auch dass jede Textsorte eine bestimmte Funktion erfüllt. Die entsprechende Frage an den Text lautet demnach: Weshalb wurde eine bestimmte Sequenz bzw. ein bestimmtes Thema mit der jeweiligen Textsorte präsentiert? Dabei wird auch gefragt, ob sich die BiografInnen an ihren eigenen oder den Relevanzen der interviewenden Person orientieren.

Zusammenfassend gilt es in diesem Analyseschritt die Frage zu beantworten, wieso etwas auf diese Weise und nicht anders präsentiert wird bzw. welche Funktion eine bestimmte Art der Präsentation erfüllen könnte. Die Hypothesen werden dementsprechend anhand folgender Fragen gebildet: Weshalb wird dieser Inhalt an dieser Stelle eingeführt, weshalb in dieser Textsorte und dieser Länge oder Kürze präsentiert? Was ist das Thema des präsentierten Inhalts

und in welches thematische Feld fügt es sich ein? Welche inhaltlichen und temporalen Verknüpfungen werden vorgenommen Welche Lebensbereiche und -phasen werden in der Selbstpräsentation thematisiert, welche erst im Nachfrageteil und welche überhaupt nicht – und warum? (vgl. Rosenthal 2014, S. 200). Außerdem soll beantwortet werden, inwiefern Interpretationspunkte (bzw. -phasen) identifizierbar sind, also wo zeitliche Markierungen (vorher-nachher) vorgenommen werden? (vgl. Rosenthal 1987, S. 178f).

### ***Exkurs: Textsorten***

Textsorten bzw. Schemata der Sachverhaltsdarstellung (Kallmeyer und Schütze 1977) sind formale Darstellungsmodi wie *Erzählung*, *Beschreibung*, *Argumentation* und ihre Unterformen.<sup>75</sup>

*Erzählungen* sind der Modus, in dem Geschehen im zeitlichen Ablauf darstellbar wird, da sie auf ein singuläres Ereignis oder auf eine Verkettung von (tatsächlichen oder fiktiven) zeitlich oder kausal aufeinanderfolgenden Ereignissen in der Vergangenheit verweisen und am Handlungsverlauf orientiert sind. Sie beziehen sich auf einen vergangenen, temporal, lokal und personal gebundenen Ereignis- und Handlungszusammenhang, der dynamisch strukturiert ist und als orientierender Sinnzusammenhang bis in die Gegenwart (und eventuell in die Zukunft) reicht. Von allen Textsorten weisen Erzählungen (als Geschichten) den höchsten Indexikalitäts- und Detaillierungsgrad auf. Analog zu den ihnen zugrundeliegenden Handlungen, die durch einen Auslöser, durch Verwicklungen, durch den Vollzug der Handlung und durch die Konsequenzen bzw. die Bewertung derselben gekennzeichnet sind, haben Erzählungen einen Anfang, einen Komplikationsteil, einen Höhepunkt und einen Schluss.

Die wichtigsten Unterkategorien der Erzählung sind der *Bericht* und die *Belegerzählung*. Beim Bericht handelt es sich um eine geraffte, telegrammartige Erzählung mit sehr niedrigem Indexikalitätsgrad bzw. sind Berichte

---

<sup>75</sup> Zur linguistischen und soziologischen Analyse von Erzählungen siehe: Kallmeyer und Schütze 1977; Schütze 1976.

„Erzählungen, die Ereignisse in Beschränkung auf eine unilineare Ereigniskette ohne Herausarbeitung von Situationen darbieten...“ (Kallmeyer und Schütze 1977, S. 187). Sie werden häufig im Rahmen von Erklärungen abgegeben und sind zum Teil kaum von Argumentationen zu trennen (weshalb in der vorliegenden Arbeit für manche Sequenzen die Mischkategorie Bericht/Argumentation identifiziert worden ist). Eine Belegerzählung dient hingegen dazu, eine Argumentation (noch) plausibler zu machen.

*Beschreibungen* beziehen sich im Unterschied zu Erzählungen nicht auf singuläre Ereignisse, sondern auf längerfristig wirkende Bedingungen von Ereignissen bzw. statische Strukturen oder Zustandsbeschreibungen oder routinisierte bzw. wiederkehrende Abläufe („es war immer so“). „Der Vorgangscharakter der dargestellten Sachverhalte wird 'eingefroren““ (Kallmeyer und Schütze 1977, S. 201). Beschreibungen enthalten Orts-, Zeit- und Personenangaben bzw. detaillierte sachliche Hintergründe als Beschreibungen von Sachverhalten, die eine Handlung plausibel machen sollen.

Um die Unterkategorie einer „*verdichteten Situation*“ handelt es sich, wenn wiederholt bzw. häufig erlebte Ereignisse in einer Situation komprimiert dargestellt und mit ihren sich wiederholenden Elementen beschrieben werden. (vgl. Rosenthal 1987, S. 153f)

*Argumentationen* zeigen gegenwartsbezogene Bewertungen der dargestellten Ereignisse als von der Situation abstrahierte Eigentheorie über den dargestellten Handlungszusammenhang an. Argumentationen treten dannach als theoriehaltige Textelemente bzw. allgemeine Vorstellungen oder Überlegungen des Sprechenden auf und sind stark an die Gegenwart des Sprechens gebunden (und dadurch weit von den Erlebnissen abgehoben). „Beim Argumentieren orientiert man sich weit stärker als bei Erzählungen aus dem Stegreif, d.h. bei unvorbereiteten Erzählungen, am Zuhörenden, den man von etwas überzeugen will, an seiner eigenen Gegenwartsperspektive, unter der man sich selbst etwas erklären möchte, und an Gesichtspunkten der sozialen Erwünschtheit“ (ebd.).

Rosenthal hält es in diesem Zusammenhang „problematisch, bei Argumentationsteilen sofort Verschleierungsversuche des Informanten zu wittern oder sie als Ausdruck von Verdrängungen zu registrieren. Argumentationsteile können ebenso Ausdruck der reflexiven Verarbeitung und Bewältigung lebensgeschichtlicher Erfahrungen oder von Veränderungen der eigenen Person sein. (vgl. Rosenthal 1987, S. 180f)

Bei der Unterkategorie der *Evaluation* handelt es sich um eine Argumentation innerhalb einer Erzählung, die eine sinnstiftende Funktionen erfüllt, die Geschichte plausibel macht und dargestellte Ereignishöhepunkte bewertet oder rechtfertigen soll bzw. das Dargestellte als Ergebnis sichern soll. Evaluationen können zu Beginn oder am Ende einer Erzählsequenz stehen oder in eine Erzählung eingelagert sein. („dann geschah etwas Merkwürdiges“; „das war schon merkwürdig“). Im Unterschied zur Belegerzählung dient die Evaluation nicht der Rechtfertigung einer Argumentation, sondern eher der Rechtfertigung einer Erzählung; sie rechtfertigt, weshalb man eine Geschichte erzählt. (vgl. Rosenthal 2014, S. 240) Nicht zuletzt kann eine Evaluation einer Erzählung eine weiterreichende Bedeutung (im Sinne der „Moral von der Geschichte“) verleihen.

#### **4.3.2.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte**

Im Unterschied zur Text- und thematischen Feldanalyse – bei der danach gefragt wird, weshalb die BiografInnen etwas in einer bestimmten Weise und nicht anders präsentieren – geht es bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte nicht um die Rekonstruktion der Gegenwartsperspektive. Vielmehr soll in diesem Schritt durch – nach der Analyse der biografischen Daten (erster Arbeitsschritt) erneuter – Zuwendung zur sequenziellen Struktur bzw. temporalen Gestalt der „erlebten“ Lebensgeschichte die Vergangenheitsperspektive bzw. die „biographische Bedeutung einzelner Erlebnisse“ (Rosenthal und Fischer-Rosenthal 2000, S. 466) für die interviewten Personen rekonstruiert werden. Mit anderen Worten geht es hier „um die Rekonstruktion der funktionalen Bedeutsamkeit eines biografischen Erlebnisses

für die Gesamtgestalt der erlebten Lebensgeschichte...“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 155). Dafür werden die aus der Analyse der biografischen Daten gewonnenen Hypothesen mit den jeweils dazu vorliegenden Selbstaussagen der BiografInnen kontrastiert, um Lesarten zu belegen, zu falsifizieren oder neue Lesarten zu gewinnen. Jedes biografische Erlebnis in der Chronologie der erlebten Lebensgeschichte wird nacheinander mit dem Blick auf die jeweiligen Interviewpassagen, in denen die BiografInnen darüber sprechen, sequenziell analysiert. An den Text werden folgende Fragen gestellt: Wie haben die BiografInnen das jeweilige Erlebnis damals subjektiv erfahren und wie erleben sie es im Gegensatz dazu heute?

#### **4.3.2.4 Feinanalyse**

Bie der Feinanalyse, die zu jedem Zeitpunkt der Auswertung erfolgen kann, werden – wiederum auf der Grundlage der Objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979) – einige Textstellen einer detaillierten sequenziellen Analyse unterzogen. Dahinter steckt die Annahme, dass sich schon im Detail einzelner kurzer Textsequenzen die Form der Grundstruktur zeigt.

Mittels der Feinanalyse sollen zwar zuvor gewonnene Hypothesen überprüft und erweitert werden, die Analyse einer Textstelle soll aber nicht mit einer bereits formulierten Hypothese begonnen werden. Vielmehr ist es auch hier erforderlich, die bisherigen Interpretationen und das Wissen über den biografischen Werdegang, also darüber, wie es nach dem in einer Textstelle angesprochenen biografischen Zeitpunkt im Lebenslauf weitergeht, möglichst zurückzustellen bzw. auszublenden. Entsprechend dem abduktiven und sequenziellen Verfahren werden dann ausgehend von einem empirischen Phänomen – hier der einzelnen Texteinheit – alle möglichen Hypothesen entworfen und daraus Folgehypothesen abgeleitet.

Die Auswahl der zu analysierenden Textstellen erfolgt gezielt; in der Regel wird der Anfang des Interviews ausgewählt, oder Textstellen, die thematisch von besonderem Interesse sind oder zur Beantwortung bisher ungeklärter Fragen

nützlich sein könnten. Die Auswahl orientiert sich also an den bisherigen Interpretationen; dies bedeutet aber nicht, dass vorherige Interpretationen zirkulär bestätigt werden sollen; vielmehr soll versucht werden, sie zu falsifizieren (vgl. Rosenthal 1987, S. 205). „Ein wesentliches Kriterium für die Auswahl von Textstellen sind parasprachliche Auffälligkeiten – wie lange Pausen, Versprecher und Abbrüche – sowie generell der Eindruck, dass die Textstelle mehr Sinn enthält, als beim ersten Lesen ersichtlich ist“ (Rosenthal 1987, S. 206).

Die Analyse beginnt mit der Beschreibung des Kontextes, in dem die Textstelle steht, d.h. es wird dargelegt, was dieser Textstelle im Gespräch vorausging, an welcher Stelle im Interview die Sequenz eingeführt wurde und welchen Stellenwert sie in der Erzählung hat. Dann wird Sinneinheit für Sinneinheit in der zeitlichen Abfolge des Textes und ohne Berücksichtigung der nachfolgenden Sinneinheit(en) analysiert, d.h. zu jeder Äußerung werden „gedankenexperimentell alle möglichen Kontexte entworfen, in denen diese Äußerung entsprechend unserer Normalitätserwartungen als 'sinnvoll' betrachtet werden könnte“ (vgl. Rosenthal 2014, S. 221f).

Welchen Umfang eine Sinneinheit hat, ist schwer zu definieren; eine Einteilung nach Pausen, Abbrüchen oder inhaltlichen Einheiten ist möglich. Es ist sinnvoll, die ersten Sinneinheiten möglichst „klein“ zu halten (vgl. Rosenthal 1987, S. 205) bzw. sie am extensivsten auszulegen, da dem Fall zu Beginn noch vielältige und vielzählige Wahlmöglichkeiten offenstehen. Damit wird verhindert, dass das „Auffinden“ der objektiven Bedeutungsstruktur einer Äußerung, d.h. aller möglichen Lesarten dieser Äußerung, vorschnell einzuschränken. (vgl. ebd., S. 206)

Im Verlauf der Feinanalyse werden so Verallgemeinerungen über den Fall entwickelt bzw. Strukturhypothesen aufgestellt, deren Gültigkeit anhand weiterer Textstellen und unabhängig von der bereits analysierten Textstelle geprüft wird. Lässt sich eine Strukturinterpretation immer wieder durch Feinanalysen verschiedener Textstellen belegen, wird der Interviewtext noch einmal gezielt auf Textstellen hin untersucht, die auf den ersten Blick andere Strukturhypothesen vermuten lassen.

Erst wenn keine Textstellen mehr gefunden werden, die der jeweiligen Strukturhypothese widersprechen, gilt eine Strukturhypothese – zumindest für diesen historischen Zeitpunkt der Analyse“ (Rosenthal 1987, S. 208f) - als gesicherte Interpretation.

#### **4.3.2.5 Kontrastierung: erzählte und erlebte Lebensgeschichte**

Bei diesem fünften Analyseschritt – der die Voraussetzung für die nachfolgende Typenbildung darstellt – werden die erzählte und die erlebte Lebensgeschichte kontrastiv verglichen und dabei auf mögliche Differenzen zwischen den beiden Ebenen, also zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive, und damit Unterschiede in der Temporalität und den thematischen Relevanzen von erzählter und erlebter Lebensgeschichte hin untersucht (vgl. Rosenthal 1987, S. 207; 1995, S. 225).

Die Daten, die bisher speziell in Bezug auf das erzählte oder eben speziell bezogen auf das erlebte Leben erhoben worden sind, werden in diesem Schritt also aufeinander bezogen und es wird versucht, die bisherigen Ergebnisse in einer die Fallstruktur (d.h. die Prozessstruktur, in der sich die analysierte Lebensgeschichte bewegt hat) erklärenden Hypothesen zusammenzufassen und damit die Wechselbeziehung von erzähltem und erlebtem Leben in der Gestaltung des Gesamtprozesses der Lebensgeschichte zu verdeutlichen. „Durch die Kontrastierung erhalten wir Aufschluß über die Mechanismen des Vorstelligwerdens und der Auswahl von Erlebnissen aus dem Gedächtnis und über deren jeweilige Darbietung, über die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und über die damit verbundene Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Nun können wir uns bei der Kontrastierung ... fragen, welche Funktion diese Präsentation für den Autobiographen hat und umgekehrt, welche biographischen Erfahrungen zu dieser Präsentation führen“ (Fischer Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 155).

Mit der Kontrastierung der erzählten und erlebten Lebensgeschichte kann geklärt werden, wie Erlebniszusammenhänge mit einer bestimmten Präsentation der Lebensgeschichte verbunden sind, aber auch wie sich aus Erlebnissen in der Vergangenheit Bedeutungen in der Gegenwart entwickeln (und umgekehrt) bzw. wie die gegenwärtige Perspektive die Formung und Umformung vergangener Erlebnisse mitbestimmt. „Die Dynamik dieses Zusammenhangs wird abschließend als Prozessstruktur in theoretisch generalisierender Sprache formuliert, wobei der Fallbezug – d.h. die Hinweise auf die Konkretion dieses Musters in einer empirischen Lebenspraxis – nicht aufgegeben wird“ (Breckner 2005, S. 190).

Die abschließende Formulierung generalisierter Hypothesen soll alle plausiblen Annahmen, die im Verlauf der gesamten Analyse entwickelt worden sind, konsistent zusammenfassen. So kann enthüllt werden, was der jeweilige Fall an Allgemeinem repräsentiert. „Die generalisierte Fallstrukturhypothese gibt uns also Auskunft darüber, wie der jeweilige Fall – ganz unabhängig von thematisch besonders interessierenden Aspekten – in einer allgemein zu beschreibenden Handlungs-, Erlebens- und Deutungslogik strukturiert ist“ (Rosenthal 1995, S. 225).

#### **4.3.2.6 Typenbildung**

Um die im vorherigen Schritt analysierte Strukturlogik zum interessierten Thema bzw. zur Forschungsfrage in Bezug zu setzen, muss die allgemeine Fallstruktur im Kontext des spezifisch untersuchten Handlungs- und Erfahrungsfeld präzisiert werden.<sup>76</sup> Dies geschieht bei diesem letzten Arbeitsschritt, der Typenbildung. Der Typenbildung liegt das theoretische Sampling (Glaser und Strauss 1967) zugrunde, nach welchem distinkte Typen in maximalen und minimalen Vergleichen ermittelt werden. Diese Vergleiche orientieren sich an der Ausprägung von Fallstrukturen, die in spezifischer Weise mit dem Untersuchungsthema verbunden sind und stecken den theoretischen

---

<sup>76</sup> Siehe hierzu die Unterscheidung zwischen der Rekonstruktion von Fallstrukturen und der Entwicklung von Typen bei Monika Wohlrab-Sahr (1994).

Möglichkeitsraum von Phänomenen in einem bestimmten Feld ab.<sup>77</sup>

Auf der Grundlage der Fallrekonstruktion ist es möglich, entsprechend der dieser Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfrage und ausgehend von einem einzigen Fall, einen Typus zu konstruieren, der nicht nur die Oberflächenphänomene – wie die politische Einstellung – beschreibt, sondern genauso den biografischen Verlauf erklärt bzw. die Regeln angibt, die diese Darstellung hervorbringen. Dass der Einzelfall als Grundlage der Fallrekonstruktion und auch der Typenbildung herangezogen wird entspricht der hermeneutischen Erfahrungswissenschaft, die „am Einzelfall orientiert [ist] und „der empirischen Generalisierung die Strukturgeneralisierung gegenüber[setzt]“ (Wagner 2001, S. 97).

Mit der Reduktion der Komplexität in der Typenbildung können gleichzeitig der untersuchte Gegenstandsbereich überblickt und Hypothesen generiert und Theorien entwickelt werden (vgl. Kelle und Kluge 1999, S. 9).

Für die Erstellung einer Typik wird also zunächst anhand eines Einzelfalls ein Typus erstellt, mit dem dann andere rekonstruierte Fälle kontrastiert werden. Mittels komparativer Analyse wird so ein theoretisches Modell in Bezug auf die gegenstandsbezogenen Fragestellungen herausgearbeitet. Weil die Typik in Bezug auf das interessierende Thema erstellt wird, können hypothetisch die gleichen Fälle einem anderen Kontext unterschiedlich typologisiert werden, was „nur dann ein grundlagentheoretisches Problem [wäre], wenn in objektivistisch-positivistischer Weise davon ausgegangen werden könnte, daß die soziale Realität nur eine einzige Interpretation bzw. Semantik zuläßt“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S. 156).

Es kann zwar angenommen werden, dass distinkten Typen in einem Handlungsfeld auch distinkte Fallstrukturen zugrunde liegen. Die am meisten kontrastierenden Typen müssen jedoch nicht unbedingt die am meisten kontrastierenden Fallstrukturen in Bezug auf ihre Handlungs- und Deutungslogik aufweisen. Es ist z.B. vorstellbar, dass zwei Fälle relativ ähnliche

---

<sup>77</sup> Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zur universaltheoretisch orientierten Formulierung von Fallstrukturen im Sinne von Oevermann, die im Wesentlichen sozialisations-, interaktions- und sprachtheoretische Konzepte als Hintergrundfolie heranziehen.

Fallstrukturen in Bezug auf ihre Handlungsorganisation sowie die Darstellungsmuster ihrer Lebensgeschichte (z.B. primär zukunftsorientiert) aufweisen. In Bezug auf die Bedeutung der Migration für die Entwicklung von Zugehörigkeitskonstruktionen können sie jedoch kontrastierende Typen repräsentieren, wenn etwa bei Typ A der Migrationsprozess zu einer ausgeprägten Veränderung der Zugehörigkeiten führte, bei Typ B jedoch keinen großen Einfluss auf Zugehörigkeitskonstruktionen hatte.

#### **4.4 Die Rekrutierung des Samples**

Folgt man – wie in der interpretativen Sozialforschung – einer Entdeckungslogik, kann das Sample bzw. die Stichprobe, die untersucht bzw. ausgewertet wird, nicht schon im Vorfeld einer Studie definiert werden, sondern ergibt sich erst im Laufe der Forschung, wobei jene Fälle ausgewählt werden, die sich als theoretisch relevant erweisen. Diese Vorgehensweise geht auf die von Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelte Grounded Theory bzw. das „theoretical sampling“ zurück. Das „Sampling auf der Basis der sich entwickelnden theoretischen Relevanz der Konzepte“ (Strauss und Corbin 1996, S. 150) das sich als offenes Auswahlverfahren für biografische Fallrekonstruktionen, in denen nicht von vornherein mit einer empirisch gehaltvollen Hypothese gearbeitet wird, besonders eignet.

Interessiert – wie in der vorliegenden Arbeit – die Entwicklung von Zugehörigkeitskonstruktionen, kann zu Beginn der Untersuchung nicht bestimmt werden, wie viele für unterschiedliche Entwicklungstypen aufzufinden sein werden. Auch inwiefern Kategorien wie „Geschlecht“ ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal darstellen wird, lässt sich nicht im Vorhinein sagen – auch wenn bei der Rekonstruktion der Fälle Sensibilität für diese und andere Kategorien benötigt wird (vgl. Rosenthal 2014, S. 84).

Bei einer theoretischen Stichprobe, wie sie für die vorliegende Arbeit gezogen wurde, sind also anders als bei einer statistischen Stichprobe weder ihr Umfang noch ihre Verteilungsmerkmale zu Beginn der Untersuchung bestimmbar.

Vielmehr greifen Erhebung und Auswertung ineinander, sodass die Auswertung des ersten Interviews die Auswahl der als nächstes zu interviewenden Person beeinflusst und sich so nach und nach die Stichprobe zusammensetzt. Das hier beschriebene theoretische Sampling (Glaser und Strauss 1967, 45ff; vgl. auch Hildenbrand 1999; Schütze 1983), das vor allem als Vorgehensweise für teilnehmende Beobachtungen entwickelt worden ist, basiert auf der Frage: „Welchen Gruppen oder Untergruppen von Populationen, Ereignissen, Handlungen (um voneinander abweichende Dimensionen, Strategien usw. zu finden) wendet man sich bei der Datenerhebung als nächstes zu. Und welche theoretische Absicht steckt dahinter? Demzufolge wird dieser Prozess der Datenerhebung durch die sich entwickelnde Theorie kontrolliert“ (Strauss 1991, S. 70).

Der Sampling-Prozess wird beendet, wenn angenommen wird, dass keine neuen Phänomene mehr gefunden werden können, die die bereits rekonstruierten theoretischen Einsichten modifizieren oder zur Konstruktion neuer Typen führen könnten, sondern sich die bisherige Konzeption bestätigenden Phänomene wiederholen. (vgl. Rosenthal 2014, S. 85)

Glaser und Strauss nennen als Kriterium für die Entscheidung zur Beendigung des Samplings und damit auch der Auswertung, das Erreichen der „theoretischen Sättigung“: „Sättigung meint, dass keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden, durch die der Soziologe die Eigenschaften und Aussagekraft der Kategorie weiterentwickeln kann“ (Glaser und Strauss 1967, S. 61). Auf die rekonstruktive Analyse von Einzelfällen umgelegt bedeutet dies eben, dass die „theoretische Sättigung“ dann erreicht ist, wenn keine Fälle mehr gefunden werden, die die Konstruktion eines neuen Typus erfordern oder die die bisherigen theoretischen Verallgemeinerungen noch modifizieren könnten.

Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass es sich bei der von Glaser und Strauss entworfenen Konzeption um jene eines idealtypischen Forschungsverlaufs handelt, der bei vielen Untersuchungen aus Zeit- oder Kostengründen vorzeitig abgebrochen werden muss. Außerdem kann nie mit Sicherheit gesagt werden, dass keine theoretisch relevanten Einsichten mehr gewonnen werden können bzw. dass keine Fälle auftauchen könnten, die die Konstruktion eines neuen

Typus erfordern. Damit ist die theoretische Sättigung eher als idealtypischer Zustand zu verstehen, dem man sich im Rahmen der jeweils gegebenen Möglichkeiten so weit wie möglich annähern sollte (vgl. Rosenthal 2014, S. 85). Gabriele Rosenthal schreibt dazu exemplarisch und treffend, sie habe bei ihrem Dissertationsprojekt (vgl. Rosenthal 1987) „vieles übersehen und im Sinne einer theoretischen Sättigung den Forschungsprozess viel zu früh abgebrochen. Hätte ich dies jedoch nicht getan, wäre meine Doktorarbeit vermutlich bis heute noch nicht abgeschlossen“ (Rosenthal 2014, S. 86).

Das im Rahmen teilnehmender Beobachtungen entwickelte theoretische Sampling muss für eine auf biografisch-narrativen Interviews und aufwändigen Fallrekonstruktionen aufgebaute Untersuchung aus forschungspraktischen Gründen modifiziert werden. Gabriele Rosenthal (2014) schlägt – ähnlich wie Hildenbrand (1999) und Schütze (1983) – wegen der vorzunehmenden zeit- oder kostenaufwändigen Transkription der auf Tonband aufgenommenen Gespräche das Ziehen zweier Stichproben vor, wobei die erste Stichprobe alle während des Projekts geführten Interviews bzw. alle untersuchten Fälle umfasst, die zweite hingegen eine Teilmenge der ersten Stichprobe ist und als solche nur jene Fälle, die auf der Basis der transkribierten Interviews einer besonders sorgfältigen Auswertung unterzogen werden. (vgl. Rosenthal 2014, S. 87)

Der Sampling-Prozess beginnt mit der Kontaktaufnahme und Gesprächvereinbarung. Nachdem eine erste Forschungsfrage formuliert worden ist, wird überlegt, mit wem das erste Interview geführt werden sollte und wie der Kontakt zu dieser Person hergestellt werden kann. Ob das erste Interview – wie in der vorliegenden Arbeit – über die Vermittlung durch gemeinsame Bekannte, oder andersweitig zustandekommt, ist durchaus von Bedeutung. Deshalb muss der jeweilige Zugang bzw. die jeweilige Kontaktaufnahme in der Auswertung reflektiert werden. In diesem Zusammenhang schlägt Rosenthal (2014, S. 88) vor, „so weit wie möglich unterschiedliche Wege des Zugangs [zu] wählen, um damit eventuell auch verschiedene Personengruppen zu erreichen“ - was für die vorliegende Arbeit versucht wurde umzusetzen. Im Rahmen der Kontaktaufnahme ist es im Sinne

der Forschungsethik (vgl. Hildenbrand 1999) notwendig, dass den möglichen InterviewpartnerInnen Forschungskontext- und Ablauf zumindest grob beschrieben werden, dass ihre Einwilligung für das Vorgehen eingeholt wird und dass sie über die Verpflichtung zum Datenschutz von Seiten des Forschers bzw. der Forscherin in Kenntnis gesetzt werden. Vor jedem zustandekommenden Gespräch ist es zudem notwendig, auf die Tonbandaufzeichnung hinzuweisen und auch die Einwilligung für dieselbe einzuholen. Damit die Informationen zur Kontaktaufnahme in die spätere Fallrekonstruktion einbezogen werden können, sollten sie in sogenannten Memos (Feldnotizen) festgehalten werden. Diese Memos sollten außerdem Beobachtungsprotokolle enthalten, also alles, was in den und rund um die Gespräche wahrgenommen und nicht auf Tonband aufgenommen wird. Memos werden grundsätzlich ab Forschungsbeginn angefertigt und dokumentieren die Ideen der bzw. des Forschenden, notieren den Analyseverlauf, unterstützen die Strukturierung und die Erinnerung und werden im Verlauf des Forschungsprozesses in der Regel theoretischer und komplexer.

Bei biografisch-narrativen Interviews sollten sich die während des Interviews angefertigten Gesprächsnotizen an den Kriterien einer Fallrekonstruktion orientieren, bei der in getrennten Auswertungsschritten die sequenzielle Gestalt zum einen der Fallgeschichte und zum anderen der Präsentation derselben im Interview rekonstruiert werden (vgl. Rosenthal, 2014, S. 91). In diesem Sinne werden die Ereignisdaten, also die (vermutlich) kaum an die Interpretationen der erzählenden Person gebundenen Daten wie Geburt, Geschwisteranzahl oder Studienbeginn (vgl. Oevermann et al. 1979), in der chronologischen Reihenfolge des Geschehens notiert. Darüber hinaus wird notiert, in welcher Reihenfolge, Ausführlichkeit und Textsorte über bestimmte Themen bzw. Lebensphasen gesprochen wird, und nicht zuletzt werden Informationen aus dem Nachfrageteil festgehalten.

Wird konsequent auf diese Weise notiert, können anhand dieser Notizen *Globalanalysen*, also erste vorläufige Auswertungen, vorgenommen werden, die wiederum die Grundlage sowohl für die erste als auch für die zweite theoretische Stichprobe dienen können. Auf der Basis der Globalanalysen kann

nämlich entschieden werden, mit wem weitere Interviews geführt werden sollen und welche Interviews zur Auswertung herangezogen und zu diesem Zweck transkribiert werden sollen. (vgl. ebd.)

In einer Globalanalyse werden – entsprechend dem Verfahren der Fallrekonstruktion (vgl. Kapitel 4.3.2) – zunächst die notierten Ereignisdaten gemäß dem von Ulrich Oevermann u.a. (1980) vorgestellten Verfahren (vgl. Kapitel 4.3) sequenziell ausgelegt und dann mit den im Interview erhaltenen Darstellungen kontrastiert, um Hypothesen über mögliche Bedeutungen der Daten für den zu untersuchenden Fall zur damaligen Zeit des Ereignisses und über den daraus folgenden möglichen weiteren Fortgang der Fallgeschichte formuliert. In einem nächsten Schritt werden die notierten Teile bzw. Segmente der Haupterzählung entsprechend dem Verfahren der Text- und thematischen Feldanalyse ebenfalls sequenziell ausgelegt und auf dieser Grundlage Hypothesen zur möglichen Darstellung im Interview und damit zur möglichen Deutung vergangener Ereignisse zum Zeitpunkt des Interviews formuliert. Die Hypothesen beziehen sich vor allem auf die sequenzielle Gestalt der Haupterzählung, die Differenz zwischen derselben und dem Nachfrageteil, die Wahl der Textsorten und den Umfang der Ausführungen zu bestimmten Themen oder Lebensphasen. Aufgrund der in Globalanalysen aufgestellten Hypothesen zu den einzelnen Fällen kann auch eine erste vorläufige Typenbildung vorgenommen werden, die eben wiederum zur weiteren Entwicklung der Stichprobe dient (vgl. Rosenthal 2014, S. 91f).

Auf der Grundlage der Memos und Globalanalysen werden nach und nach Personen für weitere Interviews ausgewählt. Außerdem wird auf dieser Grundlage entschieden, welches Interview als erstes einer sorgfältigeren Analyse unterzogen und damit welche Tonbandaufzeichnung als erste transkribiert wird. Im Unterschied zu Hildenbrand (1999) beansprucht Rosenthal (2014) bei der Auswahl des ersten Interviews für das zweite Sample, also für die erste Fallauswertung, keine theoretischen Vorüberlegungen; erst die Auswahl der weiteren Interviews für eine sorgfältige Fallrekonstruktion soll sich nach Rosenthal (ebd.: 94) an theoretischen Überlegungen orientieren, die aus der ersten Auswertung hervorgehen. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen im

Sinne des „theoretical sampling“ kann aufgrund vielfältiger (oberflächlicher) Unterscheidungskriterien getroffen werden, z.B. Rechtsstatus, Migrationszeitpunkt, Aufenthaltsdauer, Alter zum Zeitpunkt der Migration, Geschlecht oder Schichtzugehörigkeit.

Um dem Anspruch einer hinreichend relevanten und für den jeweiligen Gegenstandsbereich ausreichend umfassenden Typenbildung gerecht zu werden, muss jedes Interview in Bezug auf die jeweils bisher konstruierten Typen „verortet“ bzw. zugeordnet werden – nicht im Sinne einer Subsumtion, sondern im Sinne einer „Abstandsmessung“ im Verhältnis zu einem oder mehreren Typen. Ist dies nicht möglich, muss ein neuer Typus gebildet werden. (vgl. Rosenthal 2014, S. 94)

Sowohl die Auswahl des ersten Samples als auch die Auswahl des zweiten Samples basieren auf der von Glaser und Strauss (1967, S. 55ff) eingeführten Methode minimaler und maximaler kontrastiver Vergleiche. Bei einem minimalen kontrastiven Vergleich wird nach Abschluss einer Fallrekonstruktion als nächster zu analysierender Fall jener ausgewählt, der oberflächlich betrachtet in Hinblick auf das interessierende Phänomen dem bereits rekonstruierten Fall ähnlich ist (vgl. Schütze 1983, S. 287); inwieweit sich die beiden Fälle auch in ihrer Struktur ähnlich sind, wird erst die Fallauswertung zeigen. Bei maximalen kontrastiven Vergleichen hingegen wird ein Fall zum Vergleich herangezogen, der in Hinblick auf das interessierende Phänomen oberflächlich maximale Verschiedenheit aufweist (vgl. ebd.); nach der Auswertung können sich maximal kontrastierende Fälle strukturell große Ähnlichkeit aufweisen. Die Ähnlichkeit bzw. der Kontrast kann sowohl in sozialstatistischen Merkmalen (Alter, Geschlecht, Herkunftsmilieu) als auch z.B. in der Art des Erzählens oder in Interaktionsstrategien liegen. Aus minimal und maximal kontrastiven Vergleichen lassen sich Annahmen über das Verhältnis zwischen den an Einzelfällen gebildeten Typen ableiten und auf diese Weise schließlich theoretische Verallgemeinerungen und damit eine gegenstandsbezogene Theorie entwickeln. (vgl. Rosenthal 2014, S. 96)

## 5. Der Forschungsprozess

### 5.1 Rekrutierung der interviewten Personen

Das Forschungsvorhaben baute auf der Idee auf, Zugehörigkeiten zu untersuchen und dafür in Wien lebende deutschsprachige Südtiroler und Südtirolerinnen zu interviewen. Um möglichst unterschiedliche Fälle zu entdecken, wurde eine Kontaktaufnahme über verschiedene Kanäle angestrebt: über das persönliche Netzwerk des Forschers, über die Facebook-Gruppe „Südtiroler in Wien“<sup>78</sup>, über die „Südtiroler HochschülerInnenschaft“ (SH ASUS), über das italienische Konsulat in Wien, über die Österreichische HochschülerInnenschaft (ÖH), über den Fußballverein „Spielgemeinschaft Südtirol 07“ (SGS) sowie über die Verwaltungen verschiedener StudentInnenheime. Bei der Samplerekrutierung wurde darüber hinaus stets auf der Grundlage oberflächlicher Kategorien wie Geschlecht, sozioökonomischer Status, Alter oder Migrationszeitpunkt kontrastiv vorgegangen.

Dabei war ein Punkt wesentlich: Um die notwendige wissenschaftliche Distanz zu wahren, wurden alle Personen ausgeschlossen, die dem Forscher persönlich bekannt waren. Die Grundlage für diese Entscheidung bildet die Argumentation von Flick. Dieser konstatiert: Es sei „genau das umgekehrte Verfahren richtig: Je fremder das Feld, desto eher können die Sozialforscher als Fremde auftreten, denen die Forschungssubjekte etwas zu erzählen haben, das für die Forscher neu ist und desto frag-würdiger wird für die Forscher die Alltäglichkeit des Lebenszusammenhangs der Forschungssubjekte, die für diese selbst weitgehend fraglos ist“ (Flick 1999, S. 258).

Darüber hinaus wurde angenommen, dass als solche wahrgenommene Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der interviewten Person und

---

<sup>78</sup> „Südtiroler in Wien“ ist der Name einer geheimen, Anfang 2017 1.600 Personen umfassende Gruppe auf der Social Media Plattform Facebook, in der vor allem Mitfahrgelegenheiten und Wohnmöglichkeiten angeboten und nachgefragt, aber auch Fragen zu administrativen und anderen Angelegenheiten das Leben in Wien betreffend gestellt und beantwortet werden,

dem Interviewer von Bedeutung sind, weshalb sowohl in der Interviewsituation als auch im Rahmen der Interpretation stets versucht wurde, die Rolle des Forschers als deutschsprachiger bzw. einen südtiroler Dialekt sprechender, aus Südtirol stammender, (unter anderem) im studentischen Milieu verorteter (und damit in gewisser Weise privilegierter) und eine Doktorarbeit schreibender, rund dreißig Jahre alter, schon viele Jahre in Wien lebender Mann zu berücksichtigen. Interview – auch ein biografisch-narratives – ist nämlich immer eine asymmetrische Situation, nicht nur, weil sie der interviewenden Person einen Nutzen bringt, sondern auch weil diese das Gespräch (auch in offenen Gesprächssituationen) auf irgendeine Weise strukturiert (vgl. Mecheril et al. 2003).

Gleichzeitig ermöglichte es die Sozialisation des Forschers, auf geografische, lokale, kulturelle, politische und historische Wissensbestände inklusive wichtiger Figuren und Namen zurückgreifen, die die fallrekonstruktiven Analysen der Interviews erheblich erleichterten. Nicht zuletzt erleichterte der Umstand, dass die Interviews für die vorliegende Arbeit ausnahmslos vom Autor selbst durchgeführt wurden, im externen Nachfrageteil Themenbereiche anzusprechen, die bis dahin ausgelassen worden sind, aber für die Beantwortung der Forschungsfrage von Bedeutung sein könnten.

Ein weiteres Kriterium, das vor Beginn der Samplerekrutierung festgelegt worden war, ist, dass die interviewten Personen seit mindestens einem Jahr in Wien lebten. Dies wurde als Zeitraum angenommen, der mindestens notwendig ist, um eventuelle, aufgrund der Migration und ihrer Folgen zustande gekommene Veränderungen der jeweiligen Zugehörigkeitskonstruktionen rekonstruieren zu können.

Aus forschungsökonomischen Gründen beschränkte sich die Studie auf Personen mit deutscher Muttersprache. Dass genau diese Einschränkung alltagsweltliche und auch in der Wissenschaft bestehende Kategorisierungen verfestigen könnte, war dem Forscher durchaus bewusst; eine Ausdehnung der Studie etwa auf italienisch- und/oder ladinischsprachige Menschen hätte jedoch den Rahmen der Arbeit gesprengt und muss daher in zukünftigen Forschungen Platz finden.

Eine weitere Einschränkung ergab sich im Forschungsverlauf. Die ersten Globalanalysen, bei denen auf der Grundlage der angefertigten Memos erste Hypothesen zu relevanten Aspekten bzw. zu Fallstrukturen formuliert wurden, zeigte sich, dass die (nationalgeschichtlich eingebetteten) Zugehörigkeiten in allen Interviews als (familien-)biografischer Hintergrund zum Teil extensiv thematisiert wurden – und zwar fast ausnahmslos verbunden mit der Thematisierung der Migration von Südtirol nach Wien. Außerdem stellte sich heraus, dass alle interviewten Personen mit dem Ziel, ein Studium bzw. eine Ausbildung zu absolvieren, nach Wien migrieren wollten, woraus die Entscheidung resultierte, den Fokus weiter zuzuspitzen, und zwar auf Studierende.

Auch die Einschränkung der Untersuchung auf Personen, die mit dem Ziel nach Wien gekommen sind, zu studieren, beschneidet das Potential der vorliegenden Arbeit und soll nicht leugnen, dass es Personen gibt, die mit einem anderen Ziel von Südtirol nach Wien migriert sind. Im Laufe des Forschungsprozesses stellte sich heraus, dass – sehr wahrscheinlich – die überwältigende Mehrheit der in Wien lebenden SüdtirolerInnen mit dem Ziel, ein Studium zu beginnen, nach Wien migriert ist (es gibt dazu bisher keine quantitativen Daten). Jedoch befanden sich unter den interviewten Personen schließlich einige, die zum Zeitpunkt des Interviews für mindestens ein Studium inskribiert waren und andere, die bereits mindestens ein Studium abgeschlossen oder abgebrochen hatten und zum Zeitpunkt des Interviews berufstätig oder arbeitssuchend waren.

Nachdem es zu Beginn schwierig war, Personen zu finden, die sich zu einem biografisch-narrativen Interview bereit erklärten, meldeten sich auf einen Aufruf<sup>79</sup> auf der Facebook-Seite „Südtiroler in Wien“ mehrere Personen, über welche weitere InterviewpartnerInnen rekrutiert werden konnten.

Nicht alle ersten Kontakte führten später zu Interviews; nicht zuletzt, weil – trotz des Hinweises auf Anonymisierung und den vertraulichen Umgang mit

---

<sup>79</sup> Der Aufruftext lautete wie folgt: „Ich bin auf der Suche nach InterviewpartnerInnen für mein Dissertationsprojekt. Ich suche SüdtirolerInnen, die seit mindestens einem Jahr in Wien leben und mir ca. zwei Stunden ihrer Zeit widmen würden. Es handelt sich um biographisch-narrative Interviews, bei denen der oder die Interviewte mir seine bzw. ihre Lebensgeschichte erzählt und ich zuhöre, und erst im Anschluss Fragen stelle. Alle Angaben werden vertraulich behandelt und anonymisiert.“

sämtlichen Informationen – einige potentielle InterviewpartnerInnen nicht damit einverstanden waren, ihre „ganze“ Lebensgeschichte zu erzählen. Auf der anderen Seite wiesen mehrere InterviewpartnerInnen darauf hin, dass eine Anonymisierung aus ihrer Sicht gerne ausbleiben könne – worauf aus forschungsethischen Gründen keine Rücksicht genommen wurde. Das Interesse an einer differenzierten Darstellung der Entwicklung von Zugehörigkeitskonstruktionen im Zusammenhang mit Migration war durchgängig zu spüren; auch von den Personen, mit denen keine Interviews zustandegekommen sind, hat keine das Forschungsvorhaben als Ganzes in Frage gestellt. Ein Interview kam nicht zustande, weil die kontaktierte Person eine materielle oder finanzielle Gegenleistung für ihre „kostbare“ Zeit forderte, was im Konzept nicht vorgesehen und auf der Grundlage verschiedener wissenschaftlicher und ethischer Überlegungen abgelehnt wurde.

Nach Abschluss des letzten Interviews gab es noch InteressentInnen, mit denen aus zwei Gründen keine Interviews geführt worden sind: Zum einen war ein bestimmtes Ausmaß der theoretischen Sättigung erreicht, das zur Annahme führte, mit zusätzlichen Interviews keine von sämtlichen zuvor geführten Fällen grundlegend abweichende Fälle ausfindig machen zu können. Zum anderen kann das Auftreten solcher Fälle nur bei Durchführung einer Vollerhebung ausgeschlossen werden; eine Vollerhebung unter Beibehaltung der für die vorliegende Studie gewählten Forschungs- und Auswertungsmethoden wäre bei geschätzt mehr als 6.000 in Wien lebenden SüdtirolerInnen jedoch nur unter Einsatz herausragender und im Zusammenhang mit dieser Arbeit nicht zugänglicher personeller und finanzieller Ressourcen möglich.

Für die Vorbereitung des ersten Interviews, das über die Vermittlung eines Bekannten des Forschers zustande kam, wurde ein Kurzfragebogen entwickelt, der neben Fragen zu sozialstatistischen Daten auch die Bitte enthielt, den bisherigen Lebenslauf kurz zu beschreiben. Dieser wurde dem Interviewpartner rund eine Woche vor dem ersten Treffen elektronisch übermittelt. Dahinter steckte der Gedanke, dass ein solches Vorgehen den Vorteil biete, schon vor dem Interview einen ersten Überblick über biografische Rahmendaten zu erhalten und damit die Konzentration auf Narrationen im Interview zu

erleichtern. Der Fragebogen wurde wenige Tage vor dem Interviewtermin ausgefüllt an den Interviewer zurückgesendet. Im Rahmen der im Anschluss an das Interview vorgenommenen Fallrekonstruktion stellte sich jedoch heraus, dass sich einige der vom Interviewer im Verlauf des Interviews vorgenommenen Interpretationen und Annahmen, die wiederum die Nachfragen beeinflussten, nicht aus der erzählten Lebensgeschichte ableiten ließen, sondern auf (unbewussten) Vorab-Interpretationen aufgrund der Informationen aus dem Fragebogen basierten. Um dem Prinzip der Offenheit im Forschungsprozess und konkret im biografisch-narrativen Interview gerecht zu werden, wurde bei den Folgeinterviews auf das Versenden eines Fragebogens verzichtet. Daten, wie etwa Zeitangaben, die bis zum Ende des Interviews unklar bzw. ungenannt geblieben waren, wurden stattdessen direkt im Anschluss an das Interview oder im Nachhinein via Telefon oder auf elektronischem Weg eingeholt.

Sobald das Einverständnis zum Interview vorlag, wurden Termin und Ort für das Interview vereinbart. Dabei stand es den zu interviewenden Personen frei, den Interviewort zu wählen. Daraus ergab sich, dass alle Interviews im Wohnhaus der Interviewten oder in von ihnen gewählten Lokalen stattfanden. Sämtliche Interviews fanden zwischen März und Dezember 2016 in Wien statt. In dieser Zeit in der sowohl in Österreich als auch in Südtirol (und allgemein in Europa) eine intensiv geführte, öffentliche Diskussion über den Umgang mit ZuwandererInnen, speziell mit Geflüchteten und AsylwerberInnen, und damit auch über die Grenzen verschiedener Zugehörigkeitsgemeinschaften und -räume stattfand.

Insgesamt ergaben sich 15 biografisch-narrative Interviews mit Menschen, die in den Jahren 2006 bis 2014 von Südtirol nach Wien migrierten und zum jeweiligen Zeitpunkt des Interviews zwischen 21 und 30 Jahre alt waren. Die insgesamt 15 interviewten Personen repräsentieren zwar keine hohe Fallzahl, jedoch ein breites Spektrum von Herkunftskontexten – auch wenn damit der Vielfalt an Hintergründen und Erfahrungen sicher nicht erfasst werden konnte. Es geht also in dieser Arbeit nicht darum, das gesamte Feld an Zugehörigkeitskonstruktionen von SüdtirolerInnen in Wien samt deren Erfahrungen und jeweiligen Kontexte zu rekonstruieren. Vielmehr sind die

Fallrekonstruktionen und ihre Darstellung als „Sonden in die Tiefe“ (Breckner 2005, S. 161) angelegt, die dazu dienen sollen, relevante Dimensionen der Entwicklungsverläufe offenzulegen. Von den insgesamt 15 geführten Interviews wurden schließlich drei Fälle für eine intensive Fallanalyse ausgewählt. Dem methodologischen Verständnis der Grounded Theory entsprechend, orientierte sich die Auswahl der Fälle nach dem Prinzip der maximalen Kontrastierung in Bezug auf das Forschungsinteresse auf der Basis der durchgeführten Globalanalysen.

## **5.2 Der Verlauf der Interviews**

Um sicherzustellen, dass der Interviewablauf von der interviewten Person verstanden wird, wurde unmittelbar vor den für diese Arbeit geführten Interviews die interviewten Personen ausführlich auf das biografisch-narrative Interview vorbereitet. Zur Festigung der Vertrauensbasis zwischen Interviewer und Interviewten wurde in diesem Rahmen – wie zuvor schon im Zuge der Rekrutierung der InterviewpartnerInnen – erneut darauf hingewiesen, dass alle Namen sowie Zeit- und Ortsangaben vertraulich behandelt und anonymisiert werden. Um die Situation möglichst vertraut zu gestalten, wurde allen Interviewten außerdem das „Du“ angeboten sowie die Möglichkeit, im Dialekt zu sprechen. Beide Angebote wurden von sämtlichen interviewten Personen angenommen. Ebenfalls wurde das Einverständnis für die Tonaufnahme des Interviews eingeholt und ausnahmslos erteilt.

Daneben wurde vor allem die erwartete Struktur des Interviews thematisiert und die Interviewten wurden motiviert, ihre Lebensgeschichte ausführlich zu erzählen. Es wurde auch darauf hingewiesen, dass der Interviewer sich während der Erzählung Notizen machen wird und die Interviewten sich - wenn möglich - nicht davon ablenken lassen sollten. Mit den Notizen ist es dem Interviewer möglich, einen fallspezifischen, am Erleben und den Relevanzen des Interviewten orientierten Leitfaden für den Nachfrageteil des Interviews zu entwickeln. (vgl. Rosenthal 2014, S. 161)

Die Erzählaufforderung für die im Rahmen dieser Arbeit geführten Interviews wurde bewusst allgemein und offen gehalten. Wichtig war in diesem Kontext, wie schon bei der Vorbereitung der Interviews, dass der Impuls, der für die Erzählung gegeben wurde, sich nicht auf den Migrationsprozess richtete, sondern allgemein auf die Lebensgeschichte der interviewten Person. Manche der befragten Personen begannen schon mit der Erzählung, bevor der eigentliche Erzählimpuls getätigt wurde, manchmal auch schon, bevor das Tonbandgerät angestellt wurde. Bei späteren Interviews wurde darauf geachtet, den Gesprächsimpuls möglichst früh zu formulieren.

Die Erzählaufforderung lautete in Anlehnung an Rosenthal (2014, S. 159) wie folgt: „Ich möchte dich bitten, mir deine Lebensgeschichte zu erzählen, all die Ereignisse und Geschichten, die dir einfallen. Am besten fängst du mit deiner Kindheit an, mit dem, woran du dich als Erstes erinnerst.“

Um die Situation aufzulockern und die „Erzählschwelle“ (Völzke 2005) zu senken, wurde allen interviewten Personen das Du angeboten – und ausnahmslos akzeptiert. Der Einstieg in die auf die Erzählaufforderung folgende Selbstpräsentation kann unterschiedlich gestaltet sein. In den für die vorliegende Arbeit geführten Interviews kam es vor, dass mit Informationen zu sozialen Daten begonnen wurde, wie Angaben zum Herkunftsort, zum Alter der interviewten Person oder – wie in den meisten Fällen – zur Herkunftsfamilie; andere Fälle zeichneten sich durch den direkten Einstieg in Erzählungen aus der Kindheit oder über das Verhältnis zu anderen Familienmitgliedern aus.

Die Länge dieser Haupt-/Eingangserzählung bzw. Selbstpräsentation war in den geführten Interviews sehr unterschiedlich, sie dauerte zwischen 15 Minuten und 90 Minuten. Während derselben wurde darauf geachtet, die Erzählung bzw. Präsentation nicht durch Interventionen zu steuern oder in einer anderen Weise einzugreifen (mit einer Ausnahme zu Beginn des Interviews mit Irina Gruber, vgl. Kapitel 6.3). Nur wenn es zu Stockungen im Erzählfluss kam, wurde in unterstützender Weise eingegriffen (z.B. durch die Frage „Und wie ging es dann weiter?“ oder „An was kannst du dich noch erinnern?“).

Sobald die Interviewten signalisierten, dass sie mit ihren Ausführungen zunächst am Ende sind – typischerweise, wenn sie mit ihrer Erzählung in der

Gegenwart angelangt sind (vgl. Rosenthal 2014: 161f) –, wurde die zweite Interviewphase, der Nachfrageteil, eingeleitet. Der Nachfrageteil wurde von Seiten des Interviewers mit einem kurzen Dank für die bisherigen Ausführungen eingeleitet und dann der weitere Fortgang des Interviews in Anlehnung an Rosenthal (2014, S. 162) ungefähr wie folgt erläutert: „Ich habe mir einige Notizen gemacht, zu denen ich noch gerne Fragen stellen möchte. Ich möchte ganz vorne, das heißt mit meiner ersten Notiz beginnen. So habe ich mir notiert, dass du... Könntest du darüber noch etwas genauer erzählen?“

Zunächst wurden also auf der Basis der Notizen erzählinterne Nachfragen zu bereits Angesprochenem gestellt. Dabei wurde darauf geachtet, erzählgenerierende Fragen zu stellen und Meinungs- und Begründungsfragen (Warum...?, Wieso...?) zu vermeiden. Die von den Befragten eingeführten Themen bzw. biografischen Erlebnisse wurden allgemein als eine Einladung zu Vertiefungsfragen betrachtet. Dabei wurde – auch dies für den Interviewer manchmal eine Hürde darstellte - nicht zensiert, ob es vielleicht zu peinlich oder zu schwierig sein könnte, eine bestimmte Stelle nochmals zu thematisieren. Stattdessen wurden Fragen zu schwierigen Lebensbereichen im Konjunktiv gestellt, z.B.: „Könntest du mir vielleicht noch etwas über diese Zeit erzählen?“ (vgl. Rosenthal 2014, S. 162). Gabriele Rosenthal führt im Zusammenhang mit schwierigen Lebensbereichen und Erlebnissen aus: „Gehen wir auf schwierige und traumatische Erfahrungen nicht ein, die der Interviewte angedeutet hat, sondern ignorieren diese vielmehr, indem wir keine Fragen dazu stellen, geben wir damit unseren Gesprächspartnern das Gefühl, dass sie uns mit solchen Erlebnissen belasten, dass uns dies unangenehm ist und dass sie besser darüber schweigen sollen“ (Rosenthal 2014, S. 168). Erst nachdem alle notierten Stichpunkte abgearbeitet wurden, begann der Interviewer mit den externen, erzählgenerierenden Nachfragen zu Themenbereichen, die für die vorliegende Arbeit besonders interessieren und bisher noch nicht erwähnt wurden.

Die internen und auch die externen Nachfragen haben in den allermeisten Fällen weitere Erzählungen generiert, in einigen Fällen hat sich auf der Grundlage externer Nachfragen aber auch eine Diskussion ergeben, in der die

interviewte Person dem Interviewer Fragen gestellt bzw. ihn zur Stellungnahme aufgefordert hat. Sobald auch die interessierenden externen Nachfragen beendet waren, wurden in einigen Fällen noch Detaillierungsfragen gestellt.

Der Abschluss des Interviews wurde eingeleitet, nachdem alle interessierenden Themen behandelt worden sind, in der Regel mit der Frage: „Gibt es noch etwas, das du mir gerne erzählen möchtest oder hast du vielleicht Fragen an mich?“ In einigen Fällen wurde auch danach gefragt, wie das Gespräch von den Interviewten empfunden wurde. In den meisten Fällen entwickelte sich zum Interviewabschluss ein Gespräch, in einigen wurden auch neue Erzählungen begonnen. Der Interviewabschluss dauerte meist nur kurz, in einigen Interviews jedoch bis zu einer halben Stunde.

Alle Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet, was den interviewten Personen schon bei der Kontaktaufnahme angekündigt wurde. Die Aufnahme störte das Gespräch mit Ausnahme von wenigen Minuten zu Beginn mancher Interviews nicht. Die Interviews dauerten zwischen eineinhalb und dreieinhalb Stunden. Unmittelbar nach dem jeweiligen Interview wurden Gesprächsnotizen angefertigt, in denen Eindrücke, Besonderheiten, Informationen zur Wohnsituation und erste Thesen zur Fallstruktur festgehalten wurden, um eine latente Beeinflussung durch diese Faktoren in der Auswertungsphase zu verhindern.

Zur Vorbereitung der Auswertung wurden die Interviewsw entsprechend ihrer hörbaren Gestalt, ohne Rücksicht auf die Regeln der Schriftsprache und ohne Auslassungen transkribiert. Eine besondere Herausforderung stellte der Umgang mit dem zum Teil recht ausgeprägten südtiroler Dialekt bzw. mit dialektalen Wendungen dar. Nach einer Zeit der intensiven Beschäftigung mit der diesbezüglichen Handhabung in anderen interviewbasierten Studien ist die Entscheidung gegen eine phonetische Umschrift und für eine gemäßigte hochsprachliche Angleichung (durch „Glätten“; z.B. „ist“ statt „isch“; „nicht mehr“ statt „nimma“) unter Beibehaltung von Satzbau und Wortfolge sowie schwer übersetzbarer bzw. ein besonderes Kolorit besitzende Dialektwörter gefallen. Italienische oder englische Wörter wurden als solche festgehalten (vgl. u.a. Kuchartz et al. 2007; Mayring 2002, S. 91). Damit wurde eine eventuelle

linguistische bzw. phonologische oder phonetische Analyse zu einem späteren Zeitpunkt auf der Grundlage der erstellten Transkripte, die etwa auf die Analyse der Einflüsse des Wienerischen auf die Sprache der interviewten Personen abzielt, verunmöglicht. Gleichzeitig wurde aber die intersubjektive Nachvollziehbarkeit die weitere Handhabung in der Auswertung erleichtert. Auf diese Weise sollte durch die Transkription ein besseres Verständnis der Gesprächssituation in der Analyse und eine empathische Interpretation des Textes ermöglicht werden. Auf eine Anonymisierung wurde zunächst verzichtet, da das Gesamttranskript nicht veröffentlicht werden sollte. Die Anonymisierung zur Gewährleistung der zugesagten vertraulichen Behandlung der Daten, durch eine entsprechende Veränderung von Namen, Orts- und im Bedarfsfall anderen Daten, sodass keine Rückschlüsse auf die Identität der interviewten Personen gezogen werden konnten, erfolgte zu einem späteren Zeitpunkt, als feststand, welche Teile welchen Transkripts in der Arbeit zitiert werden.

### **5.3 Auswahl der präsentierten Fälle**

Die 15 interviewten Personen decken ein breites Spektrum von Herkunftskontexten ab. Vier Personen lebten vor ihrer Migration nach Wien in den städtischen Zentren Südtirols, während neun Personen ihren Lebensmittelpunkt aus ruralen Gegenden nach Wien verlagerten. Acht der fünfzehn Personen haben zumindest ein Elternteil mit akademischen Abschluss. Berufe und Einkommen der Eltern waren sehr vielfältig. Elf Personen bezogen zumindest zeitweise finanzielle Unterstützung vom Land Südtirol in Form einer haushaltseinkommenbasierten Studienbeihilfe.

Auch bezüglich weiterer soziodemografischer bzw. sozialstatistischer Kriterien unterscheiden sich die interviewten Personen zum Teil stark voneinander: Das Interviewsample umfasste sieben Frauen und acht Männer im Alter von 21 bis 30 Jahren. Rund die Hälfte unterhielt zum jeweiligen Zeitpunkt des Interviews eine feste Beziehung, eine Person war verlobt – Kinder hatte jedoch keine und keiner der Interviewten. Die Haushaltsgröße in der Herkunftsfamilie lag

zwischen zwei und neun, das Spektrum der Wohnsituationen in Wien reichte vom Einpersonenhaushalt über verschiedene Arten von Wohngemeinschaften bis zum Zimmer im Studierendenwohnheim. Alle Personen migrierten zwischen 2006 und 2014 nach Wien, alle Interviews fanden im Sommer und Herbst 2016 statt. Im zweiten Schritt des Samplingverfahrens auf der Grundlage der Globalanalysen und der bei der Rekrutierung des Interviewsamples vorgenommenen Kontrastierung drei Interviews zur extensiven Fallrekonstruktion ausgewählt.

Als erstes Interview wurde das im Forschungsprozess zuallererst geführte Interview mit Adam Moser<sup>80</sup> zur extensiven Fallrekonstruktion ausgewählt. Im Unterschied zu Hildenbrand (1999) beansprucht Rosenthal (2014) bei der Auswahl des ersten Interviews für das zweite Sample, also für die erste Fallauswertung, keine theoretischen Vorüberlegungen; erst die Auswahl der weiteren Interviews für eine sorgfältige Fallrekonstruktion soll sich nach Rosenthal (ebd., S. 94) an theoretischen Überlegungen orientieren, die aus der ersten Auswertung hervorgehen. Die Auswahl des zweiten extensiv zu rekonstruierenden Falles basierte auf der Annahme, dass sich dieser in Hinblick auf den Einfluss des Migrationsprozesses auf die Entwicklung subjektiver Zugehörigkeitskonstruktionen maximal vom ersten Fall unterscheidet. Schließlich ließ die Globalanalyse des Interviews mit Irina Gruber darauf schließen, dass es sich dabei um einen von den beiden anderen divergierenden dritten Typus handelt, weshalb ihr Fall als dritter für eine extensive Fallrekonstruktion ausgesucht wurde.

---

<sup>80</sup> Alle Namen wurden geändert.

## 6. Falldarstellungen

Zur Präsentation von Fallrekonstruktionen und den daraus abgeleiteten theoretischen Verallgemeinerungen gibt es keine allgemeingültige Richtlinie. Konsens besteht allein darüber, dass eine vollständige Darlegung der Auswertungsprozesse aller Fälle LeserInnen kaum zumutbar ist bzw. im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit, die eine möglichst große LeserInnenschaft erreichen soll (wie die vorliegende), nicht zielführend ist.

In der Literatur lassen sich ergebnisorientierte Darstellungen, bei denen die plausibelsten Interpretationen zu den einzelnen Fällen dargelegt werden, genauso finden wie auswertungsorientierte Darstellungen, die sich auf den Hypothesenbildungsprozess konzentrieren. Daneben stellen manche ForscherInnen die theoretischen Verallgemeinerungen in der Vordergrund und belegen diese mit Einzelfallergebnissen. Gabriele Rosenthal schreibt dazu: „In allen Fällen erfordert die Präsentation der Ergebnisse eine Orientierung am Gütekriterium der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit. Dazu gehört es, den Forschungsprozess zu dokumentieren und vor allem die Interpretationen anhand von ausgewählten Textstellen aus den Transkripten oder Beobachtungsprotokollen zu belegen oder für die LeserInnen nachvollziehbar den Auslegungsprozess darzustellen. (vgl. Rosenthal 2014, S. 96) Neben der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit muss nach Rosenthal (ebd.) auch die Konsistenz gewährleistet werden, indem Interpretationen an unterschiedlichen Textteilen belegt werden. Im Rahmen der Darstellung der Fallrekonstruktionen und der Präsentation der Ergebnisse darf jedoch keinesfalls die forschungsethische Verpflichtung zur Wahrung des Personenschutzes vernachlässigt werden – auch wenn die dafür notwendige Maskierung biografischer Daten dem Prinzip der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit eventuell zum Teil widerspricht (vgl. ebd, S. 97).

Die Maskierung der Daten wurde in der vorliegenden Arbeit erst nach Abschluss aller Fallrekonstruktionen vorgenommen; also erst zum Zeitpunkt, als feststand, welche Fälle präsentiert und welche biografischen Daten und Textstellen für den

Nachweis der Fallstruktur bzw. für die Beantwortung der Forschungsfrage relevant sind. Aus Personenschutzgründen wurden neben Namen und Ortsbezeichnungen zum Teil auch berufliche Tätigkeiten, Studienrichtungen oder relevante Zeitdaten verändert, wobei darauf geachtet wurde, dass die Fallstruktur dadurch nicht modifiziert wird.

Die Darstellung der rekonstruierten Fälle in der vorliegenden Arbeit orientiert sich grob an der Darstellung der Biografien im Werk „Migrationserfahrung – Fremdheit – Biographie“ von Roswitha Breckner (2005, 193ff). Die erste Fallrekonstruktion, jene von Adam Moser, ist so angelegt, dass in erster Linie Prinzipien und Verfahren der Interpretation sichtbar gemacht werden. Der zweite Fall, jener von Martin Zeller, wird ergebnisorientierter präsentiert, wobei die einzelnen Auswertungsschritte auch hier sichtbar bleiben. Die Darstellung und Formulierung des dritten Falles, jenes von Irina Gruber, ist weitgehend ergebnisorientiert und daher auch kürzer gefasst. Grundsätzlich sollte bedacht werden, dass es sich – auch wenn die Präsentation an manchen Stellen so wirken kann – nicht um eine Nacherzählung handelt, sondern um das Ergebnis eines mehrstufigen, zeitintensiven Auswertungs- bzw. Rekonstruktionsprozesses.

## **6.1 Der Fall Adam Moser**

Im Rahmen der Präsentation dieser Fallrekonstruktion soll der Verlauf der Interpretation nachgezeichnet werden, wofür das methodische Verfahren der kontrollierten und empirisch überprüften Interpretation an einigen Stellen exemplarisch vorgeführt wird. Eine Darlegung aller an allen Stellen des Transkripts denkbaren Lesarten und ihre systematische Verifikation bzw. Falsifikation würden jedoch den geplanten Umfang des Textes überschreiten (die schriftlichen Aufzeichnungen zu diesem Fall – Gesprächsnotizen und Memos, Transkript sowie die Auswertungen der Globalanalyse und der extensiven Fallrekonstruktion – umfassen mehr als hundert Seiten). Detaillierte Darstellungen der Hypothesenentwicklung werden darum auf einige, strukturbildende Daten beschränkt.

Um das Interview in seinem Kontext verorten zu können, beginnt die Fallpräsentation mit der Beschreibung der Kontaktaufnahme und der Entwicklung des Interviewverlaufes. Im Anschluss werden die biografischen Daten analysiert, die thematische Struktur der Eingangserzählung sowie die Fallgeschichte. Eine Feinanalyse wird erst am nächsten Fall vorgeführt, da ihre Funktion dort prägnanter gezeigt werden kann. Nach der Rekonstruktion der Fallgeschichte wird die erlebte und erzählte Lebensgeschichte kontrastiert und die Struktur des Falles dargelegt, bevor schließlich der Typus hinsichtlich der Einflüsse des Migrationsprozesses auf Zugehörigkeitskonstruktionen bestimmt wird.

### ***6.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewverlauf***

Das Interview mit Adam Moser war das als erstes geführte Interview. Nachdem das biografisch-narrative Interview als Erhebungsmethode ausgewählt worden war, wurden verschiedene Möglichkeiten zur Rekrutierung der ersten zu interviewenden Person erwogen. Das Forschungsinteresse wurde zunächst unter Bekannten und KollegInnen des Autors platziert, wobei ausgeschlossen

war, dass diese selbst als BiograflInnen zur Verfügung stehen. Vielmehr ging es darum, über den Bekannten- und KollegInnenkreis dem Autor bis dahin unbekannte Personen zu erreichen, die von Südtirol nach Wien migriert waren und sich eventuell für ein biografisch-narratives Interview zur Verfügung stellen würden. Nach rund zwei Wochen wurde dem Autor die Telefonnummer eines Verwandten einer Freundin weitergeleitet, der grundsätzlich daran interessiert war, an einem biografisch-narrativen Interview teilzunehmen: Adam Moser. Nach mehrmaligen Telefonaten zwischen dem Autor und Adam Moser, in deren Rahmen die Forschungsmethode erklärt und ein Interviewtermin fixiert worden ist, ohne jedoch das konkrete Forschungsinteresse zu nennen, trafen sich Interviewer und Interviewter im September 2016 in der Wohnung von Adam Moser.

Er bewohnte ein Zimmer in einer relativ großen Wohngemeinschaft, in der zum Zeitpunkt des Interviews ausschließlich SüdtirolerInnen wohnten, wobei er noch vor dem Gespräch darauf hinwies, dass dies nicht immer so gewesen sei. Die Lage der Wohnung war nicht zentral, die Universität mit öffentlichen Verkehrsmitteln jedoch einfach und relativ schnell zu erreichen. Das Zimmer, in dem er wohnte, war schlicht eingerichtet; auffallend waren mehrere Musikinstrumente, die insgesamt einen relativ großen Teil des Zimmers einnahmen.

Zu Beginn des Interviews stellte sich der Interviewer kurz vor und erklärte noch einmal den intendierten Gesprächsverlauf. Adam Moser erklärte, dass er keinen Zeitdruck habe und wirkte entspannt. Das Interview selbst begann nach Einschalten des Aufnahmegerätes mit der Erzählaufforderung von Seiten des Interviewers, woraufhin Adam Moser nach kurzer Zeit zur Selbstpräsentation ansetzte. Die Selbstpräsentation dauerte rund dreißig Minuten, der Nachfrageteil nahm zirka eine Stunde ein und wurde in ein lockeres Gespräch übergeführt.

Auch wenn das Forschungsdesign dies nicht vorsah, wurde für dieses erste Interview ein Fragenkatalog zu eventuell relevanten Themen entworfen, der in der Phase der externen Nachfragen herangezogen worden ist. Ausgehend davon, dass zu diesem Zeitpunkt nicht feststand, welche Aspekte eventuell im

Laufe des Forschungsprozesses von Interesse sein könnten, wurde zum Ende des Interviews der Fragenkatalog herangezogen und mit den Notizen abgeglichen. Der dem ersten Interview zugrundeliegende Katalog enthielt folgende Fragen:

- a) Wie hat die Person den Umzug nach Wien erlebt?
- b) Aus welchen Personen setzt sich ihr Freundeskreis in Wien zusammen und woher kennt sie diese Personen?
- c) Kennt sie viele SüdtirolerInnen, die in Wien leben und hat sie Kontakt zu vielen SüdtirolerInnen in Wien?
- d) Kannte sie in Wien schon jemanden, als sie hierher gekommen ist?
- e) Wo ist sie hingegangen, um Leute kennenzulernen?
- f) Mit wem wohnt sie in Wien zusammen und wie hat sich dies ergeben?
- g) Warum ist sie aus Südtirol weggegangen und welche Vorstellungen hatte sie vom Leben in Wien?
- h) Haben sich ihre Vorstellungen über das Leben in Wien bewahrheitet?
- i) Hatte sie Schwierigkeiten, in der Stadt zurechtzukommen?
- j) Wie war es für sie, mit dem Wienerischen klarzukommen? Hat sie bzw. hat sich ihre Sprache verändert?
- k) Hat sie den Eindruck, sich durch den Umzug nach Wien verändert zu haben und wenn ja, inwiefern?
- l) Hat sie den Eindruck, dass andere SüdtirolerInnen, die in Wien leben und die sie aus Südtirol kennt, sich durch den Umzug verändert haben? Wenn ja, inwiefern?
- m) Hat sich ihre Beziehung zu ihrer Familie und ihren FreundInnen in Südtirol verändert? Wenn ja, inwiefern?
- n) Wie hält sie Kontakt zu ihrer Familie und ihren Freunden in Südtirol und wie oft?
- o) Welche Medien konsumiert sie normalerweise und welche hat sie in Südtirol konsumiert?
- p) Hat sie in Wien schon Arbeitserfahrungen gemacht?
- q) Wie finanziert sie ihr Leben in Wien?

- r) Hat sich ihre politische Haltung durch den Umzug nach Wien verändert?
- s) Hat sich ihr Verhältnis zu ihrem Herkunftsort, ihrer Herkunftsgemeinde, ihrem Bezirksbezirk, zu Österreich, Wien, Tirol, Südtirol, Italien verändert?
- t) Haben sich ihre politischen Zugehörigkeitsgefühle durch den Umzug nach Wien verändert?
- u) Welche Zuschreibungen hat sie in Wien erfahren? Wie wird sie wahrgenommen?
- v) Hat sie den Wunsch, irgendwann nach Südtirol zurückzukehren und hatte sie den Wunsch auch schon, als sie nach Wien gekommen ist?

Aus dem Abgleich der Notizen mit dem Fragenkatalog ging hervor, dass zwei Themen noch nicht angesprochen worden sind. Zu diesen Themen wurden dann, um den Anforderungen an das biografisch-narrative Interview bis zum Schluss gerecht zu werden, zwei erzählgenerierende Fragen formuliert, deren Beantwortung den Abschluss des Interviews bildete.

Nach Ende der Tonaufnahme ergab sich noch ein rund eine Stunde dauerndes Gespräch über Musik und das internationale politische Geschehen. Im Anschluss verabschiedete sich der Interviewer und begann unverzüglich damit, Notizen zum Gesprächskontext und -verlauf anzufertigen. Die Transkription geschah rund zwei Wochen nach dem Interview.

### **6.1.2 Analyse der biografischen Daten**

Der erste Analyseschritt, die Analyse der biografischen Daten geht von den Ereignisdaten des gelebten Lebens des Biografen aus und zielt darauf ab, die Bedeutungen einzelner Ereignisse zu eruieren, Handlungsmöglichkeiten- und Probleme sowie Alternativen aufzuzeigen und damit die immanente Struktur der Lebensgeschichte samt ihrer Handlungsverkettungen und Wendepunkte offenzulegen.

Zunächst werden dafür alle im Interview genannten und darüber hinaus in Erfahrung gebrachten biografischen Ereignisse eruiert. Nach deren chronologischer Reihung werden zu jedem Datum Hypothesen und Folgehypothesen gebildet. Bei der Hypothesenbildung geht es darum, sämtliche in der jeweiligen Situation „vernünftigen“ Handlungsoptionen zu prüfen und mögliche Motivationen oder Hemmnisse, die einer Wahlmöglichkeit zugrundeliegen, als Hypothesen bzw. Lesarten festzuhalten. Alle Folgehypothesen werden am jeweils tatsächlich folgenden Datum überprüft, verworfen oder bestätigt. Nach Analyse des letzten Datums werden Strukturhypothesen zum Lebenslauf gebildet.

#### **6.1.2.1 Biografische Daten**

1. 1995: Adam Moser wird in einem rund 4.000 EinwohnerInnen umfassenden Ort in Südtirol geboren. Er ist Sohn einer Lehrerin und eines Lehrers. Beide arbeiten im Herkunftsort von Adam Moser, an dem die Familie, zu der noch Adams zwei Jahre älterer Bruder gehört, lebt.
2. 1998-2001: Er besucht den Kindergarten in seinem Herkunftsort.
3. 2001-2006: Er besucht die Grundschule in seinem Herkunftsort.
4. 2007-2009: Er besucht die Mittelschule in seinem Herkunftsort.
5. 2007-2009: Er besucht die Musikschule in seinem Herkunftsort.
6. 2008: Er gründet seine erste Band.
7. 2009-2014: Er besucht die Lehranstalt für Soziales in einem nahegelegenen Ort.
8. 2012: Er fährt mit seiner Schulklasse für einige Tage nach Leipzig.
9. 2012-2014: Einige seiner Freunde aus Südtirol ziehen nach Wien.
10. 2013: Er gründet einen Verein und organisiert Musikveranstaltungen.
11. Sommer 2014: Er schließt die Oberschule mit der Matura ab.
12. Sommer 2014: Er überlegt, nach Südamerika oder Spanien zu ziehen.
13. Herbst 2014: Er zieht für ein freiwilliges soziales Jahr in Leipzig.
14. 2014-2015: Er lernt in dieser Stadt seine Freundin kennen und wohnt dort mit ihr zusammen.

15. 2014-2015: Seine Freunde, die in Wien leben, beziehen gemeinsam eine Wohnung
16. 2014-2015: Er reist einige Male nach Wien, um seine Freunde zu besuchen.
17. Sommer 2015: Seine Freundin zieht in eine italienische Stadt, er zieht nach Ende des freiwilligen sozialen Jahres nach Wien.
18. Oktober 2015: Beginnt mit dem Bachelor-Studium der Soziologie.
19. Frühjahr 2016: Der von ihm in Südtirol gegründete Verein befindet sich in Auflösung. Er gründet eine neue Band.
20. Sommer/Herbst 2016: Hat mit seiner Band zahlreiche Auftritte.

#### ***6.1.2.2 Hypothesen zu den Daten des gelebten Lebens***

1. 1995: Adam Moser wird in einem rund 4.000 EinwohnerInnen umfassenden Ort in Südtirol geboren. Er ist Sohn einer Lehrerin und eines Lehrers. Beide arbeiten im Herkunftsort von Adam Moser, an dem die Familie, zu der noch Adams zwei Jahre älterer Bruder gehört, lebt.

H1.1: Er erlebt eine ökonomisch abgesicherte Kindheit.

H1.2: Er hat gebildete Eltern und kann von ihnen lernen.

H1.3: Seine Eltern sind durch ihre Anstellungen an den Wohnort gebunden.

FH1.1: Er wird in seinem Herkunftsort bleiben und dort den Kindergarten und die Schule besuchen.

2. 1998-2001: Er besucht den Kindergarten in seinem Herkunftsort.

FH1.1: Bestätigt.

FH2.1: Er wird in seinem Herkunftsort bleiben und dort die Grundschule besuchen.

3. 2001-2006: Er besucht die Grundschule in seinem Herkunftsort.

FH2.1: Bestätigt.

FH3.1: Er wird in seinem Herkunftsort bleiben und dort die Mittelschule besuchen.

4. 2007-2009: Er besucht die Mittelschule in seinem Herkunftsort.

FH 3.1: Bestätigt.

5. 2007-2009: Er besucht die Musikschule in seinem Herkunftsort.

H5.1: Musik ist ein wichtiger Bestandteil in seinem Leben.

FH5.2: Musik wird weiterhin eine wichtige Rolle in seinem Leben spielen.

6. 2008: Er gründet seine erste Band.

FH6.1: Er besucht eine Oberschule mit Musikschwerpunkt.

FH6.2: Er macht weiterhin Musik.

7. 2009-2014: Er besucht die Lehranstalt für Soziales in einem nahegelegenen Ort.

FH6.1: Nicht bestätigt.

FH6.2: Bestätigt.

FH7.1: Er macht die Matura an dieser Schule.

FH7.2: Er wird nach der Matura im Sozialbereich arbeiten.

8. 2012: Er fährt mit seiner Schulklasse für einige Tage nach Leipzig.

H8.1: Die Zeit in Leipzig gefällt ihm gut.

FH8.1: Er wird nach der Matura nach Leipzig ziehen.

9. 2012-2014: Einige seiner Freunde aus Südtirol ziehen nach Wien.

FH9.1: Er zieht nach der Matura nach Wien.

FH9.2: Er wird in Wien studieren.

10. 2013: Er gründet einen Verein und organisiert Musikveranstaltungen.

FH10.1: Er beschäftigt sich weiterhin mit Musik.

FH10.2: Falls er nach der Matura mit einem Studium beginnt, wird dies ein musikbezogenes Studium sein.

11. Sommer 2014: Er schließt die Oberschule mit der Matura ab.

FH7.1: Bestätigt.

12. Sommer 2014: Er überlegt, nach Südamerika oder Spanien zu ziehen.

H12.1: Er will weg aus dem deutschsprachigen Raum.

H12.2: Er will Spanisch lernen.

FH12.1: Er zieht nach Südamerika.

FH12.2: Er zieht nach Spanien.

13. Herbst 2014: Er zieht für ein freiwilliges soziales Jahr in Leipzig und arbeitet dort im Kindergarten.

FH7.2: Bestätigt.

FH8.1: Bestätigt.

FH9.1: Nicht bestätigt.

FH12.1: Nicht bestätigt.

FH12.2: Nicht bestätigt.

H13.1: Das Leben in Leipzig gefällt ihm gut.

H13.2: Er ist überfordert mit dem selbstständigen Leben.

FH13.1: Er bleibt auch nach Beendigung des freiwilligen sozialen Jahres in Leipzig.

FH13.2: Er wird auch nach Beendigung des freiwilligen sozialen Jahres im Sozialbereich arbeiten.

FH13.3: Er bricht das geplante Jahr in Leipzig vorzeitig ab.

14. 2014-2015: Er lernt in dieser Stadt seine Freundin kennen und wohnt dort mit ihr zusammen.

FH14.1: Bleibt nach Beendigung des freiwilligen sozialen Jahres mit seiner Freundin in Leipzig.

15. 2014-2015: Seine Freunde, die in Wien leben, darunter auch sein Bruder, beziehen gemeinsam eine Wohnung.

H15.1: Er sehnt sich nach seinen Freunden.

FH15.1: Er wird seine Freunde in Wien besuchen.

FH15.2: Er wird nach Beendigung des freiwilligen sozialen Jahres nach Wien ziehen.

16. 2014-2015: Er reist einige Male nach Wien, um seine Freunde zu besuchen.

FH15.1: Bestätigt.

17. Sommer 2015: Seine Freundin zieht in eine italienische Stadt, er zieht nach Ende des freiwilligen sozialen Jahres nach Wien.

FH13.1: Nicht bestätigt.

FH13.3: Nicht bestätigt.

FH14.1: Nicht bestätigt.

FH15.2: Bestätigt.

FH17.1: Die Beziehung zu seiner Freundin wird bald beendet.

18. Oktober 2015: Beginnt mit dem Bachelor-Studium der Soziologie.

FH9.2: Bestätigt.

FH10.2: Nicht bestätigt.

FH13.2: Nicht bestätigt.

FH18.1: Er beendet das Studium vorzeitig für ein musikbezogenes Studium.

FH18.2: Er beendet das Studium vorzeitig und arbeitet im Sozialbereich.

19. Frühjahr 2016: Der von ihm in Südtirol gegründete Verein befindet sich in Auflösung. Er gründet eine neue Band.

FH19.1: Die Band löst sich wieder auf.

20. Sommer/Herbst 2016: Hat mit seiner Band zahlreiche Auftritte.

FH5.2: Bestätigt.

FH17.1: Bestätigt.

FH18.1: Nicht bestätigt.

FH18.2: Nicht bestätigt.

FH19.1: Nicht bestätigt.

### **6.1.2.3 Strukturhypothese des gelebten Lebens**

Adam Moser wird im Jahr 1995 in einem für eine ländliche Gegend in Südtirol relativ großen Ort geboren. Er hat einen älteren Bruder und kommt als Sohn einer Lehrerin und eines Lehrers auf die Welt. Die Eltern arbeiten im gleichen Ort, sind ökonomisch abgesichert und bereiten dem Biografen und seinem älteren Bruder eine sorgenfreie Kindheit. Seine Eltern sind gebildet, ermöglichen ihm den Besuch der Musikschule. Im Elternhaus gibt es keine großen Probleme. Zu dieser Zeit war die wirtschaftliche Situation in Südtirol stabil und die Arbeitsplatzsicherheit groß. Aufgrund der gesichert scheinenden Vorherrschaft der Südtiroler Volkspartei war auch die politische Situation von Stabilität gekennzeichnet. Außerdem besaßen seine Eltern ein Haus im Ort und sind unter anderem über ihre Lehrtätigkeit in die Ortsgemeinschaft eingebunden.

Folgerichtig besucht Adam den Kindergarten und später auch die Grund- und Mittelschule in seinem Herkunftsort. Während er die Mittelschule besucht, gründet er mit 13 Jahren seine erste Band. Er entscheidet sich nicht für eine Oberschule mit musikalischem Schwerpunkt, sondern für die Lehranstalt für Soziales in einem nahegelegenen Ort. In der Folge widmet er sich in seiner Freizeit weiterhin der Musik.

In der dritten Oberschulklasse besucht er im Rahmen eines Klassenausflugs zum ersten Mal Leipzig und ist von der Stadt angetan. In dieser Zeit wird in seiner Klasse darüber gesprochen, was nach der Matura passieren soll. Einige seiner MitschülerInnen wollen nach Wien ziehen, um dort zu studieren. Wien war zu dieser Zeit nach Innsbruck (wie auch gegenwärtig) der beliebteste Studienort für SüdtirolerInnen, daneben waren dies vor allem Bologna und München.

Adam ist zu diesem Zeitpunkt noch unentschlossen, weiß aber, dass er nach der Matura aus Südtirol weggehen möchte. In den Jahren bis zur Matura gründet er zuerst mit Freunden einen Verein und organisiert dann immer öfter Musikveranstaltungen in Südtirol. Einige seiner ein paar Jahre älteren Freunde ziehen in dieser Zeit zum Studieren nach Wien.

Nach der Matura überlegt er, was er machen könnte. Zuerst möchte er nach

Südamerika ziehen und dort Spanisch lernen. Weil er kein ansprechendes Angebot in Südamerika finden kann, überlegt er sich kurz, nach Spanien zu ziehen. Nach einer Fahrt nach Bozen, wo er sich Informationen über ein freiwilliges Jahr („Europäische Freiwilligenjahr“, heute „Erasmus plus“) besorgt, entscheidet er sich dafür, ein Jahr lang in Leipzig in einem Kindergarten zu arbeiten. Angesichts dessen, dass einige seiner Freunde schon in Wien lebten und dass es in dieser Zeit relativ üblich war, nach der Matura nach Wien oder in eine der genannten anderen Städte zu ziehen, war seine Entscheidung, zumindest für ein Jahr nach Leipzig zu ziehen, recht außergewöhnlich.

In Leipzig macht er zum ersten Mal die Erfahrung, auf sich alleine gestellt zu sein, kommt aber damit klar. Nach einiger Zeit lernt er eine Italienerin kennen, mit der er eine feste Beziehung eingeht und mit der er auch zusammenwohnt. In dieser Zeit beziehen seine Freunde, die in Wien leben, eine gemeinsame Wohnung, in der er sie mehrmals besuchen kommt.

Nach Ende des Freiwilligenjahres steht er vor der Entscheidung, in Leipzig zu bleiben oder in eine andere Stadt zu ziehen. Weil es für ihn feststeht, studieren zu wollen, ist die Rückkehr nach Südtirol (mit Ausnahme von Bozen) für ihn zu dieser Zeit keine Handlungsalternative. Seine Freundin zieht nach Italien, er entscheidet sich für Wien. Er zieht zu seinen Freunden, darunter auch sein Bruder, in die Wohnung, in die er zuvor mehrmals als Besucher gekommen ist. Die Beziehung zu seiner Freundin wird bald darauf beendet.

Obwohl Musik in seinem Leben weiterhin eine große Rolle spielt, entscheidet er sich für das Studium der Soziologie und nicht für ein Studium mit musikalischem Schwerpunkt. Zu dieser Zeit befindet sich der von ihm und seinen Freunden in Südtirol Jahre zuvor gegründete Verein in Auflösung und er gründet gemeinsam mit einem Bekannten aus seinem Herkunftsort und zwei Wienern eine neue Band. Das Studium ist für ihn nachrangig, er vernachlässigt es aber nicht gänzlich. Er konzentriert sich immer mehr auf seine Band, ihr Erfolg zeigt sich an zahlreichen Auftritten.

### **6.1.3 Text- und thematische Feldanalyse**

Der zweite Analyseschritt, die Text- und thematische Feldanalyse, konzentriert sich nicht auf die erlebte, sondern auf die erzählte Lebensgeschichte, sprich: die biografische Erzählung. Wie Breckner (2005, S. 187) schreibt, „dient [die Text- und thematische Feldanalyse] der Rekonstruktion der gegenwärtig wirksamen Relevanzstrukturen der InterviewpartnerInnen, entlang derer sie ihre Geschichte konstruieren“.

Ziel dieses zweiten Schrittes ist es, die Regeln hinter der Entstehung der erzählten Lebensgeschichte offenzulegen, indem der Zusammenhang und die Bedeutung der einzelnen Textteile und ihre Reihenfolge in der Präsentation untersucht werden. Die Text- und thematische Feldanalyse fragt danach, welche biografischen Daten ausgebaut und welche nur kurz erwähnt werden, welches gegenwärtige Präsentations- bzw. Darstellungsinteresse damit jeweils verfolgt wird und auch danach, in welcher Reihenfolge die Textteile präsentiert werden.

Gabriele Rosenthal (2005, S. 187ff; vgl. auch Rosenthal 1995, S. 216) hält dazu fest, dass der durch die Gegenwart konstituierte Blick auf die Vergangenheit nicht mit dem Erleben in der Vergangenheit gleichzusetzen sei, weil vergangene Erlebnisse in der Gegenwart selektiert und in bestimmte, nicht immer ausdrücklich genannte, thematische Felder eingebettet werden.

Zur Vorbereitung der Analyse wird die Eingangserzählung bzw. Selbstpräsentation sequenziert, wobei die Sequenzierung der Sinneinheiten anhand von Themen-, Textsorten- (vgl. Kapitel 4.3.2.1) oder SprecherInnenwechsel geschieht.

Von den Textsorten sind Erzählungen besonders interessant, da in ihnen der emotionale Bezug der Biografinnen zum Geschehen, ihre Werte und Erwartungen sowie ihre Einschätzungen von Personen, Beziehungen und Lebensphasen (latent) zum Ausdruck kommen. Es gilt jedoch, andere Textsorten nicht zu vernachlässigen, sondern offen zu analysieren, welches Thema in welcher Textsorte auf welche Weise artikuliert wird (und welche Themen nicht ausgebaut werden).

Nach der Sequenzierung werden, wie im ersten Analyseschritt, zu jeder Sinneinheit Hypothesen bzw. Lesarten formuliert und in den anschließenden Sequenzen überprüft. Ergebnis der Text- und thematischen Feldanalyse ist wiederum eine Strukturhypothese.

#### **6.1.3.1 Sequenzierung der Selbstpräsentation**

| <b>Sequenz</b> | <b>Seite und<br/>Zeilennummer</b> | <b>Textsorte(n)</b>                         | <b>Thema</b>                                                                                                                                                                                                                               |
|----------------|-----------------------------------|---------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1              | 1/1-1/1                           | Argumentation<br>(Evaluation)               | Angenehmes<br>Zuhause                                                                                                                                                                                                                      |
| 2              | 1/1-1/4                           | Erzählung                                   | Macht Matura,<br>weiß aber schon<br>zuvor, dass er<br>einmal weggehen<br>will                                                                                                                                                              |
| 3              | 1/4-1/10                          | Erzählung/<br>Beschreibung<br>Argumentation | Hatte Verein;<br>fühlt sich etwas<br>überlastet;<br>versteht sich mit<br>Leuten vom Verein<br>auch heute noch<br>gut; wollte nach<br>der Matura ein<br>Jahr weggehen;<br>nicht nach Wien;<br>ist für ein Jahr<br>nach Leipzig<br>gegangen. |

|   |           |                                                |                                                                                                          |
|---|-----------|------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 4 | 1/10-1/17 | Argumentation/<br>Erzählung                    | Wollte alleine<br>weggehen und<br>Spanisch lernen,<br>findet aber nichts<br>„Gescheites“                 |
| 5 | 1/17-1/24 | Erzählung                                      | Macht freiwilliges<br>soziales Jahr in<br>Leipzig, war zuvor<br>schon einmal dort                        |
| 6 | 1/24-1/28 | Argumentation<br>(Evaluation)/<br>Beschreibung | War für ihn ein<br>Neustart in<br>Leipzig; alleine,<br>ohne Bekannte,<br>viele sprechen<br>nicht Deutsch |
| 7 | 1/29-1/35 | Beschreibung                                   | Erlebt einen<br>geregelter<br>Tagesablauf                                                                |
| 8 | 1/36-1/38 | Erzählung                                      | Lernt Freundin<br>kennen und wohnt<br>mit ihr; hat das<br>Gefühl, „15 Jahre<br>übersprungen“ zu<br>haben |
| 9 | 1/38-1/50 | Erzählung/<br>Argumentation                    | Besucht Freunde<br>in Wien;<br>entscheidet sich<br>gegen Leipzig und<br>für Wien                         |

|    |           |                                              |                                                                                                                                                                                                                                 |
|----|-----------|----------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 10 | 1/50-2/5  | Erzählung/<br>Argumentation                  | Nach der Matura wollte er nicht in einer Stadt wohnen, in der er so viele Leute kennt. Dann „Abschottung“, schlechtes Internet und kein Südtirolerisch                                                                          |
| 11 | 2/5-2/19  | Erzählung/<br>Argumentation/<br>Beschreibung | Ist nach Wien gezogen; wollte Musik studieren, sah aber bei Soziologie bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt; lernt StudienkollegInnen kennen; geht oft aus; ist kaum noch mit Schulkollegen unterwegs, obwohl sie unweit wohnen |
| 12 | 2/16-2/28 | Argumentation/<br>Beschreibung               | Sieht seine Schulkollegen selten; studieren und wohnen nicht mit ihm, und er hat wenig Zeit, weil er mit der Band jedes Wochenende probt                                                                                        |

|    |          |                                                              |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |
|----|----------|--------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 13 | 2/29-3/9 | Erzählung/<br>Beschreibung/<br>Argumentation<br>(Evaluation) | Gründet Band mit<br>altem Bekannten<br>aus seinem<br>Herkunftsort und<br>zwei Wienern;<br>baut ein Netzwerk<br>aus Südtiroler<br>Freunden um die<br>Band herum auf;<br>freut sich, dass er<br>über die Wiener<br>die Stadt anders<br>kennenlernt, und<br>über seinen<br>„gemischten“, aus<br>SüdtirolerInnen<br>und WienerInnen<br>bestehenden<br>Freundeskreis |
| 14 | 3/9-3/19 | Argumentation<br>(Evaluation)/<br>Beschreibung               | Studium ist<br>Nebensache;<br>möchte<br>professionell in<br>den Musikmarkt<br>einsteigen                                                                                                                                                                                                                                                                        |

### 6.1.3.2 Analyse der Selbstpräsentation

|   |         |                               |                       |
|---|---------|-------------------------------|-----------------------|
| 1 | 1/1-1/1 | Argumentation<br>(Evaluation) | Angenehmes<br>Zuhause |
|---|---------|-------------------------------|-----------------------|

„Also. Mir hat es immer gut gefallen daheim.“

H1.1: Hatte ein angenehmes Zuhause.

FH1.1: Er erzählt von seinem Herkunftsort und dem Leben dort.

|   |         |           |                                                                               |
|---|---------|-----------|-------------------------------------------------------------------------------|
| 2 | 1/1-1/4 | Erzählung | Macht Matura,<br>weiß aber schon<br>zuvor, dass er<br>einmal weggehen<br>will |
|---|---------|-----------|-------------------------------------------------------------------------------|

FH1.1: Nicht bestätigt.

H2.1: Berichtet, dass er 2014 Matura gemacht hat, in einem Satz. Er hatte keine großen Probleme in der Schule.

H2.2: Präsentiert sich als jemand, der schon früh wusste („war schon immer klar“), dass er einmal von daheim weggehen wird, mindestens für ein paar Jahre, oder auch für immer.

FH2.1: Erzählt, wie er aus Südtirol weggegangen ist.

|   |          |                                              |                                                                                                                                                     |
|---|----------|----------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 3 | 1/4-1/10 | Erzählung/<br>Beschreibung/<br>Argumentation | Hatte Verein; fühlt<br>sich etwas<br>überlastet;<br>versteht sich mit<br>Leuten vom Verein<br>auch heute noch<br>gut; wollte nach<br>der Matura ein |
|---|----------|----------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

|  |  |  |                                                                                     |
|--|--|--|-------------------------------------------------------------------------------------|
|  |  |  | Jahr weggehen;<br>nicht nach Wien;<br>ist für ein Jahr<br>nach Leipzig<br>gegangen. |
|--|--|--|-------------------------------------------------------------------------------------|

FH2.1: Nicht bestätigt.

H3.1: Er berichtet vom Verein, mit dem er Feste organisierte, weil ihm der Verein wichtig ist.

H.3.2: Wirkt unsicher.

H3.3: Versucht zu erklären, warum er weggehen wollte, obwohl es ihm eigentlich gut gefallen hat

H3.4: Wollte nicht nach Wien

FH3.1: Argumentiert, warum er nicht nach Wien wollte, sondern nach Leipzig.

|   |           |                             |                                                                                          |
|---|-----------|-----------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------|
| 4 | 1/10-1/17 | Argumentation/<br>Erzählung | Wollte alleine<br>weggehen und<br>Spanisch lernen,<br>findet aber nichts<br>„Gescheites“ |
|---|-----------|-----------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------|

FH3.1: Bestätigt.

H4.1: Wollte alleine weggehen.

H4.2: Argumentiert, warum er seinen Plan, in Südamerika oder Spanien spanisch zu lernen, nicht umgesetzt hat. Nennt Stress als Hauptgrund (mit Festorganisation, Matura und Führerschein), aber auch Bequemlichkeit. Er bereut, dass er nicht nach Südamerika oder Spanien gezogen ist.

FH4.1: Erzählt, was er stattdessen gemacht hat.

FH4.2: Er wird nicht mehr auf Südamerika, Spanien und den Wunsch, Spanisch zu lernen eingehen.

FH4.3: Er wird erneut auf dieses nicht umgesetzte Vorhaben zurückkommen und es ausdrücklich bereuen.

|   |           |           |                                                                           |
|---|-----------|-----------|---------------------------------------------------------------------------|
| 5 | 1/17-1/24 | Erzählung | Macht freiwilliges soziales Jahr in Leipzig, war zuvor schon einmal dort. |
|---|-----------|-----------|---------------------------------------------------------------------------|

FH4.1: Bestätigt.

H5.1: Erzählt, wie er nach Leipzig gekommen ist. Argumentiert, dass er schon zuvor einmal in Leipzig war und es ihm gefallen habe. Er rechtfertigt seine Entscheidung damit.

FH5.1: Er erzählt davon, was in Leipzig passiert ist.

|   |           |                                             |                                                                                   |
|---|-----------|---------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------|
| 6 | 1/24-1/28 | Argumentation (Evaluation)/<br>Beschreibung | War ein Neustart in Leipzig; alleine, ohne Bekannte, viele sprechen nicht Deutsch |
|---|-----------|---------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------|

FH4.2: Nicht bestätigt.

FH4.3: Bestätigt.

FH5.1: Bestätigt.

H6.1: Erzählt von seiner Erfahrung als „Neustart“, betont dass er zum ersten Mal alleine gewohnt hat. Beschreibt seine Unsicherheit, weil er die Leute dort nicht kannte und viele auch nicht Deutsch sprachen. erinnert sich, dass er auch gern irgendwo anders hingegangen wäre, wo man eine andere Sprache redet. Die Unabhängigkeit, die er alleine, weg vom Elternhaus, an einem neuen Ort genießt, bewertet er positiv; die neue Situation zu bewältigen, war jedoch nicht einfach.

FH6.1: Erzählt weiterhin von seiner Zeit in Leipzig.

|   |           |              |                               |
|---|-----------|--------------|-------------------------------|
| 7 | 1/29-1/35 | Beschreibung | Erlebt geregelten Tagesablauf |
|---|-----------|--------------|-------------------------------|

FH6.1: Bestätigt.

H7.1: Beschreibt, dass er 25 Stunden in der Woche gearbeitet hat und zum ersten Mal einen geregelten Tagesablauf erlebte. Er findet das geregelte Leben gut.

FH7.1: Er erzählt weiterhin von seiner Zeit in Leipzig.

|   |           |           |                                                                                           |
|---|-----------|-----------|-------------------------------------------------------------------------------------------|
| 8 | 1/36-1/38 | Erzählung | Lernt Freundin kennen und wohnt mit ihr. Hat das Gefühl, „15 Jahre übersprungen“ zu haben |
|---|-----------|-----------|-------------------------------------------------------------------------------------------|

FH7.1: Bestätigt.

H8.1: Er erzählt kurz, wie er eine Italienerin kennengelernt hat, sie seine Freundin geworden ist, und sie dann auch zusammengewohnt haben. Die Beziehung scheint ihm nicht sehr wichtig zu sein. Vielmehr will er damit seinen „Erwachsenentagesablauf“ betonen.

FH8.1: Er geht nicht näher auf seine Freundin oder ihre Beziehung zueinander ein.

|   |           |                             |                                                                      |
|---|-----------|-----------------------------|----------------------------------------------------------------------|
| 9 | 1/38-1/50 | Erzählung/<br>Argumentation | Besucht Freunde in Wien; entscheidet sich gegen Leipzig und für Wien |
|---|-----------|-----------------------------|----------------------------------------------------------------------|

FH8.1: Bestätigt.

H9.1: Er erzählt, dass er wusste, dass er studieren will. Er versucht, seine Entscheidung zu legitimieren.

H9.2: Er wiegt Leipzig und Wien auf, betont dabei die Kontakte in Wien, die er von früher hat, erzählt von den Freunden in Wien, die er öfters besucht.

Beschreibt die Wohnung in Wien als Ort „wo alle Kollegen irgendwie waren“ und erzählt, wie dort ein Zimmer frei geworden ist. Er legitimiert damit seine Entscheidung, nach Wien zu ziehen.

FH9.1: Er erzählt, wie er nach Wien gekommen ist.

|    |          |                             |                                                                                                                                |
|----|----------|-----------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 10 | 1/50-2/5 | Erzählung/<br>Argumentation | Nach der Matura wollte er nicht in einer Stadt wohnen, in der er so viele kennt.<br>Dann „Abschottung“ und kein Südtirolerisch |
|----|----------|-----------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

FH9.1: Nicht bestätigt.

H10.1: Er kommt zurück auf die Zeit nach der Matura, in der er sich nicht vorstellen konnte, in Wien zu wohnen. Es hätte ihn gestört, „in einer anderen Stadt zu sein, aber trotzdem so viele Leute zu kennen“. Er beschreibt die Veränderung seiner Sichtweise.

H10.2: Er legitimiert seine Entscheidung, nicht gleich nach der Matura nach Wien gezogen zu sein.

H10.3: Er beschreibt, wie er in Leipzig „abgeschottet“ war, mit schlechtem Internet. Er erinnert sich, wie er monatelang „kein Südtirolerisch“ gesprochen hat, sondern „so ein vorgespieltes Hochdeutsch“ und zum Teil sogar auf Italienisch „gedacht“ hat. Er legitimiert seinen Umzug nach Wien.

FH10.1: Er erzählt, wie froh er war, in Wien bei Freunden zu sein und „Südtirolerisch“ reden zu können.

|    |          |                                              |                                                                                                                                                                                                                                 |
|----|----------|----------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 11 | 2/5-2/19 | Erzählung/<br>Argumentation/<br>Beschreibung | Ist nach Wien gezogen; wollte Musik studieren, sah aber bei Soziologie bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt; lernt StudienkollegInnen kennen; geht oft aus; ist kaum noch mit Schulkollegen unterwegs, obwohl sie unweit wohnen |
|----|----------|----------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

FH10.1: Nicht bestätigt.

H11.1: Erzählt, wie er Musik studieren wollte, sich aber nicht sicher war.

Entscheidet sich für Soziologie, weil er „trotzdem Musik machen kann“ und weil es „doch ein bisschen näher am Arbeitsmarkt ist“. Legitimiert seine Entscheidung, nicht Musik studiert zu haben.

H11.2: Argumentiert, dass er es „im Grunde“ jetzt eh mit Musik versucht. Er präsentiert sich als jemand, der richtige Entscheidungen trifft.

H11.3: Er erzählt vom ersten Semester im Studium, in dem er „fünfmal, sechsmal in der Woche ausgegangen“ ist. Das Studium war ihm von Beginn an nicht so wichtig; vielmehr wollte er die neugewonnenen Möglichkeiten, die er in Wien gemeinsam mit seinen Freunden hatte, nutzen.

H11.4: Argumentiert, dass er dadurch auch alles ein bisschen kennengelernt hat. Er legitimiert seine fehlende Konzentration aufs Studium.

H11.5: Er erzählt, dass er auch mit „Leuten von früher“ viel unterwegs war, die er jetzt aber nur noch selten sieht, obwohl sie unweit von ihm wohnen. Er beschreibt, dass sich seine sozialen Beziehungen im Laufe der Zeit verändert haben.

FH11.1: Er erzählt, wie sich seine sozialen Beziehungen in der Folge entwickelt haben.

|    |           |                                |                                                                                                                                                                       |
|----|-----------|--------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 12 | 2/16-2/28 | Argumentation/<br>Beschreibung | Sieht seine Schulkollegen selten, weil die studieren nicht das gleiche und wohnen nicht mit ihm und er hat zu wenig Zeit, weil er mit der Band jedes Wochenende probt |
|----|-----------|--------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

FH11.1: Bestätigt.

H12.1: Er argumentiert, warum er seine Schulkollegen nicht mehr sieht, damit, dass sie ein anderes Studium absolvieren, nicht mit ihm zusammenwohnen und er am Wochenende keine Zeit hat, weil er jedes Wochenende mit seiner Band probt. Er legitimiert die Vernachlässigung bestimmter sozialer Beziehungen mit der vielen Zeit, die er in die Musik investiert.

H12.2: Er betont noch einmal, dass er sich mit seinen früheren Freunden eh gut versteht. Er stellt sich als umgänglicher Mensch dar.

FH12.1: Er erzählt weiter von seiner Band.

FH12.2: Er fährt mit einer Beschreibung seines Charakters fort.

FH12.3: Er beschreibt weiter seine sozialen Beziehungen.

|    |          |                                                              |                                                                            |
|----|----------|--------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------|
| 13 | 2/29-3/9 | Erzählung/<br>Beschreibung/<br>Argumentation<br>(Evaluation) | Gründet Band mit altem Bekannten aus seinem Herkunftsort und zwei Wienern; |
|----|----------|--------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------|

|  |  |  |                                                                                                                                                                                                        |
|--|--|--|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|  |  |  | baut ein Netzwerk aus Südtiroler Freunden um die Band herum auf; freut sich, dass er über die Wiener die Stadt anders kennenlernt und dass sein Freundeskreis aus Südtirolern und Wienern gemischt ist |
|--|--|--|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

FH12.1: Bestätigt.

FH12.2: Nicht bestätigt.

FH12.3: Bestätigt.

H13.1: Er erzählt von seinem alten Bekannten aus seinem Herkunftsort, den er früher zwar gekannt hatte, „wirklich gute Kollegen“ seien sie aber nicht gewesen. Er argumentiert, dass sich soziale Beziehungen verändern können.

H13.2: Er erzählt, wie sie begonnen haben, Musik zu machen und wie die beiden dann gemeinsam mit zwei Wienern die Band gegründet haben. Er ist froh darüber, dass die Band besteht.

H13.3: Er hebt hervor, dass noch viele andere Leute in das Bandprojekt und rundherum organisiert sind, Wiener und Südtiroler. Er stellt sich als Mensch dar, der sich nicht nur mit SüdtirolerInnen umgibt, sondern auch mit WienerInnen.

H13.4: Er freut sich, dass er die Stadt Wien durch seine Wiener Freunde und Kollegen „ganz anders“ kennengelernt hat; dass er durch sie über Partys, Restaurants etc. Bescheid wisse.

H13.5: Er beschreibt seinen Freundeskreis: die Südtiroler in seiner WG; Deutsche und ÖsterreicherInnen im Studium, zu denen er jedoch mit dem Fortschreiten des Studiums immer weniger Kontakt hat, was er aber nicht

schlimm findet. Er argumentiert, dass er auch zu Beginn seines Studiums nicht nur mit SüdtirolerInnen verkehrt sei.

FH13.1: Er beschreibt weiterhin seinen FreundInnen- und Bekanntenkreis.

FH13.2: Er argumentiert weiterhin, dass er mit Menschen aus verschiedenen Ländern Zeit verbracht hat und verbringt.

|    |          |                                            |                                                                                          |
|----|----------|--------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------|
| 14 | 3/9-3/19 | Argumentation<br>(Evaluation)/Beschreibung | Studium ist<br>Nebensache;<br>möchte<br>professionell in<br>den Musikmarkt<br>einsteigen |
|----|----------|--------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------|

FH13.1: Nicht bestätigt.

FH13.2: Nicht bestätigt.

H14.1: Er zieht ein Fazit. Er hat vor, ein paar Jahre in Wien zu bleiben. Er will vorerst nicht nach Südtirol zurückziehen, hält sich aber auch offen, wie lange er noch in Wien sein wird.

H14.2: Er beschreibt, dass er das Studium als Nebensache betrachtet, aber dennoch abschließen will. Er geht davon aus, dass er den Bachelorabschluss relativ problemlos schaffen wird.

H14.3: Er argumentiert, dass er erkannt hat, dass er entweder sein Bandprojekt dahin bringen will, „dass wir davon leben können“ oder auf andere Weise ins Musikbusiness einsteigen will, entweder ins Musikmanagement oder durch die Gründung eines Labels. Er beschreibt das Musikgeschäft als vielseitig und abwechslungsreich; um das Geld gehe es ihm nicht. Musik ist das zentrale Element in seinem Leben. Er erhofft sich, davon leben zu können, präsentiert sich aber als jemand, der auch sonst weiterhin Musik machen wird.

H14.4: Er schließt mit einer Bewertung ab, die zwar positiv ist, aber auch Unsicherheit birgt: „Irgendwie passt es mir eigentlich ziemlich gut da – mal zurzeit – und mal schauen – jetzt – bin ich halt einmal da“. Am Ende lacht er.

### **6.1.3.3 Strukturhypothese des erzählten Lebens**

Zuallererst fällt in beim Interview mit Adam Moser auf, dass er auf die Aufforderung, seine Lebensgeschichte zu erzählen, einsteigt mit: „Also. Mir hat es immer gut gefallen daheim“ (S1Z1). Dass er seine Kindheit und Jugend mit diesem Satz evaluierend zusammenfasst und fortführt mit „Ich hab 2014 Matura gemacht“ (ebd.), deutet wahrscheinlich darauf hin, dass er nicht davon ausgegangen ist, dass seine Kindheit und Jugend eine Rolle für das Forschungsinteresse spielen. Seine Jugend beschreibt er als problemlos und gekennzeichnet von unterstützenden, netten und intelligenten Eltern, die ihm sowohl den Besuch der Musikschule als auch das Studium ermöglicht haben.

Nach dem Hinweis auf die Matura präsentiert sich der Biograf als jemand, der schon mit 13 oder 14 Jahren wusste, dass er einmal von daheim „mindestens für ein paar Jahre“ (S1Z3) weggehen wird. Als Widerspruch dazu – und an dieser Stelle wirkt er unsicher – erinnert er sich an den Verein und die Leute, mit denen er Feste organisiert hat und auch „heute noch befreundet“ (S1Z7-Z8) ist. Seinen Entschluss, dennoch nicht bei seinen Freunden bleiben zu wollen, argumentiert er damit, dass er eben nach der Matura ein Jahr weggehen wollte. In diesem Zusammenhang stellt er klar, dass er nicht nach Wien gehen wollte und betont seine Konsequenz mit: „Und bin dann auch nach Leipzig gegangen – ein Jahr – nach der Matura“ (S1Z10).

Dass er eigentlich nach Südamerika oder Spanien gehen wollte, um dort Spanisch zu lernen, dies aber nicht gemacht hat, rechtfertigt er mit Stress, den er wegen seiner Prioritäten „Feten organisieren“ (S1Z13), Matura und Führerschein hatte. Es ist anzunehmen, dass er damit, dass er es nicht „gemanagt“ (S1Z14) hat, „dort etwas Gescheites zu finden“ (S1Z15) bis heute hadert.

In diesem Zusammenhang betont er, dass er alleine weggehen wollte. Weiterhin konsequent beschreibt er sich im Kontext seines Umzugs nach Leipzig, den er selbst organisiert hat. In Leipzig hat er zum ersten Mal das Alleinesein erlebt. Zum Teil empfand er es als problematisch, die

Rahmenbedingungen für den „Neustart“ (S1Z25) in Leipzig beschreibt er als schwierig: Er wohnt zum ersten Mal alleine und kennt niemanden dort. An dieser Stelle erwähnt er Personen, die er in Leipzig kennengelernt hat, die nicht Deutsch sprachen, und erinnert sich daran, dass er ja eigentlich auch gerne in ein Land gezogen wäre, wo eine andere Sprache als Deutsch gesprochen wird. Von der Arbeit im Kindergarten in Leipzig erinnert er sich vor allem an die Regelmäßigkeit des Tagesablaufs, in die er auch seine Freundin integriert, die er dort kennengelernt hat. Er argumentiert, dass er sich „eigentlich gut damit zurechtgefunden“ (S1Z33) hat, sich aber „im Nachhinein ein bisschen gefühlt“ (S1Z33-Z34) habe, „als täte ich das schon seit 40 Jahren“ (S1Z34) bzw. „als hätte ich 15 Jahre übersprungen“ (S1Z37-Z38).

Als er sich gegen Ende des Jahres in Leipzig entscheiden musste, ob er zum Studieren dortbleiben oder nach Wien gehen sollte, war die Tatsache, dass „die ganzen Südtiroler Kollegen alle – nicht alle, aber die meisten – in Wien waren“, und dass er mit diesen Freunden auch während seiner Zeit in Leipzig in Kontakt stand, sehr wahrscheinlich ausschlaggebend für seine Entscheidung. Der Umstand, dass ein Zimmer in der Wohnung frei wurde, in der seine Freunde, darunter auch sein Bruder, wohnten, war wahrscheinlich der letztlich entscheidende Faktor für seine Entscheidung nach Wien zu ziehen. Obwohl er sich als überlegender bzw. bilanzierender Mensch darstellt, unter anderem indem er auf die Pro- und Kontraliste verweist, die er damals aus Argumenten für und gegen den Umzug nach Wien erstellt hat, scheint der ausschlaggebende Beweggrund seine emotionale Bindung zu seinen alten Freunden in Wien, darunter sein Bruder, gewesen zu sein. Er begründet seine Entscheidung für Wien – vor dem Hintergrund, dass er nach der Matura eben nicht nach Wien gehen wollte – mit der Erfahrung des Alleinseins bzw. damit, in Leipzig „komplett abgeschottet“ (S1Z50) gewesen zu sein.

In die Zeit seines Umzugs nach Wien fällt auch die Entscheidung für eine bestimmte Studienrichtung. „Ich habe auch gewollt Musik studieren. Aber war mir eben nie sicher auch. Und dann hab ich mir gedacht. Ach. Soo kann ich trotzdem Musik machen“ (S2Z8). Er argumentiert seine Entscheidung mit den wenig aussichtsreichen beruflichen Erfolgchancen im Musikbusiness, während

ein sozialwissenschaftliches Studium doch „näher am Arbeitsmarkt“ (S2Z10) sei. Es könnte sein, dass er die Entscheidung, das Risiko, Musik zu studieren, nicht eingegangen zu sein, bereut. Trotzdem will er keinen Fehler gemacht haben, was unter anderem daran zu erkennen ist, dass er ja „trotzdem“ weiter Musik gemacht hat und damit eine Konstante präsentiert; aber auch daran, dass er mit keinem Wort den Inhalt seines Studiums erwähnt, sondern nur über die Leute redet, die er dort kennengelernt hat und mit denen er in der Anfangszeit – genauso wie mit seinen „Oberschulkollegen“ (S2Z18) mehrmals in der Woche ausging. An diesem Punkt argumentiert er, warum er mit den Personen, die er aus der Schule kennt, jetzt nichts mehr zu tun habe, obwohl sie eigentlich nicht weit von ihm entfernt wohnen.

Seinen Umzug nach Wien beschreibt er als problemlos und stellt sich dabei als jemand dar, der mit neuen Situationen unbeschwert umgehen kann: „Und ja: Dann. Bo. Bin ich halt hergezogen und hab dann eben. Halt. Ein bisschen-ein bisschen auf mich zukommen gelassen, was-was so kommt“ (S2Z29).

Darauf folgt die Erzählung darüber, wie er seinen zukünftigen Bandkollegen „kennengelernt“ (S2Z52) hat. In dieser Erzählung wird die subjektive Bedeutung der Musik für den Biografen deutlich. Er argumentiert, dass er seinen zukünftigen Bandkollegen zwar bereits aus seiner Jugend kenne, da dieser aus dem gleichen Ort kommt, dass er jedoch keine freundschaftliche Beziehung zu ihm unterhielt. Es war „halt so eine Bekanntschaft“ (S2Z33). Die Erzählung darüber, wie sie angefangen haben, zusammen Musik zu machen, beendet er mit einem Lachen, das darauf hinweist, dass er glücklich ist, dass es so gekommen ist. Dieser Eindruck und die Annahme, dass die Musik eine zentrale Bedeutung in seinem Leben einnimmt, bestimmen auch die darauffolgende Beschreibung seiner derzeitigen Bandtätigkeit, die „vierzig Stunden die Woche“ (S2Z37) einnimmt.

Rund um seine Band zeichnet er dann auch seinen Freundeskreis und hebt dabei mehrmals hervor, dass dieser aus Wienern und Südtirolern bestehe, „halt so ein. Zusammengewürfeltes Team irgendwo aus Südtirolern und Wienern“ (S2Z44) sei. In diesem Zusammenhang weist er auf den Vorteil hin, der sich daraus, dass er Wiener kennt, für ihn ergibt, nämlich die Stadt „ganz anders“

(S2Z47) zu kennen, und nennt als Beispiel die Information über Hauspartys und gute Restaurants.

An diese Ausführung schließt er an, dass er mehrere Freundeskreise habe; neben dem erwähnten bestehe der aus den „Südtiroler Kollegen, die halt. Also WG. Was auch Südtiroler sind, die ich erst da kennengelernt hab“ (S2Z53) und auch aus seinen Studienkollegen aus Österreich und Deutschland, zu denen er aber mit fortschreitendem Studium immer weniger Kontakt gehabt habe. Hieraus kann man ableiten, dass neben seinem musikbezogenen Umfeld vor allem seine MitbewohnerInnen zentrale Bezugspersonen für ihn sind, während er dem Studium und seinen StudienkollegInnen eine untergeordnete und zunehmend unwichtiger werdende Rolle zuschreibt.

Von seiner Ausführung über die Studienkollegen leitet er in die Koda über, in der er bilanzierend festhält, dass er nun schon dem Ende des Studiums zugehe und mittlerweile gemerkt habe, dass er eigentlich beruflich Musik machen wolle und dafür entweder die derzeitige Band dahinbringen wolle, „dass wir davon leben können“ (S3Z13); als Handlungsalternativen nennt er „Musikmanagement oder Label gründen“ (S3Z15). Diese Entscheidung argumentiert er mit den Vorzügen, die er dem Musikmarkt zuschreibt: Es sei ein „total interessanter Markt. Kannst mit vielen interessanten Leuten zusammenarbeiten. Und ist vielseitig, abwechslungsreich. Schlecht bezahlt. Aber. Es soll ja nicht immer nur um das gehen (lächelt). Und. Ähm. Und es ist halt. Irgendwie passt es mir eigentlich ziemlich gut da. Mal zurzeit. Und mal schauen. Jetzt bin ich halt einmal da (lacht)“ (S3Z16-Z19) Die von ihm betonte schlechte Bezahlung relativiert er mit der Aussage, dass diese nicht im Zentrum stehen solle und weist damit darauf hin, dass er sich über seine (zukünftige) ökonomische Situation keine Sorgen macht. Am Ende der Eingangserzählung drückt er Zufriedenheit mit der derzeitigen Situation genauso aus, wie seine Offenheit gegenüber einer nicht vorhersehbaren Zukunft.

#### **6.1.4 Rekonstruktion der Fallgeschichte**

Nachdem in den ersten beiden Analyseschritten das gelebte und das erzählte Leben im Fokus standen, konzentriert sich der dritte Analyseschritt, die Rekonstruktion der Fallgeschichte, auf die Rekonstruktion der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte (vgl. Rosenthal 1995, S. 220f). Das heißt: Die Analyse zielt auf die Offenlegung der Erlebensperspektive zum Zeitpunkt des Ereignisses ab. Sie fragt danach, „[i]nwiefern [...] sich das jeweilige Erlebnis, so wie es sich in der Perspektive des damaligen Geschehens anhand der Präsentation im Interview annähernd rekonstruieren lässt, auf vorhergehende Erlebnisse [bezieht] und welche Folgen [...] es für den Erfahrungs- und Erlebniszusammenhang der weiteren Lebensgeschichte haben [könnte]?“ (Breckner 2005: 189) Es soll sich also zeigen, welche biografische Bedeutung das jeweilige Erlebnis in der Vergangenheit hatte und wie biografische Erfahrungen in der Vergangenheit thematische Felder konstituieren (vgl. Rosenthal 1995: 220f).

Zur Vorbereitung der Analyse werden die einzelnen Textteile chronologisch sortiert; dann werden die biografischen Daten sequenziell analysiert, die im ersten Analyseschritt gewonnenen Lesarten unter Einbeziehung des Nachfrageteils überprüft und neue Hypothesen aufgestellt.

#### **Analyse des erlebten Lebens**

##### **a) Kindheit und frühe Schulzeit**

Auf die Erzählaufforderung reagiert Adam Moser mit einer kurzen Zusammenfassung der Zeit bis zur Matura, in der es ihm in Südtirol eigentlich immer gut gegangen sei. Im Nachfrageteil bestätigt er diese Annahme: „Ja, ich hab. Eigentlich täte ich sagen. Eine Traumkindheit gehabt, oder irgendwo tät ich schon so sagen. Also. Ich hab nie irgendwelche größeren familiären Schwierigkeiten gehabt. Meine Eltern sind eigentlich recht nette Leute auch. Recht gescheite Leute find ich. Man kann mit ihnen eigentlich über alles ein

bisschen reden. Von dem her glaub ich hab ichs echt gut erwischt (1) Sie haben auch immer glaub ich wirklich viel für mich und für [meinen Bruder] getan. Haben auch schon seit wir geboren sind irgendwie Geld auf die Seite getan dass wir studieren können. Und schon wirklich gut organisiert“ (S3Z21-Z27).

Der Biograf erzählt sehr wenig über seine Kindheit und frühe Schulzeit. Er betont das gute Verhältnis zu seinen Eltern und scheint die Kindheit als sorgenfrei erlebt zu haben. Er präsentiert seine Eltern als intelligente Personen, die Wert auf die Bildung ihrer Kinder legen. Dass seine Eltern seit seiner Geburt Geld für sein späteres Studium ansparen, macht seine Ausbildung an einer höheren Schule mit Maturaabschluss und den Beginn eines Studiums wahrscheinlicher. Als Resümee hält er fest: „Kindheit in Südtirol. Mir hat's immer auch gut gefallen daheim“ (S3Z36).

#### b) Jugend bis zur Matura

Aus der Zeit seiner Jugend erzählt er vor allem im Zusammenhang mit Musik und dem Organisieren von Festen. Seine Schulzeit scheint ihm keine großen Schwierigkeiten bereitet zu haben, was wahrscheinlich zum Teil auf die Bildung und unterstützende Haltung seiner Eltern zurückgeführt werden kann.

„Und. Äh. Jaaa. Ist halt. Ich hab eigentlich die Zeit so mit dreizehn hab ich meine erste Band gegründet und dann irgendwie durch das hineingekommen so ins Veranstaltungen organisieren. Und damals irgendwie daheim dann schon so einen Verein gegründet und halt so eine Gruppe aufgebaut die irgendwie den gleichen Spirit haben. Das gleiche wollen“ (S3Z27-Z30).

Im Nachfrageteil weist er daraufhin, dass das Leben am Land mit seinen üblichen Ausprägungen, darunter die fehlende Anonymität, für ihn auch in seiner Jugend kein großes Problem darstellten: „Es ist halt. Ein wenig. Kleinkariert und so ist es schon. Und was die Leute sagen, dass irgendwie alle reden und sich kennen. Du-ich seh jetzt für mich darin kein großes Problem. Ich hab immer glaub ich trotzdem so sein können wie ich gewollt hab. Schon vielleicht ein bisschen mehr in Wien aber nicht dass es mich gestört hätte. Sagen wir. Jetzt wenn ich daheim bin stört es mich vielleicht ein bisschen dass

sich jeder kennt und ding aber ich bin dann doch nie so lang daheim dass es mir wirklich auffällt. Aber ich hab eigentlich nie so das Gefühl gehabt eingeeengt zu werden“ (S3Z36-Z42). Es ist jedoch wahrscheinlich, dass er seine Möglichkeiten in Südtirol zumindest in Hinblick auf die Organisation von Musikevents als beschränkt erlebt hat, wie folgende Passage aus dem Nachfrageteil annehmen lässt: „wenn du etwas tun willst wo du auch ein bisschen eine andere Zielgruppe brauchst irgendwie halt eben. Musik machen zum Beispiel ist. Oder Musik verkaufen ist halt in Südtirol (1) ja du hast halt die Leute die es gibt. Du kannst ein Festival organisieren. Mehr wie fünftausend Leute maximal kriegst du nicht zusammen weils nicht mehr gibt einfach die was irgendwie in das Ding hineinfallen (1) und dann ist halt dann logisch wenn du irgendwie. Keine Ahnung. Drum n Bass Feste machen willst dann bekommst du halt die paar hundert zusammen weil es gibt nicht mehr Leute die das einfach wollen und das ist halt in der Stadt nicht (...) das ist halt daheim schwierig weil. Es halt nicht nicht genug Abnehmer gibt für viele Sachen“ (S4Z3-Z15).

Er erzählt im Nachfrageteil, dass es in seiner Klasse „normal“<sup>81</sup> gewesen sei, mit 14 oder 15 Jahren darüber zu reden, Jahre später nach Wien zu ziehen. Adam selbst wollte, auf seiner Suche nach einer neuen Erfahrung, aber nicht nach Wien gehen: „und ich hab deshalb auch nicht nach Wien gehen gewollt, sagen wir, ich hab auch. Weil viele haben halt immer immer schon. Seit der zweiten dritten Oberschule wenn man halt irgendwie so angefangen hat darüber zu reden war es halt so. Und ja, fix nach Wien und ja. Am liebsten damals schon ausgemacht mit wem sie zusammenwohnen und. Und ich hab mir halt irgendwie dann gedacht. Nein ich will das eigentlich nicht jetzt so schnell“ (S5Z43-Z48). Dabei schwingt latent mit, dass er sehr wohl den Plan hatte, auch nach Wien zu ziehen, jedoch erst, nachdem er seine eigenen Erfahrungen, unabhängig von seinen Schulkollegen, gesammelt hatte. Außerdem entsteht der Eindruck, dass das Bedürfnis nach Individualisierung und Loslösung vom Elternhaus im Mittelpunkt steht. Für diese Annahmen spricht auch die Überlegung, die er kurz nach der Matura angestellt und bald

---

<sup>81</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass hinter der als „normal“ geltenden Migration nach Wien eine gewisse Selbstverständlichkeit in Hinblick auf Möglichkeit, die Grenze zwischen Italien und Österreich zu überschreiten, zu erkennen ist.

darauf verworfen hat, nämlich eine Zeit lang nach Südamerika oder Spanien zu ziehen und dort Spanisch zu lernen.

### c) Freiwilliges soziales Jahr in Leipzig

Über seine Zeit in Leipzig erzählt er im Nachfrageteil eine Anekdote, in der er mit der neu gewonnenen Selbstständigkeit umgehen lernen musste. Er erlebte die Situation zwar als überfordernd und sich selbst als unvorbereitet, es scheint aber so, als hätte er sich schnell mit den neuen Herausforderungen zurechtgefunden: „Also ich hab eben. Also in Leipzig da ist das. Da hat es mir am Anfang. So die ersten paar Wochen schon ein bisschen zu schaffen gemacht. Ich weiß noch wenn ich das erste Mal einkaufen gegangen bin. Da war ich halt noch. Ich bin angekommen irgendwann in der Nacht. Dann irgendwie am nächsten Tag bin ich mit einem von dem Verein wo ich gearbeitet hab. Bin ich rumgefahren und hab halt eben den Bankaccount und das ganze Zeug eben gemacht. Und. Ähm. Und danach bin ich. Weiß ich noch. Wenn ich das erste Mal Einkaufen gegangen bin. Bin ich halt irgendwie. Nicht genau gewusst. Bin ich halt bei der Wohnung runter und hab halt geschaut. Dann hab ich halt einen Supermarkt gefunden. War aber doch recht weit weg und hab mir halt gedacht. Jaja jetzt kauf ich mal gescheit ein und. Hab halt. Ja. Hab einen ganzen Wagen mit Essen eingekauft. Logisch noch eine Kiste Bier. Und dann zahlen bei der Kassa. Und dann denk ich mir (2) das muss ich jetzt heimtragen (lacht) (2) und dann irgendwie mit Hund und Schund und drei Taschen und einem Rucksack und der Bierkiste halt bin ich die zehn Minuten gegangen. Und dann halt total fertig angekommen daheim. Das war so ein Moment wo ich noch gut vor Augen hab. Wo ich. Mir dann gedacht hab. Boh. Das ist eben das wo ich nicht vorbereitet bin. Aber sonst eigentlich dann. In Leipzig ist es recht reibungslos gegangen“ (S8Z32-Z46).

Von seiner Freundin, die er in Leipzig kennengelernt hat, erzählt er nur in Nebensätzen. Sie scheint ihm zwar eine Stütze gewesen zu sein, aber in seinen damaligen Zukunftsplänen keine besondere Rolle gespielt zu haben.

Auch wenn er mit den Herausforderungen der Loslösung vom Elternhaus

umzugehen gelernt hat, war die Zeit in Leipzig für ihn nicht einfach. Er erlebt zumindest einen Teil davon als „komplett abgeschottet“ (S1Z52), was er daran festmacht, dass er „zwei drei Monate kein Internet gehabt“ (S1Z54) habe und – damit zusammenhängend „auch kein Wort Südtirolerisch geredet“ (S2Z1) habe. Gegen Ende des Jahres in Leipzig, als seine Freundin bekannt gab, in eine andere Stadt Deutschlands oder Italiens ziehen zu wollen, sah er darin, sie zu begleiten, keine Option. Einerseits hatte er genug Zeit von seiner Familie und seinem Freundeskreis getrennt verbracht, andererseits hat er während seiner Reisen nach Wien erkannt, dass er seine in Wien wohnenden Freunde und die Einbindung in die vertraute Gruppe vermisst: „ich glaub das erste Mal oder das zweite Mal wenn ich von Leipzig hergefahren bin hab ich halt irgendwie so. Eben wenn da [in der Wohnung] alles neu war aber man halt irgendwie schon halbwegs da wohnen gekonnt hat dann hab ich irgendwie so den Ding gehabt. Ah. Das wäre schon doch super jetzt da. So wie sie sich jetzt irgendwie zusammengewürfelt haben, in dem ganzen Umfeld ist es schon super. Und dann sind wir halt immer wenn ich da wir die drei vier Tage sind wir halt unterwegs gewesen und. Sonst auch wieder einen Haufen Leute getroffen. Und. Mir hat das irgendwie ja auch gefehlt. Weil wenn ich ein paar Monate oben war allein dann ist es schon super wieder“ (S7Z3-Z10). Seine Entscheidung, nach Wien zu ziehen, wurde darüberhinaus von einer praktischen Komponente beeinflusst: In der Wohnung, in der viele seiner Freunde und auch sein Bruder in Wien wohnten, wurde zu der Zeit, als er sich neu orientierte, ein Zimmer frei. Dass er nicht in Innsbruck studieren wollte, argumentiert er damit, dass es ihm zu nahe am Wohnort seiner Eltern liege. Auch Bologna, ein zweiter beliebter Studienort für SüdtirolerInnen, lehnte er ab: „Italienisch studieren hab ich irgendwie nicht gewollt eigentlich obwohl ich schon damals recht gut geredet habe weil ich eben mit der italienischen Freundin zusammen war, aber. Ist irgendwie weiß auch nich. Hab nicht Lust gehabt“ (S6Z25-Z27).

#### d) Studium in Wien

Sein Ankommen in Wien hat er als vollkommen unproblematisch erlebt. Die im Elternhaus erlebte Bildung scheint ihm den Studieneinstieg erleichtert zu haben und im Alltag hat er die nötige Unterstützung seiner Mitbewohner, also seiner Freunde und (unter ihnen) seines Bruders, erhalten: „in Wien ist das eigentlich recht-recht easy gegangen. Sagen wir unimäßig. Also. Wenn du hingehst am Anfang dann kannst du ja fast nicht das nicht verstehen weil sie es dir hundert Mal sagen wie Moodle und alles irgendwie funktioniert. Und von dem her hat es eigentlich in Wien keine. Keine größeren Startschwierigkeiten gegeben. Ich mein Leute finden ist das Wichtigste immer. Und das hab ich gehabt. Dann. Der Rest geht schon. Und grad dann wenn Leute schon seit drei vier Jahren oder zwei drei Jahren da wohnen dann. Und auch im gleichen Bezirk. Weißt dann wissen die ja wo alles ist irgendwo was du brauchst. Dann geht das leicht. Und gehen auch mit wenn du das erste Mal einkaufen gehst. Und dann ist das (2) ist das recht leicht gegangen eigentlich“ (S9Z8-Z16).

Bei der Studienwahl war er sich unsicher und entscheidet sich letztlich für die ihm vernünftig erscheinende Option: „ich habe auch gewollt Musik studieren aber war mir eben nie sicher auch. Und dann hab ich mir gedacht. Ach. So kann ich trotzdem Musik machen. Das ist eben. Sagen wir so. Nicht der Beruf mit den meisten Erfolgschancen und. Äh. Deswegen vielleicht mach ich etwas anderes. Was. Soziologie. Ist halt auch nicht BWL aber es ist schon doch ein bisschen. Näher am Arbeitsmarkt“ (S2Z7-Z10).

Er beschreibt, wie er es genossen hat, - anders als in Leipzig - mit seinem sozialen Umfeld im Dialekt („normal“) reden zu können und auch andere Dialekte aus Südtirol zu hören. „Aber. Eben. Vor allem. Dass ich wieder kann normal reden. War halt das. Das. Neue. Irgendwie halt so. Oder halt so. Weiß auch nicht so (2) gerade auch. Oder auf der Uni triffst du auch Südtiroler und (2) ich hab zum Beispiel das ist mir aufgefallen auf der Uni weiß ich noch. Bei den ersten paar Biertrinken miteinander bei Institutsgeschichten hab ich halt irgendwelche Leute aus anderen Teilen Südtirols kennengelernt. Und dann ist mir aufgefallen dass ich eigentlich seit. Damals. Eineinhalb Jahre oder so. Hab

ich nie einen anderen Südtiroler Dialekt. Und da hab ich mir gedacht, das klingt eigentlich super (lächelt)“ (S5Z22-Z28). Zum Zeitpunkt des Interviews liegt sein Fokus jedoch nicht auf dem Studium, sondern auf der eventuellen Karriere, die er beabsichtigt mit seiner Band zu machen. Dass er die Wochenenden für Proben nutzt, erscheint ihm logisch, wobei er die Verantwortung dafür, dass er durch seine angestrebte Musikkarriere weniger Zeit für Freunde hat, abstrahiert: „und dann geht es halt irgendwie so“ (S2Z28).

### **6.1.5 Feinanalyse**

Bei der Feinanalyse, die zu jedem Zeitpunkt der Fallrekonstruktion durchgeführt werden kann, wird der Bedeutungskontext einzelner Wörter und Sätze sprachanalytisch untersucht. Ziel der Feinanalyse ist es, Spuren latenter Sinngehalte im Text ausfindig zu machen, um so thematische Felder zu überprüfen bzw. neue offenzulegen. Grundsätzlich kann jede beliebige Textstelle einer Feinanalyse unterzogen werden. Die Auswahl orientiert sich aber vor allem an ungeklärten Fragen und vermiedenen Thematisierungen.

Für die Feinanalyse wird die gewählte Textstelle in kleine Sinneinheiten eingeteilt, für dann sequenziell – und (möglichst) unter Ausklammerung der bisherigen Interpretation – jeweils alle Lesarten bzw. Kontexte formuliert werden, „in denen diese Äußerung entsprechend unserer Normalitätserwartungen als ‘sinnvoll’ betrachtet werden könnte“ (Rosenthal 1995, S. 222). Zum Abschluss der Feinanalyse werden ihre Ergebnisse mit den bisher aufgestellten Hypothesen zur Gesamtgestaltung der Lebensgeschichte kontrastiert.

Die Textstelle für die in diesem Fall durchgeführte Feinanalyse ist dem Nachfrageteil des Interviews entnommen (S6Z6-Z21). An der Stelle werden die Entscheidung für Wien als Studien- und Wohnort thematisiert und Beweggründe erörtert. Auf die Frage des Interviewers hin: „Kannst du dich erinnern, ob es für dich zu dem Zeitpunkt [kurz vor Ende des freiwilligen sozialen Jahres] eine Alternative zu Wien gegeben hat?“, setzt Adam Moser ein:

1. „Ja also. Leipzig bleiben war eine Option“

H1.1: Es hat für Adam Moser eine Alternative gegeben, und zwar in Leipzig zu bleiben.

H1.2: Adam Moser hat umgehend eine Antwort parat, ist schlagfertig.

H1.3: Er präsentiert sich als reflektierter Mensch.

FH1.1: Er vertieft, warum es eine Option war, in Leipzig zu bleiben.

FH1.2: Der Biograf erklärt, warum es nicht dazu kam, dass er in Leipzig geblieben ist.

2. „Aber das hab ich dann auch nicht wirklich gewollt“

FH1.1: Nicht bestätigt.

FH1.2: Bestätigt.

H2.1: Der Biograf betont seinen eigenen Willen.

H2.2: Er präsentiert sich als jemand, der seine Zukunft selbst gestaltet.

H2.3: Er argumentiert nicht sachlich, sondern emotional.

FH2.1: Er erklärt, warum er nicht in Leipzig bleiben wollte.

3. „Weil ich hab schon auch Leute oben kennengelernt aber halt. Dadurch dass. Die Arbeitskollegen waren alle dreißig Jahre älter als ich“

FH2.1: Bestätigt.

H3.1: Der Biograf beschreibt sich als kontaktfreudiger Mensch.

H3.2: Er beschreibt sich als offener Mensch.

H3.3: Er hebt den Altersunterschied zwischen ihm und seinen Arbeitskollegen hervor.

H2.4: Er beschreibt sich als jung.

FH3.1: Er spricht über die Folgen, die sich aus dem Altersunterschied ergeben.

4. „Und dann sind diese jetzt schon mal als Freundeskreis weggefallen“

FH3.1: Nicht bestätigt.

H4.1: Für den Biografen können deutlich ältere Personen keine Freunde sein.

H4.2: Er beschränkt seinen Freundeskreis auf die Gruppe der Gleichaltrigen.

FH4.1: Er beschreibt weiter sein soziales Umfeld.

5. „dann die Mitbewohner waren. Ja. Ein bisschen. Waren nette Leute aber halt ein bisschen anders als ich“

FH4.1: Bestätigt.

H5.1: Der Biograf beschreibt seine Mitbewohner als nett.

H5.2: Er ist auf der Suche nach Freunden, die ihm ähnlich sind.

H5.3: Er unterscheidet zwischen Mitbewohnern und Freunden.

FH5.1: Er fährt mit der Beschreibung seines Umfelds fort.

6. „Wir haben uns schon gut verstanden aber waren jetzt auch nicht enge Freunde (2)“

FH5.1: Nicht bestätigt.

H6.1: Der Biograf betont, dass er sich mit anderen Personen gut versteht.

H6.2: Er sehnt sich nach Freunden.

H6.3: Er unterscheidet zwischen Menschen, mit denen er sich gut versteht, und Freunden.

FH6.1: Er fährt mit der Beschreibung seines Umfelds fort.

7. „und die Leute die ich sonst oben kennengelernt habe habe ich halt meistens auf Partys kennengelernt und dann haben wir uns halt zwei drei Mal gesehen. Und sind halt Bekanntschaften. Auch nicht wirklich Freunde“

FH6.1: Bestätigt.

H7.1: Der Biograf präsentiert sich als umtriebiger Mensch.

H7.2: Er unterscheidet zwischen Bekanntschaften und Freunden.

H7.3: Auf Partys lernt er Bekannte kennen, aber keine Freunde.

H7.4: Es reicht für ihn nicht, sich ein paar Mal zu sehen, um Freunde zu sein.

FH7.1: Der Biograf fährt mit der Beschreibung seines Umfelds fort.

8. „und dann waren halt eben die Freundin von mir und ich“

FH7.1: Bestätigt.

H8.1: Er präsentiert seine Freundin als engste Vertraute.

FH8.1: Er spricht über die Beziehung zwischen ihm und ihr.

9. „Also halt Exfreundin mittlerweile“

FH8.1: Nicht bestätigt.

H9.1: Er hat mit seiner Freundin bzw. der Beziehung abgeschlossen.

H9.2: Er weist der Beziehung keine große Wichtigkeit zu.

FH9.1: Er spricht über die Beziehung.

10. „aber halt waren wir zwei und haben halt auch alle Leute die wir kennengelernt haben zusammen kennengelernt“

FH9.1: Bestätigt.

H10.1: Er beschreibt seine Freundin und sich als Paar.

H10.2: Er verbindet keine Emotion mit der Beziehung.

H10.3: Er definiert das Paar über den Kontakt zu anderen Personen.

FH10.1: Er spricht weiter über die Beziehung.

11. „Und irgendwie. So wenn du nicht auf einer Uni bist auch glaub ich dann. Weißt du. Lernst du anders Leute kennen“

FH10.1: Nicht bestätigt.

H11.1: Er markiert einen Unterschied zwischen seinem Leben und dem eines Studierenden.

H11.2: Menschen kennenzulernen, ist ihm wichtig.

H11.3: Er kann Menschen auf unterschiedliche Weise kennenlernen.

FH11.1: Er führt seine Theorie aus.

12. „Und dann hat mich eben von dem her auch nicht etwas brutal oben gehalten und deswegen hab ich mir dann gedacht: Ach Leipzig nicht“

FH11.1: Nicht bestätigt.

H12.1: Er fasst das zuvor Genannte als Gründe für seine Entscheidung gegen den Verbleib in Leipzig zusammen.

H12.2: Er lehnt Leipzig ab, nennt aber keine Alternative.

H12.3: Er präsentiert sich als abwiegender Mensch.

FH12.1: Er präsentiert seine Alternative(n) zu Leipzig.

13. „Und dann. Ja. Ich hab schon überlegt auch ein bisschen in Deutschland in andere Orte zu gehen“

FH12.1: Bestätigt.

H13.1: Er war unsicher.

H13.2: Er präsentiert sich als überlegter Mensch.

H13.3: Er denkt nur kurz über den Umzug in eine andere Stadt Deutschlands nach.

FH13.1: Er nennt in Frage kommende Orte in Deutschland.

14. „aber dann ist das halt so immer mehr Wien wieder in den Kopf gekommen“

FH13.1: Nicht bestätigt.

H14.1: Er präsentiert sich als passiv; entscheidet sich nicht aktiv für Wien.

FH14.1: Er führt Argumente für Wien an.

15. „weil ich eben auch schon gerne wieder mit den anderen Leuten unterwegs war und. Eben. Ein Zimmer frei geworden ist“

FH14.1: Bestätigt.

H15.1: Er hat erkannt, dass ihm seine Freunde fehlen.

H15.2: Er sehnt sich nach seinen alten Freunden.

H15.3: Er präsentiert einen praktischen Grund für seinen Umzug nach Wien.

### ***Strukturergebnisse der Feinanalyse***

Den Umzug von Leipzig nach Wien präsentiert Adam Moser als Vorgang, den er sich zwar überlegt hat, zu dem es aber keine ihm vernünftig erscheinende Alternative gegeben hat. Obwohl er angibt, dass es eine Option gewesen sei, in Leipzig zu bleiben oder auch in andere Städte Deutschlands zu ziehen, und dadurch vorgibt, seine Entscheidung auf rationaler Basis getroffen zu haben, offenbart er sich als durchaus emotional entscheidender Mensch. Er präsentiert sich als Person, die gerne etwas auf sich zukommen lässt, versucht seine Entscheidungen aber trotzdem rational zu begründen. Außerdem kann

angenommen werden, dass er schon länger geplant hatte, nach Wien zu ziehen, weil er sich nach seinen Freunden sehnte.

Seine Erzählung über die Entscheidung für den Umzug nach Wien rahmt er, indem er darauf verweist, dass ihn nichts mehr in Leipzig gehalten habe; er begründet seine Entscheidung mit Ausführungen über seine Freunde. Dabei präsentiert er sich als kontaktfreudiger, umtriebiger Mensch, der viele Bekannte, aber wenige Freunde hat. Obwohl er sich als allen Menschen gegenüber offen präsentiert, sucht er nach Gleichen – unter anderem Gleichaltrigen –, um Freundschaften aufzubauen bzw. zu erhalten. Die Exklusivität seines Freundeskreises zeigt sich daran, dass weder seine MitbewohnerInnen in Leipzig, noch seine deutlich älteren ArbeitskollegInnen und auch nicht die Bekanntschaften, die er beim Ausgehen getroffen hat, seine Freunde sein konnten.

Das von Adam Moser zuletzt eingeführte Motiv für seinen Umzug nach Wien, dass nämlich ein Zimmer frei geworden sei, kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass er stets in Kontakt mit seinen Freunden in Wien stand und von ihnen auf dem Laufenden gehalten worden ist. Es ist auch anzunehmen, dass er mit seinen Freunden in Wien bereits über einen eventuellen Umzug nach Wien gesprochen hat. Zusammenfassend ist wohl die Einschätzung richtig, dass er zwar rationale Gründe zusammentragen will, die seine Entscheidung legitimieren, eigentlich aber emotional entschieden hat. Bei Adam Moser scheint es sich um einen Menschen zu handeln, dessen Entscheidungen und Handlungen zentral von seiner Zugehörigkeit zum Freundeskreis (der in Wien lebenden Südtiroler) abhängig sind.

#### **6.1.6 Kontrastierung: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte**

Der fünfte Analyseschritt, der kontrastive Vergleich der erzählten und der erlebten Lebensgeschichte, soll Differenzen zwischen den beiden Ebenen und damit zwischen der Vergangenheits- und der Gegenwartsperspektive offenlegen. Anhand der Fragen, welche Funktion eine bestimmte Präsentation für den Biografen hat und welche Erfahrungen zu dieser Präsentation führen,

werden die Ergebnisse der bisherigen Analyseschritte in einer die Fallstruktur erklärenden Hypothese zusammengefasst. (vgl. Fischer Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 155) Diese Fallstrukturhypothese soll alle plausiblen Annahmen aller Analyseschritte konsistent zusammenfassen und auf diese Weise enthüllen, was der hier untersuchte Einzelfall an Allgemeinem repräsentiert bzw. „wie der jeweilige Fall – ganz unabhängig von thematisch besonders interessierenden Aspekten – in einer allgemein zu beschreibenden Handlungs-, Erlebens- und Deutungslogik strukturiert ist.“ (Breckner 2005, S. 191) Die Kontrastierung der erlebten und erzählten Lebensgeschichte ist die Voraussetzung für die Typenbildung.

Adam Moser wird im Jahr 1995 in einem größeren Ort im ländlichen Südtirol geboren. Er hat einen älteren Bruder und kommt als Sohn einer Lehrerin und eines Lehrers auf die Welt. Die Eltern arbeiten im gleichen Ort, sind ökonomisch abgesichert und bereiten dem Biografen und seinem älteren Bruder eine sorgenfreie Kindheit. Seine Eltern sind gebildet, ermöglichen ihm den Besuch der Musikschule und legen von seiner Geburt an Geld zur Seite, damit er später studieren kann. Zu dieser Zeit war die wirtschaftliche Situation in Südtirol stabil und die Arbeitsplatzsicherheit groß. Der Biograf erlebt seine Kindheit als angenehm und problemlos, seine Eltern erlebt er als nette, unterstützende und intelligente Menschen; sie ermöglichen ihm den Besuch der Musikschule und sparen für sein späteres Studium Geld an. Heute ist er sich seiner privilegierten Kindheit bewusst. Erwartungsgemäß besucht Adam Moser den Kindergarten und später auch die Grund- und Mittelschule in seinem Herkunftsort. Über diese Zeit erzählt er wenig („also. Mir hat es immer gut gefallen daheim“ (S1Z1)), was darauf hindeutet, dass sie recht konfliktfrei verlaufen ist. Obwohl er das positive Bild auch in der Erzählung über seine Jugend aufrechterhält, lässt sich erahnen, dass er sich vor allem in Hinblick auf die Freizeitgestaltung und eine eventuelle Musikkarriere im ruralen Südtirol in seinen Möglichkeiten eingeschränkt fühlt und demgegenüber die Vorzüge der Stadt gutheißt.

Dass er – auch auf Nachfrage – nur wenig über seine Kindheit und genauso wenig über seine Eltern und seinen Bruder erzählt, obwohl das Verhältnis zu ihnen sehr gut zu sein scheint, deutet darauf hin, dass er sich als jemand präsentieren will, der ein unabhängiges Leben führt. Für diese Annahme spricht auch, dass er entgegen der üblichen Vorgangsweise und trotz der großen subjektiven Bedeutung seines Freundeskreises, nach der Matura nicht nach Wien gehen wollte, sondern alleine Erfahrungen sammeln. Dabei schwingt latent mit, dass er sehr wohl den Plan hatte, auch nach Wien zu ziehen, jedoch erst, nachdem er seine eigenen Erfahrungen, unabhängig von seinen Schulkollegen gesammelt hatte. Außerdem entsteht der Eindruck, dass das Bedürfnis nach Individualisierung und Loslösung vom Elternhaus im Mittelpunkt steht.

Die Musik war für ihn schon von Kindestagen an von großer Wichtigkeit – ob in der Musikschule, in der Musikkapelle im Ort, beim Organisieren von Festen oder in seiner aktuellen Band. Er präsentiert sich dementsprechend vor allem als Musiker und Organisator musikalischer Events. Mit 13 Jahren gründet er seine erste Band. Er entscheidet sich jedoch nicht für eine Oberschule mit musikalischem Schwerpunkt, sondern für eine Lehranstalt für Soziales. Hier tritt ein Phänomen zutage, das zu einem späteren Zeitpunkt seiner Biografie erneut zu beobachten ist: Obwohl die Musik für den Biografen eine zentrale Rolle spielt, weist er ihr einen Platz in seiner Freizeit zu, während er in seiner Ausbildung eine andere Richtung einschlägt. Die Organisation von Festen nimmt einen bedeutenden Platz in seiner Jugend ein. Er scheint diese Beschäftigung zu Beginn als aufregend und befriedigend erlebt zu haben, mit der Zeit jedoch vor allem als anstrengend. Jedenfalls war diese Zeit sehr prägend für ihn. Er hat erlebt, dass es ihn glücklich macht, wenn er mit Gleichgesinnten – und nicht zuletzt (ungefähr) Gleichaltrigen – etwas organisieren kann und wie sich über die gemeinsame Arbeit Freundschaften entwickeln können. Seine weitere Biografie ist geprägt von der Suche nach einem Kollektiv, dessen Teil er ist und das sich zu einem bestimmten Zweck organisiert, wobei die Musik im Zentrum steht.

Nach der Matura überlegt er, was er machen könnte. Zuerst möchte er nach Südamerika ziehen und dort Spanisch lernen. Weil er kein ansprechendes Angebot in Südamerika finden kann, überlegt er sich kurz, nach Spanien zu ziehen. Nach einer Fahrt nach Bozen, wo er sich Informationen über das „Europäische Freiwilligenjahr“ (heute „Erasmus plus“) besorgt, entscheidet er sich dafür, ein Jahr lang in Leipzig in einem Kindergarten zu arbeiten. Wie auch an anderen Stellen der Biografie wird hier deutlich, dass er sich als jemand präsentiert, der ein unabhängiges, individuelles Leben führen will; dabei fehlt ihm jedoch der Mut, etwas grundsätzlich anderes zu machen (zum Beispiel seinen Plan zu verfolgen, nach Südamerika zu gehen) und er nutzt ihm relativ leicht zugängliche Mittel, um zumindest ein Jahr lang einen eigenen Weg zu gehen. Damit, dass er dieses Wagnis nicht eingegangen ist, scheint er bis heute teilweise zu hadern. Er präsentiert sich in diesem Zusammenhang als konsequent, weil er – wie zuvor gedacht – ein Jahr lang weggegangen ist; dennoch ist er unsicher und erlebt in diesem einen Jahr Einsamkeit und die Sehnsucht nach Geborgenheit in seinem Freundeskreis.

Das Ende des Freiwilligenjahres präsentiert er als Zeit, in der er nach rationalen Überlegungen eine Entscheidung für den Umzug nach Wien getroffen hat. Es macht aber den Anschein, als habe er seine Entscheidung schon während seines Aufenthalts in Leipzig getroffen, da er die Tage, die er in dieser Zeit in Wien im Kreise seiner Freunde verbrachte, sehr genossen hat. Obwohl er sich als rationaler Mensch präsentiert, kommt seine Entscheidung zumindest zum Teil auf emotionaler Basis zustande. Dafür spricht vor allem die von ihm mehrfach betonte Einsamkeit, die er in Leipzig erlebt hat. Hierbei ist auch zu erkennen, dass die Sehnsucht nach seinen Freunden mit der Sprache, dem „Südtirolerischen“, verbunden ist, das er vermisst.

Den regelmäßigen Tagesablauf während seiner Arbeit im Kindergarten in Leipzig interpretiert er als Erfahrung, die jedoch für seine nahe Zukunft nicht erstrebenswert ist; dass er studieren wird, steht schon mindestens zwei Jahre vor der Matura fest. Bei der Studienwahl ist ein ähnliches Muster zu beobachten: Musik zu studieren wäre für ihn eine logische Entscheidung gewesen und er betont, dass er dies ja eigentlich auch wollte. Es ist

anzunehmen, dass seine Entscheidung letztlich weniger von seiner Überlegung, Soziologie sei „näher am Arbeitsmarkt“ als Musik, beeinflusst wurde als vor einer gewissen Angst, seine musikalische Karriere könnte scheitern. Unter dieser Annahme erscheint es logisch, dass er weiterhin in der Freizeit Musik macht und ein Studium wählt, das in irgendeiner Weise an seine bisherige Schullaufbahn anknüpft. Dass sich sein Jahre zuvor in Südtirol gegründeter Verein zu diesem Zeitpunkt in Auflösung befindet, stimmt ihn zwar traurig, eröffnet ihm aber gleichzeitig die Möglichkeit, mit seiner Vergangenheit in Südtirol abzuschließen und verschafft ihm die Freiheit, sich auf ein neues Projekt zu konzentrieren. Dies scheint auch die Basis dafür gewesen zu sein, dass er im Laufe seiner Zeit in Wien, immer mehr Aufwand und Hoffnungen in sein neues Bandprojekt steckte.

Über seine Band hat er Wiener und Wienerinnen kennengelernt, was er sehr begrüßt. Seine Bandkollegen sind gemeinsam mit seinen WG-Kollegen die zentralen Personen in seinem aktuellen Leben. Er streicht hervor, dass Wiener ihm insgesamt sympathischer seien als Deutsche. Auch die „Kultur“ der Österreicher sei – im Vergleich zur deutschen – der „Südtiroler Kultur“ ähnlicher. Über sein zum Zeitpunkt des Interviews anhaltendes und von ihm bis dato erfolgreich gestaltetes Studium erzählt er fast nichts; es ist aber anzunehmen, dass es für ihn wichtig und beruhigend ist, eine Alternative zu haben, der er sich zuwenden kann, falls die Musikkarriere nicht wie erhofft laufen würde. Wiederholt präsentiert er sich als Person, die das Leben „auf sich zukommen“ lässt; gleichzeitig legt er aber Wert auf Selbstbestimmung und eine bestimmte Konstanz in seiner Biografie.

### **6.1.7 Typenbildung**

Der letzte Schritt der Fallrekonstruktion besteht in der Typenbildung am Einzelfall. Die Herausbildung eines Typus ermöglicht einerseits durch die Reduktion der Komplexität die Übersichtlichkeit des untersuchten Gegenstandsbereiches und trägt andererseits zur Generierung von Hypothesen und zur Entwicklung von Theorien bei (vgl. Keller und Kluge 1999, S. 9).

Grundsätzlich ist es denkbar, den gleichen Fall je nach Thema unterschiedlichen Typen zuzuordnen. Daraus ergibt sich (...) die forschungspraktisch interessante Option, das gleiche Material in verschiedenen Forschungskontexten abschließend unterschiedlich zu typologisieren (...); es wäre nur dann ein grundagentheoretisches Problem, wenn in objektivistisch-positivistischer Weise davon ausgegangen werden könnte, daß die soziale Realität nur eine einzige Interpretation bzw. Semantik zuläßt.“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal, 1997, S. 156). Die Herausbildung dieses ersten Typus zielt konkret darauf ab, eine Typik in Hinblick auf die zentrale Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit, nämlich die nach dem Einfluss von Migrationsprozessen auf Zugehörigkeitskonstruktionen, zu entwickeln.

Der Fall von Adam Moser zeichnet sich zunächst dadurch aus, dass Adam von allen interviewten Personen die einzige ist, die seinen Wohnsitz nicht direkt von Südtirol nach Wien verlegt hat, sondern dazwischen ein Jahr an einem anderen Ort verbracht hat. Wie die Mehrheit der SüdtirolerInnen ist Adam in einem ruralen Gebiet geboren und aufgewachsen. Seine Biografie kann als „studentische Normalbiografie“ aufgefasst werden: er ist Sohn zweier AkademikerInnen, entstammt einem finanziell abgesicherten Elternhaus, was ihm eine bestimmte Freiheit verschafft, seinen Lebensweg nach seinen Interessen zu gestalten. Der Bildungsweg seiner Eltern, die Adam mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen in Bezug aufs Studieren unterstützen können, und der Umstand, dass seine Eltern seit seiner Geburt Geld für sein späteres Studium angespart haben, legen die Aufnahme eines Studiums nahe.

Das freiwillige soziale Jahr, das er in Leipzig verbrachte, barg für Adam die Möglichkeit in sich, sich vom Elternhaus zu lösen und ein selbstständiges Leben zu führen. In dieser Hinsicht stellte dieses erste Jahr nach der Matura für ihn eine Herausforderung dar, mit der jedoch umzugehen lernte. Darüber offenbart die Entscheidung, nach Leipzig zu ziehen, seinen Wunsch, einen individuellen Weg einzuschlagen und sich damit von jenen abzugrenzen, die nach der Matura zum Studieren nach Wien ziehen, was er als in seinem schulischen und persönlichen Umfeld üblich beschreibt. Während der Zeit in Leipzig fühlt er sich, unter anderem aufgrund des Altersunterschiedes zu seinen

ArbeitskollegInnen bzw. weil sich in seinem Umfeld kaum Gleichaltrige befinden, zumindest temporär einsam und es entwickelt sich sein Bedürfnis heraus, wieder in der Nähe seiner Freunde zu sein, von denen die meisten zu dieser Zeit in Wien wohnten. Es wird auch deutlich, dass er es vermisst, sich in seinem südtiroler Dialekt unterhalten zu können.

Dass er für rund ein Jahr eine Beziehung mit einer nicht aus Südtirol stammenden Italienerin führt, die er in Leipzig kennenlernt, zeigt, dass er in dieser Hinsicht keine Berührungsängste hat und auch offen dafür war, sein Italienisch zu verbessern und in erster Linie auf Italienisch zu kommunizieren.

Sein Bild von seiner Herkunftsregion in Südtirol ist durchwegs positiv – ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu Südtirol oder seinem Herkunftsort hat er jedoch nie herausgebildet. Während er die fehlende Anonymität einer ländlichen Gegend nie als problematisch empfand, erfährt er in Bezug auf die Organisation von Veranstaltungen und auf die Musik, die in seinem Leben eine bedeutende Rolle spielt, eine Beschränkung seiner Möglichkeiten.

Im Zusammenhang mit der Wahl seines Studiums wird deutlich, dass er sich in der Gestaltung seines Bildungsweges unter anderem an den Chancen auf einen sicheren Arbeitsplatz orientiert. Demnach entscheidet er sich nicht – wie erwartet werden hätte können – für ein musikbezogenes Studium, sondern für Soziologie, da dies „näher am Arbeitsmarkt“ sei. Ob er mit seiner Musik erfolgreich sein wird, ist hingegen unklar, weshalb er derselben einen Platz in seiner Freizeit zuweist. Mit der Auflösung des von ihm mitbegründeten Vereins in Südtirol und noch mehr mit der Gründung seiner aktuellen Band in Wien entwickelt er zunehmend ein Zugehörigkeitsgefühl zur Stadt und ihren EinwohnerInnen. Erfolgreiche Auftritte, der immer größere Aufwand und die Hoffnungen, die er in sein neues Bandprojekt steckt, rücken sein Studium zunehmend in den Hintergrund – ein Umstand, den er sich „leisten“ kann, weil das Studieren für ihn keine große Herausforderung darstellt und er auch mit wenig Aufwand Fortschritte macht. Seine Bandkollegen, die zum Teil aus Südtirol, zum Teil aus Wien stammen, entwickeln sich neben seinen MitbewohnerInnen zu den zentralen Bezugspersonen in seinem Leben in Wien.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit erweist sich weder in seiner Selbstpräsentation noch im Nachfrageteil als ein wichtiges Element seiner Biografie; demnach ist es sehr wahrscheinlich, dass natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit für Adam Moser nie eine bedeutende Rolle gespielt hat und auch heute nicht spielt. Er gibt zwar an, seinen Kontakt zu Südtirol stets aufrechterhalten zu wollen und empfindet es als angenehm, sich im Dialekt unterhalten zu können, jedoch nicht, weil dieser ein zugehörigkeitsstiftendes Element darstellt, sondern weil dies weniger Anstrengung erfordert.

Der Fall Adam Moser zeichnet sich durch eine starke Bindung zu seinem Freundeskreis und durch seine Bestrebungen, sein Hobby zum Beruf zu machen, aus. Wo er seine Zukunft verbringen wird, ist offen und hängt wahrscheinlich entscheidend von der beruflichen Entwicklung ab.

## **6.2 Der Fall Martin Zeller**

Die Präsentation dieses Falles orientiert zwar am Verlauf der Analyse, ist jedoch eher ergebnisbezogen. Dass das Interview mit Martin Zeller für die extensive Fallrekonstruktion ausgewählt worden ist, hat mehrere Gründe: Zum ersten stammt er aus einem in erster Linie bäuerlichen Umfeld, was ihn von allen anderen interviewten Personen unterscheidet. Darüber hinaus verbrachte er seine Kindheit und Jugend in relativ bescheidenen Verhältnissen und musste schon früh zuhause mitarbeiten, was ihn ebenfalls von den meisten anderen Interviewten unterscheidet. Besonders interessant macht seinen Fall jedoch, dass er, geboren in der Schweiz, die Frage aufgeworfen, wer SüdtirolerIn ist und wer nicht? Um eine essentialistisch-territorisierende Position zu vermeiden, wurde als Grundlage für die Beantwortung dieser Frage die subjektive Bewertung bzw. Einschätzung des Interviewten herangezogen. Weder im Zuge der Kontaktaufnahme noch im einführenden Gespräch erweckte Martin Zeller den Eindruck, nicht der Zielgruppe der „SüdtirolerInnen“ anzugehören. Der Umstand, dass er nicht in Südtirol geboren worden ist und die Tatsache, dass seine Mutter schweizerische Staatsbürgerin und sein Vater italienischer Staatsbürger aus Südtirol sind, ließ darüber hinaus vermuten, dass in diesem Fall natio-ethno-kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten artikuliert werden könnten.

### ***6.2.1 Kontaktaufnahme und Interviewverlauf***

Der Kontakt zu Martin Zeller wurde über einen Bekannten aus Südtirol hergestellt, der den Interviewer aus Südtirol kannte, den Interviewten jedoch in Wien, während des Studiums an der Universität für Bodenkultur (BOKU) kennenlernte. Das Interview wurde im Oktober 2016 im Studierendenwohnheim geführt, im Zimmer von Martin Zeller. Das Heim liegt in einem Außenbezirk Wiens, am Stadtrand. Das Stadtzentrum ist in einer guten halben Stunde zu erreichen. Die Kommunikation im Vorfeld des Interviews geschah auf telefonischem Weg. Dabei erkundigte sich Martin Zeller nach dem Thema des

Interviews bzw. danach, ob es irgendein vorgegebenes Thema gäbe. Der Interviewer erklärte daraufhin ausführlich die Konzeption des biografisch-narrativen Interviews, wonach Martin Zeller sich gerne für das Interview bereit erklärte. Ungewöhnlich war sein Hinweis darauf, dass er „nicht fix hier“, also in Wien, sei, sondern „nur während des Studierens“. Der Interviewer machte deutlich, dass dies seine Geschichte besonders interessant mache, woraufhin ein konkreter Interviewtermin fixiert wurde. Das Interview dauerte rund zwei Stunden. Im Anschluss an das Interview führten Interviewer und Interviewter noch ein rund zwei Stunden dauerndes, nicht auf Tonband aufgezeichnetes Gespräch in der heimeigenen Bar.

### **6.2.2 Biografische Daten**

In der folgenden Darstellung werden die biografischen Daten zusammengefasst und mitsamt den wichtigsten Hypothesen, die sich aus ihrer Analyse ergeben haben, präsentiert.

1) 1992: Martin Zeller wird in einem kleinen Dorf im schweizerischen Graubünden geboren. Er ist Sohn eines Skilehrers und einer Hausfrau. Die Eltern haben sich kennengelernt, weil sein Vater in der Nähe des Geburtsortes von Martin Zeller und dessen Mutter auf der Alm gearbeitet hat.

H1.1: Er fühlt sich von Beginn an zwei Orten zugehörig, einem in Südtirol und einem in der Schweiz. Seine Zugehörigkeitsgefühle sind gespalten.

H1.2: Er fühlt sich näher am Vater und orientiert sich deshalb eher mit Südtirol bzw. seinem Wohnort in Südtirol.

H1.3: Aufgrund seiner nicht eindeutigen Zugehörigkeit lehnt er nationale Zugehörigkeit grundsätzlich ab.

H1.4: In seinem Leben spielt nationale Zugehörigkeit keine bedeutende Rolle.

H1.5: Aufgrund seines ländlichen Umfeldes wird er sein weiteres Leben am Land verbringen.

H1.6: Er wird einen Beruf anstreben, der mit dem ländlichen Leben verbunden ist.

H1.7: Er kommt aus relativ armen, „bildungsfernen“, arbeitsamen Verhältnissen.

FH1.1: Seine Ausbildungszeit wird relativ kurz sein, damit er seine Eltern möglichst bald mit seiner Arbeit unterstützen kann.

FH1.2: Er fühlt sich der Alm bzw. den Bergen verbunden.

2) 1994-1995: Im Alter von zwei oder drei Jahren zieht seine Familie mit ihm nach Südtirol, an den Rand des rund 500 EinwohnerInnen umfassenden Ortes in einem wenig besiedelten Seitental, aus dem sein Vater stammt. Seine Familie und er wohnen dort auf einem Hof. Die Sommer verbringt Martin mit seinem Vater auf der Alm in der Schweiz, zehn Kilometer Luftlinie von seinem Geburtsort entfernt. Ein sehr guter Ziehharmonika-Spieler ist dort als Hirt beschäftigt und begeistert ihn für das Instrument.

H2.1: Er zieht zwar früh in seinem Leben mit seinen Eltern nach Südtirol, wegen seiner wiederkehrenden Aufenthalte in der Schweiz fühlt er sich beiden Orten zugehörig (vgl. H1.1).

H2.2: Er begeistert sich für Musik.

FH2.1: Er wird selbst Musik machen.

3) 1995-2003: Mit drei Jahren kommt Martin Zeller in den Kindergarten des 500-EinwohnerInnen-Ortes. Ein Kleinbus holt ihn und andere „Höfer“-Kinder zuhause ab, bringt sie in den Kindergarten und wieder zurück. Mit sechs Jahren, 1998, kommt er in die örtliche Volksschule. Diese besucht er fünf Jahre lang. Irgendwann in der Schulzeit erfährt seine Oma (die Mutter seiner Mutter) von seiner Begeisterung für die Ziehharmonika und kauft ihm eine. Martin Zeller besucht im Kindesalter auch die Musikschule.

FH3.1: Er beginnt Musik zu machen.

4) Mit elf Jahren (2003) kommt er in die dreijährige Mittelschule in nächstgelegenen größeren Ort. Der Kleinbus holt ihn vom Hof ab und bringt ihn in den Ort, von wo aus er mit dem Bus weiter zum Ort der Mittelschule fährt.

FH4.1: Er wird nach der Mittelschule eine landwirtschaftsspezifische Ausbildung machen. (vgl. FH1.1)

5) 2006-2010: Mit vierzehn Jahren kommt er in eine Land- und Forstwirtschaftsschule unweit von seinem Wohnort entfernt. Er wählt die Variante Forstwirtschaft und besucht die Schule vier Jahre lang. Maturaabschluss wurde dort keiner angeboten, er musste jedoch nach der dritten und der vierten Schulstufe jeweils eine Abschlussprüfung absolvieren.

FH5.1: Er hat eine fachspezifische Ausbildung absolviert und strebt keinen Matura-Abschluss an.

FH5.2: Er verbringt seine Zukunft mit der Arbeit auf dem Hof oder im Wald.

6) Mit 15 (2007) geht er zum ersten Mal nicht im Sommer mit seinem Vater auf die Alm, sondern bleibt auf dem Hof und hilft seinem Onkel.

H6.1: Er freut sich, dass er nicht mehr auf die Alm gehen muss.

H6.2: Er ist traurig, weil er den Sommer nicht mehr mit seinem Vater bzw. in der Nähe seiner Mutter verbringen kann.

H6.3: Er baut eine innige Beziehung zu seinem Onkel auf.

7) Im Jahr 2010 wechseln er und ein paar seiner Schulkollegen die nahegelegene Handelsschule und steigen dort in die vierte Klasse von fünf ein. Dafür muss er eine Aufnahmeprüfung machen. Er ist 18 und macht den Führerschein. Nach zwei Jahren an der Handelsschule schließt er diese mit der Matura ab. In dieser Zeit gibt er anderen Kindern privaten Musikunterricht.

H7.1: Er ist stolz auf das Erreichte und gibt sich damit zufrieden.

FH7.1: Er arbeitet nach der Matura auf dem Hof oder im Wald.

H7.2: Er investiert viel Zeit in die Musik. Musik ist ihm wichtig.

8) Im Sommer nach der Matura (2012) hilft er seinem Onkel auf dem Hof und macht sich Gedanken über die Zukunft. Er überlegt sich, bei einem öffentlichen Wettbewerb mitzumachen, um Förster oder um Carabinieri zu werden. Er macht die Jägerprüfung und die Skilehrerprüfung. Ein Freund von ihm erzählt ihm, dass er in Bozen studieren wird. Er wollte sich auch dort inskribieren, war aber mit den Anmeldemodalitäten und der Organisation der Aufnahmeprüfung

überfordert und hat es dann doch nicht gemacht.

H8.1: Prüfungen sind ihm wichtig. Das Bestehen von Prüfungen verleiht ihm Selbstvertrauen.

FH8.1: Er versucht auch weiterhin, Prüfungen zu machen.

FH8.2: Er arbeitet auch in den nächsten Jahren dort.

FH8.3: Er beginnt woanders zu studieren.

FH8.4: Er bewirbt sich für den Försterwettbewerb.

FH8.5: Er bewirbt sich als Carabiniere.

9) Im August 2012 erzählt ihm bei einem Fest ein Förster, dass er selbst in Wien studiert hat und empfiehlt ihm, an der BOKU Forstwirtschaft zu studieren. Daraufhin redet er mit seinen Schulfreunden, die mit ihm zuvor von der Land- und Forstwirtschaftsschule in die Handelsschule gewechselt sind und dann dort die Matura mit ihm gemeinsam gemacht haben. Sie entscheiden sich, zu viert nach Wien zu ziehen.

H9.1: Es ist ihm wichtig, nicht allein, sondern gemeinsam mit anderen, irgendwo umzuziehen.

10) Seine Freunde und er fahren Ende August nach Wien, um sich drei Tage lang Wohnungen anzuschauen. Sie finden eine relativ teure Wohnung, die für zwei Personen ausgelegt ist, in die sie aber zu viert einziehen und so relativ günstig wohnen können.

FH10.1: Er bleibt dort und wohnt für den Rest des Studiums in der Wohnung.

11) Mitte September 2012, nachdem Martin bei seinem Onkel „holzen“ war, fahren seine Freunde und er für einen Tag nach Wien, um sich an der Uni einzuschreiben und erkunden in Wien das Nachtleben. Zwei seiner Mitbewohner inskribieren sich, wie er selbst, für das Studium der Forstwirtschaft, einer beginnt mit dem Landwirtschaftsstudium.

H11.1: Wien bedeutet für Martin Zeller Freiheit, ein großes Angebot, viele Möglichkeiten.

FH11.1: Er wird das Studium zumindest zu Beginn nicht sehr ernst nehmen und sich eher auf die Möglichkeiten konzentrieren, die die Stadt abseits davon zu bieten hat.

H11.2: Er fühlt sich alleine unsicher und nur wohl, wenn seine Freunde um ihm sind.

FH11.2: Er wird die meiste Zeit mit seinen Freunden verbringen, mit denen er zusammenwohnt und vor allem mit den beiden, mit denen er studiert.

12) Kurz nach seinem Studienbeginn trennen sich seine Eltern, nachdem seine Mutter eine Depression erlitten hatte. Seine Mutter zieht in ihren Geburtsort in der Schweiz. Martin Zeller fährt oft zur Unterstützung nach Südtirol, zu seinem Vater und seinen beiden Schwestern. Sein Vater lernt, über Martins Vermittlung, eine andere Frau kennen. In Wien absolviert Martin die Zweisprachigkeitsprüfung.

H12.2: Er hat das Beziehungsende seiner Eltern schon erahnt.

FH12.2: Er kann damit relativ gut umgehen, erlebt keine Krise.

FH12.1: Er mag die neue Freundin seines Vaters.

FH12.2: Er wird sie als neuen Teil der Familie akzeptieren.

H12.3: Er macht die Zweisprachigkeitsprüfung, weil er plant, zukünftig in Südtirol zu arbeiten, vielleicht im Öffentlichen Dienst.

13) Jänner 2013: Er schafft die Abschlussprüfung der Studieneingangsphase beim ersten Versuch. Seine zwei Freunde fallen durch. Beide „geben bald darauf auf“ und brechen das Studium ab. Er ist dann „allein“. Zu seinen anderen Studienkollegen findet er keinen Anschluss; er hatte sich bis dahin immer nur mit seinen Freunden aus Südtirol umgeben. Seine beiden Freunde, die ihr Studium abbrechen, ziehen aus der Wohnung aus und zurück nach Südtirol. Er und sein Freund, der Landwirtschaft studiert, bleiben zu zweit in der Wohnung, wodurch die Kosten pro Person sich verdoppeln.

H13.1: Er ist stolz auf sich, weil er die Prüfung geschafft hat.

H13.2: Er fühlt sich alleine, weil seine Freunde zurück nach Südtirol gehen.

H13.3: Die Wohnung wird zu teuer

FH13.1: Er zieht um.

14) Oktober 2012 – Juni 2013: Im ersten Studienjahr macht er nur acht ECTS – davon zwei STEOP-Prüfungen und zwei aus seiner Sicht einfache andere Prüfungen. Er ist mit dem Anmeldesystem überfordert, weiß nicht, dass er sich zum richtigen Zeitpunkt anmelden und dabei schnell sein muss. Er kommt in keine Übung rein. Seine Motivation schwindet. Er ist unzufrieden mit der Gesamtsituation und mit sich selbst, fühlt sich unbeholfen, sein Selbstvertrauen ist gering. Er glaubt, nichts geleistet zu haben. In diesem ersten Studienjahr braucht er seine Ersparnisse von 5.000 Euro fürs Leben in Wien auf, obwohl er sich damit eigentlich eine Ziehharmonika kaufen wollte. Im Mai 2013 fährt er zum Arbeiten nach Südtirol und kann deshalb eine Übung nicht abschließen.

FH14.1: Er setzt das Studium trotz der Schwierigkeiten fort.

15) Im Juni 2013 fährt er wieder für ein paar Wochen nach Wien. Findet Nachmieterinnen für die Wohnung. Dann fährt er zurück nach Südtirol und unterstützt dort seinen Onkel wieder bei der Waldarbeit. Er denkt über seine Zukunft nach, will nicht sein „Leben lang holzen gehen“. Er überlegt sich, Agrarwissenschaft zu studieren. Er sucht um Studienbeihilfe an, hat aber zu wenig ECTS-Punkte gesammelt, weshalb er keine Studienbeihilfe mehr bekommen und das den Betrag der bisher erhaltenen Studienbeihilfe zurückzahlen müsste – außer er beginnt ein neues Studium. Er will sich zusätzlich zum Forstwirtschaftsstudium für Agrarwissenschaft inskribieren. Er bewirbt sich für einen Platz in einem bestimmten Studierendenwohnheim.

H15.1: Martin Zeller muss entweder das Studieren aufgeben oder er inskribiert sich für das Studium der Agrarwissenschaft.

FH15.1: Er inskribiert sich für das Zusatzstudium.

16) August 2013: Er bekommt einen Anruf vom Sekretariat des Heimes – eine Absage.

FH16.1: Er bleibt trotzdem in Wien und versucht eine Lösung zu finden, um weiter studieren zu können.

17) September/Oktober 2013: Er fährt wieder nach Wien. Er schläft ein paar Tage bei einer Freundin in der Wohnung und lernt dort ihre Mitbewohnerin Maria kennen, zwei Jahre älter als er, aus der gleichen Gegend in Südtirol stammend, die Agrarwissenschaften studiert. Er schläft zwei Wochen lang bei einem Freund im Zimmer im Studierendenheim und schaut sich Wohnungen an, findet aber nichts Passendes bzw. Günstiges. Er inskribiert sich ins Studium der Agrarwissenschaft. Das „Studententutorium“ zu Oktoberbeginn, bei dem BOKU-StudentInnen zusammen einen Ausflug machen, um sich besser kennenzulernen, verpasst er.

FH17.1: Er hat mit Maria eine Person gefunden, die ihn im Studium unterstützen wird.

FH17.2: Weil er das Tutorium verpasst, findet er an der Universität keinen Anschluss.

18) Mitte Oktober bekommt er einen Anruf vom Sekretariat des Studierendenwohnheims: Ein Bewohner hat nach nur zwei Wochen sein Studium abgebrochen und ist aus seinem Heimzimmer ausgezogen, was sehr ungewöhnlich ist; deshalb ist ein Zimmer frei und er kann dort einziehen.

H18.1: Er interpretiert den Umstand, doch noch ein Zimmer im Heim bekommen zu haben, als großes Glück. Er hat wieder eine Perspektive und will das Studium abschließen.

FH18.1: Er wird bis zum Ende des Studiums im Heim bleiben und eine enge Bindung zum Heim aufbauen.

FH18.2: Er schließt das Studium ab.

19) Maria „holt ihn mit ins Boot“, geht zum Beispiel mit ihm gemeinsam zur Uni. Sie sagt ihm, er können ein eintägiges Tutorium machen, um seine StudienkollegInnen kennenzulernen. Das macht er dann auch, lernt so seine KollegInnen kennen und organisiert sich mit ihnen in einer WhatsApp-Gruppe.

FH19.1: Obwohl er nun einige seiner StudienkollegInnen kennengelernt hat, verbringt er weiterhin die meiste Zeit mit Maria. (vgl. FH17.1)

20) Oktober 2013-Februar 2014: Er verbringt die meiste Zeit mit Maria. Sie zeigt ihm, wie die Abläufe auf der Uni funktionieren. Sie meldet ihn für Prüfungen an und erklärt ihm, dass er Prüfungen, die laut Studienplan in einem späteren Semester zu absolvieren sind, vorziehen kann. Er macht die Prüfungen mit ihr gemeinsam. Sie erklärt ihm, dass er bei Vorlesungen nicht anwesend sein muss, dass er in der Woche auch fünf Prüfungen machen kann (und nicht nur eine oder zwei) und dass er sich zu einem bestimmten Zeitpunkt online für Übungen anmelden muss und es dabei um Minuten geht. Die beiden gehen ihren „eigenen Weg“, sie besuchen keine Vorlesungen wie „die anderen“, sondern setzen sich täglich zum Lernen in die Bibliothek. Martin macht viele Prüfungen, sammelt zum Teil in einer Woche acht ECTS-Punkte. Er schläft irgendwann auch öfters bei Maria und es entwickelt sich ein intimes Verhältnis zwischen den beiden; dann waren sie „unzertrennlich“. Die Zeit um Weihnachten 2013 und den Februar 2014 verbringt er in Südtirol, wo er sich mit Landwirtschaft, Musik und dem Jagen beschäftigt.

FH20.1: Obwohl er mit Maria eine Beziehung führt, bleibt er im Heim und zieht nicht mit ihr in eine gemeinsame Wohnung.

H20.1: Die Zeit, die er in Südtirol verbringt, ist ihm wichtig, unter anderem aufgrund der Nähe zu seiner Familie.

FH20.2: Er wird auch weiterhin immer wieder Zeit in Südtirol verbringen.

21) Im April 2014 arbeitet er wieder als Skilehrer in der Schweiz.

H21.1: Die Zeit in der Schweiz ist ihm wichtig. Aus finanziellen Gründen und aufgrund der Nähe zu seiner Mutter.

FH21.1: Er wird auch weiterhin immer wieder Zeit in der Schweiz verbringen.

22) Maria beginnt im Jahr 2014 eine Beziehung mit einem anderen Mann aus Südtirol und fährt öfters nach Südtirol. Martin verbringt zunehmend Zeit alleine. Anfang/Mitte Juni geht er nach Südtirol, um auf der Alm zu arbeiten. Er bekommt eine Halbschwester, aus der Beziehung seines Vaters zur „anderen Frau“, die drei Kinder hatte, bevor sie seinen Vater kennengelernt hat.

Er lässt sich im Heim in den Heimausschuss „wählen“.

H22.1: Er ist enttäuscht über Marias neue Beziehung.

FH22.1: Er wendet sich zunehmend von ihr ab.

FH22.2: Er nutzt die Gelegenheit, um sich neu auszurichten und öffnet sich gegenüber neuen Möglichkeiten.

H22.2: Die Arbeit auf der Alm bereitet ihm Freude. Und er will seine Familie unterstützen.

FH22.3: Er wird auch weiterhin auf der Alm arbeiten.

H22.3: Die Geburt seiner Halbschwester verstärkt die Beziehung zwischen ihm und der neuen Freundin seines Vaters.

FH22.4: Er betrachtet die neue Freundin des Vaters zunehmend als Teil der Familie.

H22.4: Er fühlt sich sehr wohl im Heim.

FH22.5: Er wird eine noch intensivere Verbindung zum Heim und den anderen Menschen im Heim aufbauen.

23) Martin Zeller fährt im Juni 2015 nach Südtirol, absolviert dort einen Sennkurs und arbeitet dann als Senn auf der Alm.

H23.1: Die Arbeit in der Natur ist ihm wichtig; er arbeitet gerne im Freien, gerne im Wald, auf der Alm bzw. mit Tieren.

24) Er ist eine Zeit lang mit einer Wienerin „unterwegs“ und es entwickelt sich ein intimes Verhältnis zwischen ihm und ihr, das bis zum Winter währt, als er in der Schweiz ist und sie ihm schreibt, sie habe jemand anderes kennengelernt.

H24.1: Er wird erneut von einer Frau enttäuscht und erkennt, dass seine Abwesenheit sich negativ auf seine Versuche, eine langfristige Beziehung aufzubauen, auswirkt.

FH24.1: Er wird den Versuch, eine langfristige Bindung aufzubauen, in Zukunft unterlassen und sich auf das „Auskosten“ seines Single-Lebens konzentrieren.

25) Rund um Weihnachten 2015 sowie im Februar und im April 2016 arbeitet er als Skilehrer in der Schweiz. Im Februar arbeitet er zusätzlich als Kellner in einem Hotel in der Nähe des Hofes in Südtirol. Im Mai 2016

beschließt er, erstmals den ganzen Juni in Wien zu verbringen, um sich aufs Studium konzentrieren zu können.

H15.1: Er will das Studium möglichst bald abschließen.

26) Im Sommer 2016 verbringt er zwei Wochen Sprachferien auf Malta und verbessert dort sein Englisch.

H26.1: Er will sein Englisch verbessern, weil gutes Englisch eine Voraussetzung dafür ist, ein Masterstudium zu absolvieren.

27) Zeitpunkt des Interviews, Oktober 2016: Er hat geplant, ein paar Tage später bei einem von SüdtirolerInnen organisierten Treffen zu musizieren. Ihm fehlt nur noch die eine Prüfung zum Abschluss des Agrarwissenschaftsstudiums, das er, wenn er diese noch vor Ende November schafft, in sechs Semestern „durchgezogen“ hat. Er steht vor der Entscheidung zwischen einem landwirtschaftlich oder einem biologisch geprägten Masterstudium – für zweiteres müsste er gut Englisch können. Er möchte einen Bademeisterkurs machen und trainiert dafür in den Ferien in Südtirol. Er will in zwei Jahren seinen Masterabschluss haben und dann zurück nach Südtirol ziehen. Eine seiner Schwestern hat gerade in Innsbruck zu studieren begonnen – er hat sie beim Studienbeginn, u.a. bei der Wohnungssuche und beim Umzug unterstützt –, eine andere Schwester besucht eine Hauswirtschaftsschule in Südtirol, was er gut findet. Für die nächsten Wahlen für den Heimausschuss will er nicht mehr kandidieren. Er hofft, dass ihn seine Familie, speziell sein Vater, dessen Freundin und seine jüngste Schwester, bald besuchen kommt und mit ihm seinen Bachelorabschluss feiert, bevor er mit ihnen nach Südtirol fahren und wenige Tage später wieder beginnen will, als Skilehrer zu arbeiten.

H27.1: Der Abschluss des Studiums steht in Aussicht. Er betrachtet die Zeit des Bachelorstudiums als Lebensabschnitt, der bald zu Ende geht.

FH27.1: Er wird voraussichtlich in Wien bleiben, weiterhin im Heim wohnen, sein Masterstudium abschließen – welches ist unklar – und dann nach Südtirol ziehen. Es ist anzunehmen, dass er auch in Zukunft immer wieder in die Schweiz fährt.

FH27.2: Es kann sein, dass er seine Idee, bei einem staatlichen Wettbewerb mitzumachen wieder aufgreift und sich als Carabinieri oder Förster in Südtirol bewirbt.

FH27.3: Vielleicht findet er auch eine Arbeit in der Schweiz und verlegt seinen Wohnsitz dorthin.

### **6.2.3 Text- und thematische Feldanalyse**

Die Sequenzierung der Selbstpräsentation wird in zusammengefasster Form präsentiert, wobei nicht alle Sequenzen dargestellt werden und der Fokus auf der Präsentation der wichtigsten Hypothesen liegt.

1) Auf die Erzählaufforderung reagiert er mit einer Frage: „Vom Kindergarten?“ (S1Z1-Z2)

H1.1: Er ist unsicher, möchte gerne wissen, was den Interviewer interessiert.

2) Der Interviewer sagt, er könne beginnen wo er wolle, woraufhin er seine Selbstpräsentation beginnt mit: „Geboren bin ich in der Schweiz“ (S1Z3-Z4).

H2.1: Er beginnt seine Erzählung mit seinem Geburtsort, um „ganz vorne“ anzufangen.

H2.2: Er beginnt seine Erzählung mit der Schweiz, weil ihm sein Bezug zur Schweiz wichtig ist.

FH2.1: Er wird auch weiterhin über die Schweiz reden.

3) Er erzählt, wie er mit drei Jahren nach Südtirol gezogen ist, in den kleinen Bergbauernort, aus dem sein Vater stammt, wie er auf dem Hof aufgewachsen ist und über seine Zeit im örtlichen Kindergarten. (S1Z6-Z12)

H3.1: Er weist darauf hin, dass er schon im Kindesalter nach Südtirol gezogen ist und präsentiert sich damit als Südtiroler.

H3.2: Er führt seinen Vater ein, weil er für ihn eine wichtige Bezugsperson ist.

H3.3: Er betont, dass er aus einem sehr kleinen Ort kommt, aus einer Bergbauernfamilie, weil er sich mit dem Ort und dem Leben dort identifiziert.

4) In einer verdichteten Situation beschreibt er seine Alltagsroutine in der Schulzeit. (S1Z14-Z18)

H4.1: Er beschreibt seine Schulzeit nur kurz, weil für ihn damals nichts Außergewöhnliches oder Aufregendes passiert ist. Er hat den damals und für die Umstände, unter denen er aufgewachsen ist, „normalen“ bzw. üblichen Werdegang erlebt.

5) Er argumentiert, dass er „eigentlich nie so der Vorzeigeschüler“ gewesen sei, sondern mit einer positiven Note immer zufrieden, und sich „halt durchgeschlagen“ habe. (S1Z18-Z20)

H5.1: Er stellt sich als eher schlechten Schüler dar.

H5.2: Er präsentiert sich als Mensch, der sich mit wenig zufriedengibt.

H5.3: Er präsentiert sich als jemand, der es in der Schule nicht leicht gehabt hat.

6) Er erzählt von seiner Zeit an der Land- und Forstwirtschaftsschule, an der er die Variante Forstwirtschaft gewählt hat. (S1Z20-Z22)

H6.1: Es war für ihn der logische Fortgang, nach der Mittelschule die Land- und Forstwirtschaftsschule zu besuchen. Erstens weil sie nicht weit entfernt war und zweitens, weil er seit seiner Geburt immer naturverbunden war und über seine Familie mit der Land- bzw. Forstwirtschaft in Kontakt gekommen ist.

7) Er erzählt, dass er dort vier Jahre gewesen sei, aber keinen Maturaabschluss machen konnte, weil der an dieser Schule nicht angeboten wurde. Seine Entscheidung für diese bestimmte Schule argumentiert er wie folgt: „Weil mich das Forstwirtschaftliche interessiert hat. Weil ich ja Jäger bin auch und das“. (S1Z24-Z27)

H7.1: Er argumentiert, dass ihn „das Forstwirtschaftliche“ interessiert habe, weil er das Bedürfnis hat zu erklären, warum er sich nicht auf Landwirtschaft konzentriert hat. Er legitimiert das im Nachhinein damit, dass er „ja Jäger“ sei – was er damals ja noch nicht war.

H7.2: Er erwähnt, dass keine Matura angeboten worden ist, weil er nicht als Abbrecher darstehen will, sondern als jemand, der seine Vorhaben „durchzieht“.

8) Er erzählt von den Abschlussprüfungen, die er nach der dritten und vierten Klasse absolvieren musste, dann von seinem Wechsel an die Handelsschule, eine „Wirtschaftsschule“ und die Aufnahmeprüfungen dort. (S1Z29-Z36)

H8.1: Er weist auf die Abschlussprüfungen hin, um zu zeigen, dass imstande ist, Prüfungen positiv zu absolvieren.

H8.2: Matura zu machen, betrachtete er als logisch bzw. notwendig, weshalb sein Schulwechsel alternativlos war.

H8.3: Mit dem Verweis auf die Aufnahmeprüfungen will er erneut ausdrücken, dass er imstande ist, Prüfungen erfolgreich zu absolvieren. (vgl. H8.1)

H8.4: Mit der Spezifizierung als „Wirtschaftsschule“ möchte er ausdrücken, dass er auch mit neuen Anforderungen umgehen kann – auch wenn es schwierig ist.

9) Er erzählt, er wisse „noch gut“, wie er sich, als er dem Onkel beim Arbeiten auf dem Hof – „wir haben ja eine Landwirtschaft daheim“ - geholfen hat, dachte: „Ja. Wie geht's jetzt weiter?“ (S1Z38-Z40)

H9.1: Er führt den Onkel als für ihn wichtige Person ein, mit der er in seiner Kindheit und Jugend viel Zeit verbracht hat.

H9.2: Wenn er sagt, dass „wir“ eine Landwirtschaft daheim haben, bezieht er den Onkel mit ein. Das spricht dafür, dass ihm seine Familie, auch über die „Kernfamilie“ hinausgehend, wichtig ist und er sich mit der Familie identifiziert.

H9.3: Er stellt sich als jemand dar, der nicht weiß, wie es im Leben weitergehen soll.

H9.4: Er ist nicht zufrieden mit der Aussicht darauf, seine Zukunft am Hof zu verbringen.

10) Er argumentiert: „Ich hab eigentlich keine großen Interessen gehabt was Beruf angeht“, „kein Talent für irgendetwas“ (S1Z42-Z43)

H11.1: Er präsentiert sich als bescheidener Mensch.

11) „Was ich halt immer im Kopf gehabt habe ist bei einem öffentlichen

Wettbewerb mitzumachen“. Ein Kollege erzählt ihm, dass er in Bozen mit dem Studium anfangen will. Martin ist mit dem Aufnahmeverfahren überfordert und lässt die Idee fallen. (S1Z45-Z50)

H11.1: Er stellt sich als jemand dar, der auf die Hilfe anderer angewiesen ist, als jemand, der eine andere Person braucht, die ihm den Weg zeigt.

H11.2: Er stellt sich als jemand dar, der nicht gut im Organisieren ist, als jemand, der schnell überfordert ist.

12) Bei einem Fest erzählt ihm ein Förster, dass er in Wien gewesen sei und an der BOKU Forstwirtschaft studiert hat und empfiehlt es weiter; der Förster sagt, er habe in Wien eine feine Zeit verbracht und die BOKU habe einen guten Namen, woraufhin Martin sich denkt: „Wien wäre schon interessant“, „wäre ein bisschen von daheim weg“, „wäre so ein richtiges Studentenleben“, „probieren könnte ich's ja. Wenn's nicht geht. Hab ich halt eine gute Erfahrung gemacht“ (S1Z50-S2Z7)

H12.1: Er präsentiert sich als jemand, der offen für ein Abenteuer bzw. für eine gänzlich neue Erfahrung ist. Er stellt sich seine eventuelle Zeit in Wien als „Erfahrung“ vor, deren Verlauf nicht vorhersehbar ist, die aber für ihn bzw. seine persönliche Entwicklung jedenfalls wertvoll ist.

13) Er argumentiert: „Okay aber ich brauche noch ein paar Kollegen die mitgehen. Alleine seh ich mich nicht drüberaus bezüglich Wohnungssuchen“. Er sagt, er wäre unbeholfen gewesen und habe keine Lust gehabt, alles alleine zu organisieren. Er habe dann mit Kollegenn geredet, die mit ihm schon in der Land- und Forstwirtschaftsschule und dann in der Handelsschule waren, sie haben dann gemeinsam entschieden, zu viert nach Wien zu ziehen (S2Z7-S2Z14)

H13.1: Er präsentiert sich als jemand, der nicht gerne allein ist, als jemand der allein schnell überfordert ist bzw. Angst davor hat, allein etwas zu wagen.

H13.2: Er präsentiert sich als unbeholfen.

H13.3: Er führt seine Schulkollegen ein, weil sie für ihn wichtig waren bzw. sind.

14) Er erzählt, wie seine Freunde und er im August und damit „relativ spät“ nach Wien gefahren seien, um eine Wohnung zu suchen. Sie hätten nur eine relativ teure Wohnung gefunden, die für zwei Personen gedacht wäre, in die sie aber zu viert einzogen. (S2Z14-S2Z25)

H14.1: Mit dem Verweis darauf, dass die Wohnung „ziemlich teuer“ war, drückt er aus, dass er nie viel Geld hatte.

H14.2: Er stellt sich als jemand dar, der imstande ist, mit relativ widrigen Umständen klarzukommen.

H14.3: Mit dem Verweis darauf, dass sie zu viert in eine Wohnung für zwei Leute eingezogen sind, drückt er aus, dass er auch mit wenig zufrieden ist bzw. keinen hohen Lebensstandard braucht.

15) „Dann weiß ich noch sind wir rausgefahren“. Er erzählt davon, wie seine Freunde und er für ein paar Tage in Wien waren, um sich an der Universität zu immatrikulieren und zu inskribieren, und wie sie „dann ordentlich ausgegangen“ sind. Ende September sind sie dann mit dem Zug gemeinsam nach Wien übersiedelt. Martin sagt, er sei schon beim Zugfahren unbeholfen gewesen und hätte sich alleine unwohl gefühlt. Er war froh, dass seine Freunde dabei waren und er deshalb nicht so nervös war. (S2Z26-Z39)

H15.1: Sein erstes Erlebnis in Wien war für ihn besonders. Die Immatrikulation an der Universität war für ihn nebensächlich. Er erkannte die Möglichkeiten der Stadt und erlebte auch gleich das erste Abenteuer.

H15.2: Er ist froh, nicht allein zu sein. Seine Kollegen unterstützen ihn.

16) Er erzählt von seinem Studienbeginn. Zwei seiner Freunde studieren Forstwirtschaft, einer Agrarwissenschaft. Er schafft die STEOP-Prüfungen beim ersten Versuch, seine beiden befreundeten Studienkollegen nicht. (S2Z39-Z42)

H16.1: Er ist stolz drauf, dass er die Studieneingangsphasenabschlussprüfung beim ersten Mal geschafft hat. Das scheint ihm wichtig gewesen zu sein, um zu erkennen, dass er auch in Wien bzw. im Studium imstande ist, etwas zu schaffen.

17) Seine beiden Kollegen brechen das Studium bald ab und ziehen nach Südtirol zurück, er fühlt sich einsam, hat im Studium keinen Anschluss zu anderen Leuten: „und dann bin ich eigentlich so ein bisschen. Allein gewesen“. Er hatte sich auf die beiden Kollegen konzentriert, die jetzt weg waren. Zudem kommt er im Studium nicht weiter, sammelt nur acht ECTS-Punkte. Er „checkt nicht“, dass man sich nur in einem bestimmten Zeitfenster anmelden kann. Er zweifelt daran, sich zurechtzufinden und war „dann natürlich ein bisschen frustriert“ (S2Z44-S3Z7)

H17.1: Er verknüpft den Umstand, dass seine Kollegen die STEOP nicht geschafft haben damit, dass sie bald darauf aufgegeben haben. Für ihn scheint es wichtig zu sein, Prüfungen zu bestehen, um motiviert zu bleiben.

H17.2: Dass seine Kollegen plötzlich nicht mehr da waren, scheint für ihn schwierig gewesen zu sein. Er war plötzlich allein, obwohl er nicht gerne allein ist und sich allein nicht gut zurechtfindet.

H17.3: Er schiebt die Schuld dafür, dass er keinen Anschluss zu anderen Studienkollegen gehabt hat, auf den Umstand, dass er eben alle Zeit mit seinen Kollegen verbracht hatte.

H17.4: Er stellt sich als unbeholfen dar, als schlecht im Organisieren.

H17.5: Er argumentiert, dass ihn das Alleinsein dazu gebracht hat, daran zu zweifeln weiter zu studieren.

18) Er argumentiert, dass er bereits viele Prüfungen erfolgreich absolviert habe: Führerschein, Jägerprüfung, Matura, Zweisprachigkeitsprüfung, Skilehrerprüfung. Er sagt, er sei auch sonst „ziemlich aktiv gewesen“, habe Kindern privat Musikunterricht gegeben und habe „viel Selbstvertrauen gehabt“: „wenn ich etwas erreicht dann natürlich bist froh und (...) mit sich selber zufrieden (...) dann kommst du auf einmal in Wien da und bist unbeholfen und bringst nichts zustande das ganze Jahr (...) und kannst Geld herblättern. Er erzählt, dass er eigentlich für eine Ziehharmonika gespart habe, aber keine kaufen konnte, weil er das Geld fürs Leben gebraucht hat (S3Z7-S3Z19)

H18.1: Er erwähnt die absolvierten Prüfungen, um aufzuzeigen, dass er imstande ist, Prüfungen zu bestehen.

H18.2: Er erwähnt die absolvierten Prüfungen, weil sie für ihn wichtig waren, um Selbstbewusstsein zu entwickeln und sie für ihn ein Zeichen dafür sind, dass er aktiv ist, dass er etwas tut bzw. leistet bzw. etwas erreicht hat.

H18.3: Er präsentiert sich als jemand, der sich in Wien schwergetan hat. Als jemand, der in Südtirol selbstbewusst und erfolgreich war, in Wien hingegen unbeholfen und erfolglos; seine Anfangszeit in Wien stellt er als Zeit dar, in der er nur Geld ausgegeben hat, ohne dass dies irgendwelchen Nutzen gehabt hätte.

19) Er erzählt, wie er im Juni nach Wien gefahren sei, um die Wohnung „wegzukriegen“, weil sie ja nur noch zu zweit in der Wohnung waren und zu viel Miete bezahlen mussten. Zum Glück habe er Nachmieterinnen gefunden. Im Sommer sei er dann beim Onkel „Holzen“ gegangen – eine „zähe Arbeit aber hat mir ganz gut gefallen. Im Wald oben ist ganz flott gewesen“. Irgendwann habe er sich aber gedacht: „Was tu ich jetzt? Mein Leben lang holzen gehen?“ (S3Z20-S3Z32)

H19.1: Er präsentiert sich als jemand, der zu wenig Geld hat, um den Sommer in Südtirol zu verbringen und gleichzeitig für die Wohnung in Wien zu bezahlen.

H19.2: Er stellt sich als jemand dar, der gerne körperliche bzw. schwere Arbeit verrichtet.

H19.3: Er wusste nach dem ersten Studienjahr nicht, ob er weiterstudieren sollte oder nicht.

H19.4: Er präsentiert sich als jemand, der sich Gedanken über seine Zukunft macht.

H19.5: Er wollte mehr aus seinem Leben machen, als „nur“ im Wald zu arbeiten.

20) Er argumentiert, dass öffentliche Stellenwettbewerbe unsicher sind, aber er sich sicher als Förster oder Carabinieri beworben hätte, wenn er nicht nach Wien gegangen wäre. (S3Z33-Z50)

H20.1: Er präsentiert sich als jemand, dem Sicherheit bzw. eine sichere Arbeit und Zukunft wichtig ist.

21) Er erzählt, wie er sich am Ende des zweiten Semesters zwischen Forstwirtschaft und Agrarwissenschaft entscheiden musste, von seinem Ansuchen auf Studienbeihilfe und davon, wie er erkannt hatte, dass er zu wenig ECTS-Punkte gesammelt hat und deshalb keine neue Beihilfe bekommen würde und darüber hinaus die erhaltene zurückzahlen müsse. (S3Z50-S4Z5)

H21.1: Die Aussicht auf eine schwierige finanzielle Zukunft brachte ihn dazu, von Forstwirtschaft auf Agrarwissenschaft zu wechseln.

22) Er argumentiert: „Es hat auch einen Grund gehabt warum ich so wenig ECTS gemacht hab“. Er sei im November und Dezember „ganz viel heimgefahren“; Mutter und Vater haben sich infolge einer Depression der Mutter getrennt; seine Mutter ist in die Schweiz gezogen; „dann bin ich halt auch oft heim weil ich zwei Schwestern hab“, „dann hat man mit dem Gewissen und äh hab ich mir gedacht äh muss ich ein bisschen heimfahren. Ein bisschen unterstützen“ (S4Z5-Z20)

H22.1: Er fühlt sich schlecht, weil er im ersten Jahr wenig ECTS-Punkte gesammelt hat. Er argumentiert dies damit, dass er viel nach Südtirol fahren musste, um seine Familie in einer schwierigen Zeit zu unterstützen.

H22.2: Seine Familie ist ihm wichtig.

23) Er erzählt: „dann bin ich draufgekommen dass wenn ich ein neues Studium anfangen dass es wurst ist wie viele ECTS“. Danach hat er sich für Agrarwissenschaft inskribiert, „hab dann Forstwirtschaft hinten gelassen-hab gesagt jetzt konzentrier ich mich auf Agrar“. (S4Z20-Z30)

H23.1: Dass er sich in ein anderes Studium inskribieren musste, nahm er als Chance für einen Neubeginn war.

24) Er argumentiert, dass er jetzt im siebten Semester nur noch eine Prüfung zu absolvieren habe, um sein Bachelorstudium abzuschließen, und „wenn ichs vor November macht hab ichs in sechs Semester hab ichs durchderzogen“.  
(S4Z30-Z34)

H24.1: Er stellt sich als jemand dar, der zwar zu Beginn seiner Zeit in Wien und zu Beginn des Studiums unbeholfen war, jetzt aber das Ganze doch gut hingebracht hat, als jemand, der etwas „durchziehen“ kann.

H24.2: Das Studium der Forstwissenschaft spielt für ihn keine Rolle mehr.

25) Evaluierend kündigt er eine Erzählung an: „dann ist das Interessante gewesen“. Er erzählt, wie er sich um einen Heimplatz beworben hat, aber Ende August einen Heimplatz bekommen habe, „dass ich keinen Platz gekriegt habe“. Das sei „natürlich brutal schlimm gewesen“. Er musste alleine eine Wohnung suchen, obwohl er sich darauf verlassen hatte, einen Platz im Heim zu bekommen, weil seine Familie „finanziell nicht so gut steht“, da ja der Vater Skilehrer und die Mutter Hausfrau sei und die Familie drei Kinder hab. „dann hab ich gedacht: jetzt was tu ich?“. Er hat dann im Heim bei einem Kollegen im Zimmer geschlafen. (S4Z34-49)

H25.1: Dass er kein Zimmer im Heim bekommen hat, war für ihn ein schwerer Rückschlag.

H25.2: Der Beginn des zweiten Studienjahres war eine schwere Zeit für ihn.

H25.3: Er betont, dass er aus relativ armen Verhältnissen stammt.

H25.4: Er fühlt sich ungerecht behandelt, weil ihm eigentlich ein Platz im Heim zustehen würde, und eben nicht anderen Leuten, denen es finanziell besser geht.

H25.5: Trotz der widrigen Umstände will er sein Studium fortsetzen.

26) Er erzählt, dass er für ein Semester in eine Wohnung ziehen und darauf hoffen wollte, dass im nächsten Semester ein Platz im Heim frei werden würde. Bei der Wohnungssuche habe er sich „bluthart getan (...) das ist mir auf die Socken gegangen“. Zwei Wochen nach Studienbeginn habe er einen Anruf von der Heimsekretärin bekommen, mit der Nachricht, dass ein Platz frei geworden

sei, weil jemand nach zwei Wochen das Studium abgebrochen habe und ausgezogen sei. Er ist sehr froh darüber: „da hab ich brutales Glück gehabt (...) vielleicht sogar ein bisschen Schicksal so“; „da bin ich dann noch mehr motiviert gewesen, mein Studium durchzuziehen“ (S5Z14-Z30).

H26.1: Er präsentiert sich als jemand, für den es zu dieser Zeit sehr schwierig war, der aber einen Ausweg aus der Misere gefunden hätte.

H26.2: Dass er einen Platz im Heim bekommen hat, war sehr wichtig. Es ist unsicher, ob er sonst sein Studium fortgesetzt hätte.

27) Er erzählt von einem weiteren „großen Glück“: Er habe in Wien eine Kollegin aus einem südtiroler Nachbarort kennengelernt, Maria, die auch Agrarwissenschaften studiert, aber schon zwei Jahre länger als er, und die ihn „gleich dann mit ins Boot geholt“ habe und mit ihm zusammen zur Universität gegangen sei. (S5Z30-S5Z42)

H27.1: Er interpretiert das Kennenlernen von Maria als zweites großes Glück. Er stellt sich als jemand dar, dessen Leben sich ergibt, der nicht selber konsequent einen Weg verfolgt, sondern dessen Leben von glücklichen Fügungen abhängt.

H27.2: Maria ist ein sehr wichtiger Mensch in seinem Leben. Sie scheint die Unterstützung zu sein, die er damals gebraucht hat. Er ist ihr sehr dankbar.

28) Er beschreibt, dass am Anfang des Studienjahres immer ein StudentInnentutorium angeboten wird, ein Ausflug, bei dem sich die KommilitonInnen besser kennenlernen sollen, „das hab ich aber verpasst“. Maria hat ihm gesagt, dass es noch ein eintägiges Tutorium gäbe, das er dann auch absolviert hat. Daraufhin hat er sich zwar in einer Whatsapp-Gruppe mit StudienkollegInnen in Verbindung gesetzt, „aber dann ist es dann so gekommen dass ich dann eigentlich immer nur noch mit ihr (...) unterwegs war (...) und dann sie hat mir Sachen gezeigt und erklärt die was ich wahrscheinlich heute noch nicht wissen tät“ (S5Z42-S6Z2)

H35.1: Über Maria hat er angefangen, Abläufe zu verstehen. Sie hat die Basis dafür geschaffen, dass er sich im Studium bzw. an der Uni zurechtfindet und letztlich auch dafür, dass er sein Studium abschließt.

29) Maria hat ihn für Prüfungen aus höheren Semestern angemeldet; „haben wir uns für alles angemeldet miteinander. Haben alles miteinander gemacht“; „dass ich in der Woche auch fünf Prüfungen machen kann und nicht nur zwei oder eine. Oder dass ich die Vorlesung gar nicht machen brauch (...) und dass ich um fünf vor Sieben aufstehen muss und mich genau um Sieben anmelden muss, dass ich einen Platz krieg“, habe er nur „gecheckt“, „weil sie mich mitgezogen hat“. Sie seien dann „unseren eigenen Weg gegangen (...) sind dann eigentlich nie mit den anderen gewesen weil die anderen sind immer brav Vorlesung gegangen und so und wir sind immer her-zack in die Bibliothek rauf. Haben den ganzen Tag in der Bibliothek gelernt. Und dann Prüfung gemacht“. „Dann sind wir das erste Jahr dann eben. Tag und Nacht miteinander gewesen“, „dann sind wir so unzertrennlich gewesen“. Maria habe dann in vier Semestern ihr Studium abgeschlossen „und dann das Jahr darauf dann (1) hat sie dann einen Freund gehabt“ und er sei „dann eigentlich mehr allein unterwegs gewesen“. Er habe aber den Rhythmus bis heute beibehalten, er gehe weiterhin nicht zur Vorlesung, sondern in die Bibliothek und macht dann die Prüfung. (S6Z2-Z40)

H29.1: Er ist sehr froh, Maria kennengelernt zu haben, präsentiert sie und ihn als „unzertrennlich“. Sie ist in dieser Zeit sehr wichtig für ihn – sowohl als Unterstützung im Studium als auch als private Stütze.

H29.2: Er fühlt sich wohl und ist motiviert. Er ist stolz drauf, viele Prüfungen absolviert zu haben.

H29.3: Es scheint so, als habe der Umstand, dass sie nun einen Freund hatte, eine gewisse Distanz zwischen ihm und Maria entstehen lassen.

H29.4: Er war zwar enttäuscht über Marias neue Beziehung, war ihr aber sehr dankbar dafür, dass sie ihm gelernt hatte, wie man studiert.

H29.5: Weil er im Heim Anschluss gefunden hatte, war das Alleinsein nicht mehr so problematisch für ihn.

30) Er argumentiert, dass er in Südtirol „ja tausend andere Sachen zu tun“ habe, „Landwirtschaft. Musik. Jagen“. Zum Lernen „bin ich aber eigentlich immer nach Wien gegangen“. Er erzählt: „Ich bin immer wenn Ferien gewesen

sind immer daheim gewesen“; zu Weihnachten, den ganzen Februar und im April „bin ich Skilehrer immer“; und „auf die Jagd gegangen“; in Wien „ist es halt intensiv gewesen (...) ja dann hab ich mich so eigentlich durchgebissen“. Jetzt fehle ihm noch eine, die schwerste Prüfung. (S6Z42-S7Z4)

H30.1: Er zieht eine Trennlinie zwischen Südtirol und Wien. In Wien studiert er und erlebt das studentische Abenteuerleben. In Südtirol ist er in der Natur unterwegs, macht Musik, geht auf die Jagd, betreibt Land- und Forstwirtschaft, lebt ein naturnahes, bodenständiges, einfaches, familienzentriertes Leben.

H30.2: Südtirol scheint ihm wichtig zu sein. Und auch Zeit dort zu verbringen. Er präsentiert sich als jemand, der immer, wenn es irgendwie möglich war, Zeit in Südtirol bzw. in der Schweiz verbracht hatte. Als jemand, der obwohl er daheim so aktiv war, sein Studium trotzdem zu Ende gebracht hat, weil er sich eben „durchgebissen“ hat. Daheim und Wien sind klar voneinander getrennt.

31) Er beschreibt seine Konzentration aufs Studium: „ich bin sonst immer auf der Alm gewesen im Sommer. Oder hab gekast“. Aber 2015 habe er gesagt: „Jetzt konzentrier ich mich aufs Studium. Bin ich dann dageblieben bis Ende Juni“ und nicht Anfang oder Mitte Juni nach Südtirol gegangen. „Weil wenn du auf die Alm gehst musst du so früh heim“. Hat probiert, die letzte Prüfung vor dem Bachelorabschluss zu schaffen, ist aber durchgefallen. „Und jetzt muss ichs halt jetzt noch machen (2) jetzt steh ich vor der Entscheidung ob ich Ökologische Landwirtschaft weiter mach oder Wildbiologie (2) das weiß ich eben noch nicht (1) eins von diesen beiden werd ich weitermachen (2) hab zwar auch schon mit dem Gedanken gespielt dass ich es lass- weil man ein bisschen stoff ist-aber. Nein werd ich etwas weiter machen“ (S7Z5-Z14)

H31.1: Er stellt 2015 als Jahr dar, in dem er erstmals das Studium in den Vordergrund gestellt hat. Es ist anzunehmen, dass er damals den Entschluss gefasst hat, das Studium möglichst bald abzuschließen.

H31.2: Er präsentiert sich als jemand, der damit leicht umgehen kann, dass er die Prüfung nicht geschafft hat; als jemand, der sie eben nochmal macht und sie dann schaffen wird.

H31.3: Er betrachtet sein Bachelorstudium zwar als Lebensabschnitt, scheint aber jetzt wirklich in Wien angekommen und motiviert und selbstbewusst genug zu sein, um davon auszugehen, auch ein Masterstudium schaffen zu können.

H31.4: Er präsentiert sich als überlegt bzw. reflektiert, aber gleichzeitig zielstrebig. Was er genau machen wird, weiß er jedoch noch nicht.

32) „und sonst hab ich immer so nebenbei ein paar Sachen getan- den Sennkurs gemacht. Als Skilehrer hab ich mich ein bisschen weitergebildet (...) Ziehharmonika hab ich sowieso immer gespielt (...) auf die Jagd bin ich immer gegangen (S7Z14-Z16)

H32.1: Durch die Betonung anderer Aktivitäten will er aufzeigen, dass das Studium nicht sein ganzes Leben ist, sondern er ein vielseitiger Mensch ist.

33) Er evaluiert: „daheim hat sich auch einiges getan-muss ich sagen“. Der Vater hat 2012 eine andere Frau kennengelernt, „besser gesagt-ich hab sie kennengelernt. Und durch mich ist er dann zu der Frau gekommen. Mit dieser Frau hat er jetzt noch ein Kind-also noch eine kleine Schwester hab ich-die was jetzt zwei Jahre alt ist (2) Wir sind sozusagen eine Patchwork Family weil. Sie hat. Drei Kinder mitgebracht (...) sozusagen hab ich jetzt drei Schwestern (...) und insgesamt sind wir zu neunt (1) daheim (1) also (1) ist daheim schon etwas los ((lacht))“ (S7Z16-Z28)

H33.1: Er stellt sich als jemand dar, der mit der innerfamiliären Veränderung klarkommt bzw. der sogar etwas dazu beigetragen hat, dass es jetzt so ist. Er betont, dass es für ihn unproblematisch sei, Teil einer Patchwork Family zu sein.

H33.2: Die Familie ist ihm sehr wichtig und er mag es gern, dass er Teil einer großen Familie ist.

34) Er setzt seine Evaluation fort: „der Vater hat mich immer unterstützt und immer gesagt: Mach weiter und tu etwas und mach etwas“; „aber wenn ich daheim gewesen bin hab ich nie gelernt“ (S7Z28-Z33)

H34.1: Sein Vater ist sehr wichtig für ihn. Er ist ihm sehr dankbar. In der Zeit,

die er während des Studiums in Südtirol verbrachte, hat er versucht, durch seine Arbeit etwas zurückzugeben und entsprechend das Studium zurückgestellt.

35) Globalevaluation: „jetzt im Winter möchte ich nach der Skischule (...) Bademeisterkurs machen“. „Aber nicht weil ich unbedingt Bademeister werden will, sondern. Weil ich mir denk. Was ich hab hab ich.“ (2) „und ein bisschen eine Herausforderung wenn ich diese dann besteh dann tut es mir auch gut und (2) gefällt mit gut wenn ich etwas-wieder etwas hab (2) und ich bin jetzt auch nicht der Vorzeigestudent wie gesagt-ich schlag mich halt durch und (1) bin zufrieden mit dem“ (...) „dass ich jetzt da bin wo ich bin muss ich-hab ich vielen Leuten zu verdanken- einerseits der Maria (1) die mir wirklich da (...) gezeigt hat wie das Studieren geht (...) „und muss ich echt sagen wenn ich jetzt meinen Bachelor hab das ist ein bisschen so für mich wie ein Lebensabschnitt muss ich sagen. (1) Wieder eine Sache getan“ (S7Z33-Z46)

H35.1: Er möchte weiterhin Prüfungen absolvieren, weiterhin Dinge abschließen.

H35.2: Er präsentiert sich als Mensch, der auf der Suche nach neuen Herausforderungen ist.

H35.3: Er präsentiert sich als jemand, der es trotz schwieriger Voraussetzungen, Rückschläge und widriger Umstände geschafft hat, erfolgreich zu sein, wobei er Erfolg am Studienerfolg bzw. an positiv absolvierten Prüfungen misst. Gleichzeitig stellt er sich als demütig und dankbar gegenüber jenen Menschen dar, die ihn auf seinem bisherigen Weg unterstützt haben, präsentiert sich als jemand, der es ohne andere Menschen nicht geschafft hätte.

H35.4: Der Abschluss seines Studiums ist ihm sehr wichtig. Er ist sehr stolz darauf, das geschafft zu haben.

36) Abschluss der Selbstpräsentation: „Wien hat mir eigentlich. Am Anfang ist mir eigentlich immer so ein bisschen mulmig gewesen-am Anfang. Ich muss sagen, ich freu mich mittlerweile mehr nach Wien zu gehen wie in den

Anfangsjahren (1) Weil jetzt hab ich mein Zimmer. Ich hab meine Kollegen. Ich weiß wie alles läuft-es ist nicht mehr neu weißt? (1) und du hast halt ein bisschen eine Routine und du weißt nie was dich erwartet da. Und man erlebt immer viel-ich bin jetzt muss ich sagen-geh gern ein bisschen aus- und (1) mit Frauen hab ich auch so gern muss ich ehrlich zugeben ((lacht)) (1) und in Wien ist das halt ideal, weil man viele Leute kennenlernt-und auch im Heim da ist was ganz flott ist. Weil es ist immer jemand da und (...) jedes Jahr neue Leute im Heim (...) ich bin da auch im Ausschuss (...) das Erfahrungen machen und Leute kennenlernen (2) ist das. Das was mir an Wien gefällt (...) weils eine flotte Sache da ist weil dann wirklich-und ich bin auch (1) man entwickelt sich auch weiter (1) weil man viel sieht (1) neue Sachen sieht (1) sich selber zu helfen weiß (2) ich muss wirklich sagen ich bin mittlerweile anders wie wenn ich gekommen bin (1) viiiel (1) ja. Aufgestellter. Neue Ansichten vom Leben. Man kriegt ein bisschen einen Weitblick (1) Was man vielleicht nicht hat wenn man in einem so einen kleinen Dorf aufwächst mit 500 Leuten (...) und ja (1) „das ist so der Schnelldurchlauf“. (S7Z46-S8Z20)

H36.1: Er präsentiert sich als jemand, der sich während der Zeit in Wien verändert hat. Der zuerst unsicher war und dann gelernt hat, sich zurechtzufinden; dem Wien auch immer vertrauter geworden ist; er hat sich Orte geschaffen – vor allem das Heim und den Freundeskreis -, in denen er selbstbewusst sein kann.

H36.2: Das wiedergewonnene Selbstbewusstsein wirkt sich auch positiv auf sein Privatleben aus. Er fühlt sich nicht mehr allein, sondern unabhängig, genießt sein Single-Leben und die Vorzüge bzw. Möglichkeiten der Stadt.

H36.3: Sein Umfeld im Heim ist sehr wichtig, er identifiziert sich damit, was auch darin ausgedrückt wird, dass er im Ausschuss ist.

H36.4: Er präsentiert sich als jemand, der offener geworden ist, Weitblick gewohnne hat, neue Ansichten. Rückblickend fasst er seine Zeit in Wien als eine auf, die ihn weitergebracht hat. Er findet es gut, dass er damals die Entscheidung getroffen hat, nach Wien zu gehen, weil er ansonsten nicht so weit wäre, wie er jetzt ist.

Die thematischen Felder, in dem sich seine Selbstpräsentation bewegt, können beschrieben werden mit: (a) Wien ist ein Projekt mit einem Anfang und einem Ende. Dazwischen will ich vor allem Erfahrungen sammeln. Und: (b) Ich war nie besonders gut in der Schule, nie besonders begabt, aber habe es trotzdem geschafft, mein Studium zu Ende zu bringen.

#### **6.2.4 Rekonstruktion der Fallgeschichte**

##### **a) Kindheit und Jugend**

Martin Zeller wird im Jahr 1992 in einem zund 5.000 EinwohnerInnen umfassenden Ort in der Schweiz geboren, als Sohn eines Skilehrers und einer Hausfrau. Vater und Mutter haben sich kennengelernt, weil sein Vater in der Nähe des schweizerischen Herkunftsortes der Mutter auf der Alm gearbeitet hat. Bis er drei Jahre alt ist, lebt Martin Zeller in der Schweiz bei seiner Mutter. Sein Vater verbringt die meiste Zeit des Jahres in Südtirol, arbeitet aber im Winter unweit des Wohnortes der beiden als Skilehrer und im Sommer ebenfalls in der Nähe auf der Alm. Als Martin Zeller drei Jahre alt ist, zieht seine Mutter mit ihm zum Vater auf einen Hof, ein paar Autominuten entfernt von einem 500-EinwohnerInnen-Ort in einem Seitental des Vinschgaus. Die Sommer verbringt Martin bis 2007 immer mit seinem Vater auf der Alm in der Schweiz.

Er erlebt eine Kindheit in der Natur, die Verbindung zu seiner Familie, vor allem zu seinem Vater, aber auch zu seiner Mutter und seinem Onkel, und später zu seinen Geschwistern, ist eng. Schon von der frühesten Kindheit an hilft er bei der Arbeit am Hof, auf der Alm oder im Wald mit. Er erlebt eine arbeitsame Kindheit und Jugend, viel Geld hat seine Familie nie. Dennoch scheint er ein glückliches Kind gewesen zu sein. Ein für seine Zukunft wichtiges Erlebnis war das Kennenlernen eines Ziehharmonika-Spielers, der auf der Alm als Kuhhirt arbeitete und ihn für das Instrument begeisterte. Als seine Großmutter von seiner Begeisterung erfahren hat, hat sie ihm eine Ziehharmonika gekauft. In der Folge baute er seine in der Musikschule intensivierte und bis heute

bestehende innige Beziehung zur Musik auf.

Er schlägt den für jene Zeit und seinen Herkunftsort üblichen Schulweg ein, der ihn nach dem Kindergarten und der Volksschule in seinem südtiroler Wohnort in die Mittelschule im Nachbarort führt. Er erlebt die Schulzeit als Herausforderung, war nie ein „Vorzeigeschüler“, aber auch nie gänzlich überfordert. Er hat die frühe Schulzeit hinter sich gebracht, ohne eine Klasse wiederholen zu müssen. Auch nach der Mittelschule geht er einen naheliegenden Weg: Er besucht die nicht weit entfernt gelegene Land- und Forstwirtschaftsschule. Obwohl es für ihn nicht immer einfach war, bestand er sowohl die Abschlussprüfung nach der dritten Schulstufe als auch jene ein Jahr danach. Die Zeit außerhalb der Schule verbringt er weiter in erster Linie mit seiner Familie und in der Natur. In der zweiten Klasse bleibt er nach vielen Jahren auf der Alm zum ersten Mal bei seinem Onkel und hilft diesem bei der Arbeit auf dem Hof.

Als große Herausforderung erlebte er den daran anschließenden Wechsel in die Handelsschule, deren SchülerInnen in vielen Fächern „viel weiter waren“ als er. Drei seiner Freunde aus der Land- und Forstwirtschaftsschule wechselten ebenfalls in die Handelsschule – was für ihn wichtig war. Dass er die Handelsschule mit der Matura abschließen will, ist für ihn wahrscheinlich außer Frage gestanden. Er steigt nach der erfolgreichen Absolvierung mehrere Aufnahmeprüfungen in die vierte Klasse ein und absolviert dann noch zwei Jahre, bevor er die Matura macht. Er schaffte die Prüfung und war sehr stolz darauf. Mit 18 macht er den Führerschein. Er spielt zu diesem Zeitpunkt bereits so gut Ziehharmonika, dass er Kindern Privatunterricht erteilen kann.

b) Das erste Studienjahr: Umzug nach Wien, Trennung der Eltern, finanzielle Schwierigkeiten

Das Maturajahr, 2012, war eines der prägensten in seinem Leben. Nach geschaffter Maturaprüfung hatte er ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Er war stolz auf sich und das Erreichte.

Im Sommer danach hilft er seinem Onkel auf dem Hof und macht sich

Gedanken über die Zukunft. Er fühlt sich zwar wohl in der Natur, kann sich aber nicht vorstellen, sein restliches Leben lang ausschließlich am Hof, auf der Alm oder im Wald zu arbeiten. Er überlegt sich verschiedene Möglichkeiten, wie es in Zukunft in seinem Leben weitergehen kann. Er hat Probleme damit, seine Zukunft selbst zu organisieren bzw. zu strukturieren und ist in Bezug auf die Organisation seiner Zukunft auf Unterstützung angewiesen. Er orientiert sich an einem Freund, der in Bozen studieren will und möchte dies nachfolgen. Weil in seiner Familie keine Erfahrungswerte zum Studienbeginn und überhaupt zum Universitätsbesuch vorliegen, bekommt er diesbezüglich von seinen Verwandten keine Unterstützung. Dass er mit den Anmeldemodalitäten und der Organisation der Aufnahmeprüfung überfordert ist, belastet ihn. Als er über einen Bekannten von der BOKU erfährt, eine renommierte Universität in einer nicht zu weit entfernten (deutschsprachigen) Universitätsstadt, will er dort studieren. Alleine ist dieses „Abenteuer“ für ihn jedoch eine zu große Herausforderung. Deshalb ist er froh, dass seine ehemaligen Schulfreunde, mit denen er schon in den Jahren zuvor intensiv Zeit verbracht hat, ihn nach Wien begleiten bzw. ebenfalls nach Wien ziehen wollen. Er findet es spannend, die gewohnte, vor allem ländlich geprägte Umgebung in Richtung Wien zu verlassen, seine Unsicherheit ist jedoch groß und die Organisation einer Wohnung oder auch der Wohnsitzmeldung übernehmen seine Freunde.

Geld spielt für ihn eine bedeutende Rolle. Er kommt aus einer Familie, in der viel gearbeitet wird, aber relativ wenig verdient. Die begrenzten Geldmittel in der Familie wirken sich vor allem nach dem Umzug nach Wien aus, wo er plötzlich Miete zahlen und auch sonst den Lebensunterhalt bestreiten muss. Er merkt, dass sein mühsam angespartes Geld, mit denen er sich eigentlich eine Ziehharmonika kaufen wollte, schon bald für das tägliche Leben aufgebraucht ist. Besonders der Umstand, dass die Wohnung, die für ihn leistbar war, solange er und seine Freunde sie zu viert bewohnten, nach der Rückkehr zweier Kollegen nach Südtirol zu zweit bezahlt werden musste, bringt ihn in finanzielle Schwierigkeiten.

Er schafft es, beide STEOP-Prüfungen erfolgreich zu absolvieren und ist stolz auf das Geschaffte. Auch die Zweisprachigkeitsprüfung schließt er erfolgreich

ab. Dennoch hat er das Gefühl, an der Universität keinen Anschluss gefunden zu haben. Dass sich wenige Wochen nach seiner Immatrikulation seine Eltern trennen, belastet ihn zusätzlich. Er verbringt viel Zeit in Südtirol, um sich um seine Geschwister zu kümmern; das Studium rückt in den Hintergrund. Dies hat wiederum Auswirkungen auf den (fehlenden) Studienfortschritt. Nach dem ersten Jahr und der Information, dass er zu wenig ECTS-Punkte gesammelt habe, um weiterhin Studienbeihilfe zu beziehen und darüber hinaus das Geld aus der ihm bereits zugestandenen Beihilfe zurückzahlen müsse, gerät er in eine sehr prekäre Situation. Aus dieser kann er sich jedoch selbst befreien, indem er beim zuständigen Amt in Südtirol anruft, der Beamtin seine familiäre, studienspezifische und finanzielle Situation schildert, wonach diese ihm mit Kulanz begegnet und ihm eine Lösung aufgezeigt wird – nämlich die, ein neues Studium zu beginnen. Er inskribiert sich für Agrarwissenschaften.

Bis dahin gab es einige Momente, wo er überlegt hat, das Studium abzubrechen, es aber aus verschiedenen Gründen doch nie getan hat. Er weiß, dass er sich die Wohnung mit seinem Freund zu zweit nicht auf Dauer leisten können wird, und auch, dass er im Sommer nicht in Wien, sondern auf der Alm in der Schweiz sein wird und deshalb „unnötig“ Geld für die Miete ausgeben würde. Deshalb suchen er und sein Mitbewohner im Juni 2013, zum Ende des ersten Studienjahres, nach NachmieterInnen und werden glücklicherweise fündig. Er interpretiert das als große Erleichterung. In dieser Zeit entwickelt er seinen Plan, ins Studierendenwohnheim zu ziehen.

Im Allgemeinen sind ihm erfolgreich abgeschlossene Ausbildungen und bestandene Prüfungen sehr wichtig. Sein Motto lautet „Was ich hab, hab ich“. Er weiß nicht genau, wohin sich sein Leben entwickeln wird, versucht aber jede Chance, ein Zeugnis zu erwerben, zu nutzen, um sich möglichst viele Möglichkeiten offenzuhalten. Auch die Zweisprachigkeitsprüfung macht er aus diesem Grund. Er weiß, dass es notwendig ist, die Prüfung zu bestehen, um eventuell zu einem späteren Zeitpunkt im Öffentlichen Dienst in Südtirol zu arbeiten, und er weiß auch, dass es als einfacher gilt, die Prüfung in Wien zu absolvieren als in Südtirol.

### c) Das zweite Studienjahr: Maria und das Studierendenwohnheim

Während er sich im Sommer in Südtirol aufhält, bekommt er irgendwann einen Anruf vom Sekretariat des Heimes, mit dem ihm mitgeteilt wird, dass es im Herbst im Heim für ihn keinen Platz gäbe. Das war ein großer Rückschlag für ihn, er ringt sich aber zur Entscheidung durch, eine Lösung finden zu wollen. Sein Plan damals ist es, für ein Semester in eine Wohnung zu ziehen und dann ins Heim umzuziehen, in dem dann hoffentlich ein Platz frei geworden sein wird. Im September fährt er nach Wien und schläft ein paar Tage bei einer Freundin in der Wohnung. Dort lernt er deren Mitbewohnerin Maria kennen, die ebenfalls Agrarwissenschaften studiert, mit dem Studium aber schon zwei Jahre vor ihm begonnen hat – eine entscheidende Begegnung. Genau einen solchen Menschen hat er gebraucht: erfahren im Studium und offen ihn „mitzuziehen“. Zwei Wochen später kommt der nächste „Glücksgriff“: Er bekommt doch noch einen Platz im Heim. Diesen Umstand und die Begegnung mit Maria interpretiert er als Schicksal, als richtungweisend, als Zeichen, dass er das Studium „durchziehen“ solle. Sein Selbstbewusstsein steigt enorm, weil er endlich seinen Platz gefunden hat – wohnungstechnisch und durch die Unterstützung durch Maria in der Folgezeit auch studientechnisch. Maria wird für ihn zu *der* zentralen Bezugsperson. Er verbringt im zweiten Studienjahr die meiste Zeit mit ihr. Es entwickelt sich auch eine romantische Beziehung.

Als er im April 2014, also am Ende des zweiten Studienjahres, – wie jedes Jahr – wieder in der Schweiz als Skilehrer arbeitet und deshalb einige Wochen nicht in Wien ist, lernt Maria jemand anderen kennen. Er ist enttäuscht, versucht aber, die Situation als Chance zu deuten. Er ist mittlerweile so vertraut mit dem Leben im Heim und den Abläufen an der Universität, dass er auch alleine klarkommt. Von da an orientiert er sich mehr und mehr an seinen MitbewohnerInnen im Heim. Sein Vater hat in der Zwischenzeit eine neue Freundin kennengelernt, die Martin zunehmend als Teil seiner Familie betrachtet.

#### d) Das dritte und vierte Studienjahr: Single-Leben und Bachelor-Abschluss

Er lernt die Stadt immer besser kennen, baut auch ein intimes Verhältnis zu einer Wienerin auf. Nach ein paar Monaten verbringt er wieder einige Zeit als Skilehrer in der Schweiz und die Frau aus Wien schreibt ihm, sie habe wen anderen kennengelernt. Bis dahin war er eher auf der Suche nach „der einen“, festen Partnerin. Ab diesem Zeitpunkt, also nach ungefähr zweieinhalb Jahren in Wien, will er sein Single-Leben auskosten und versucht, vor allem Erfahrungen zu sammeln und Abenteuer zu erleben. Zu Weihnachten, im Februar, im April und zwischen Anfang Juni und Ende September ist er weiterhin in Südtirol oder in der Schweiz. Er verliert nie den Kontakt zu seiner Familie, und auch nicht zur Dorfgemeinschaft, zur Arbeit am Hof oder in der Natur. Im Heim wird er Teil des Heimausschusses, organisiert Veranstaltungen und lernt viele neue Leute kennen.

Zum Zeitpunkt des Interviews fühlt er sich sehr gut. Er steht kurz vor seinem Bachelor-Abschluss und ist sehr stolz darauf. Er freut sich, diese Lebensphase erfolgreich abschließen zu können. Dass er einen Master macht, steht fest – welchen ist unsicher. Wo und wie er seine Zukunft verbringen wird ebenfalls.

#### **6.2.5 Feinanalyse**

Die Textstelle für die Feinanalyse ist dem Anfang des Interviews entnommen (S1Z1-Z40). An dieser Stelle geht Martin Zeller zunächst kurz auf seine Kindheit und Jugend ein, um schon bald zum Sommer nach der Matura zu kommen. Der Interviewer hatte zuvor die erwartete Vorgehensweise erklärt und von Martin eine Bestätigung darüber eingeholt, dass dieser dieselbe verstanden und akzeptiert hat. Dann beginnt das Gespräch mit der kurzen Erzählaufforderung von Seiten des Interviewers: „Also wenn du bereit bist, kannst du anfangen.“ Die Auswertung der Analyse wird hiernach nicht in vollem Umfang präsentiert. Viel mehr wird ergebnisorientiert vorgegangen und der Fokus auf die wichtigsten Hypothesen gelegt, die durch Zitate gestützt werden.

Martin Zeller antwortet auf die Erzählaufforderung mit: „Was soll ich vom Kindergarten anfangen oder?“. Er wirkt unsicher, will wahrscheinlich nichts falsch machen und den Ansprüchen an ihn und an das Interview gerecht werden. Der Interviewer antwortet: „Wie du magst“, und lässt die Situation damit bewusst offen, um den Relevanzsetzungen des Interviewten folgen zu können. Martin setzt daraufhin ein und beginnt seine Erzählung mit: „Ja. Also. Ähm. Geboren bin ich in der Schweiz“. Es kann angenommen werden, dass er seine Erzählung mit seinem Geburtsort beginnt, weil dies von ihm als für eine biografische Erzählung normal erachtet wird. Daraufhin führt er aus, in welcher Region der Schweiz sein Geburtsort liegt, vielleicht um dem Interviewer eine Orientierungshilfe zu geben. Er fährt fort mit: „Und ähm ich bin dann mit drei Jahren. Mit zwei oder drei Jahren sind wir dann nach Südtirol gezogen“. Es ist anzunehmen, dass Martin damit ausdrücken will, dass er zwar in der Schweiz geboren wurde, aber, weil er schon in einem so jungen Alter nach Südtirol gezogen ist, er trotzdem ein „echter“ Südtiroler ist. Dafür spricht auch die hiernach folgende Sinneinheit, in der er seine südtiroler Wurzeln herausstreicht: „Also mein Tata ist ja von [diesem Ort in Südtirol]. Ein Seitental, Bergtal, Bergbauerntal, kann man so sagen, ein kleines Dörfel mit 500 Einwohnern“. Dieser Satz soll dem Interviewer zunächst Orientierung verschaffen. Darüber hinaus rechtfertigt Martin damit seinen Umzug nach Südtirol, weil ja sein Vater aus diesem Ort stamme, und er betont damit, dass er aus einer ländlichen Gegend kommt und bis dato mit dem Leben auf dem Land verbunden ist. Seine rurale Herkunft spezifiziert er in der nächsten Sinneinheit weiter, mit dem Verweis darauf, dass er sogar außerhalb des kleinen Dorfes aufgewachsen ist: „bin dort dann [in diesem Ort] kann man sagen, kann man so sagen, bin ich aufgewachsen auf einem Hof. Wir sind dann unterm Dorf gewesen, also nicht im Dorf, sondern. Ich bin ein Höfer.“ und dass er sich mit dem Hof und dem Leben in der Natur verbunden fühlt.

Auch bei der als verdichtete Situation vorgetragenen Beschreibung seiner Kindergartenzeit konzentriert Martin sich auf die Darstellung des Aufwachsens am Rande eines kleinen Ortes, in dem nur wenige Menschen leben: „Bin dort aufgewachsen [in diesem Ort], bin dort Kindergarten gegangen. Uns hat immer

ein Kleinbus geholt vom Hof. Damals sind noch einige Kinder gewesen. Mehr Kinder muss man sagen wie heute. Das ist ja viel weniger. Alles. Da sind in der Nachbarschaft einige Kinder gewesen. Sogar mein Jahrgang ist auch gewesen. Der Nachbar einer. Ist mein Jahrgang gewesen. Uns hat der Kleinbus, der Kleinbus hat uns immer ins Dorf herauf gebracht und vom Dorf sind wir dann mit dem Bus [in den Nachbarort] runter gefahren. Mittelschule, nicht. Volksschule ist [im Ort] gewesen. Dann habe ich die Mittelschule gemacht [im Nachbarort]“. Es ist anzunehmen, dass die Busfahrten das einzige sind, woran sich Martin aus seiner Kindergarten- und frühen Schulzeit erinnern kann, weshalb er gleich mit der Mittelschulzeit fortfährt.

Damit eröffnet er das thematische Feld: „ich war nie besonders gut in der Schule, nie besonders begabt, aber habe es trotzdem geschafft, mein Studium zu Ende zu bringen“, das sich bis zum Ende der Selbstpräsentation spannt. Er führt aus: „Und (3) ich bin eigentlich nie so der Vorzeigeschüler gewesen. Hab immer gemusst schauen dass ich halt durchkomme und (1) bin eigentlich mit einer positiven Note bin ich eigentlich immer zufrieden gewesen und habe dann hab dann mit dem mich halt durchgeschlagen“. Martin scheint klarstellen zu wollen, dass er nie ein guter Schüler war, um das, was er später erzählen wird, darin zu rahmen. Er entwirft ein Bild von sich, in dem er zwar nie gut in der Schule war und auch genügsam, aber trotzdem immer alles geschafft hat, sich immer durchgeschlagen hat, immer alles „durchgezogen“ hat.

Martin fährt fort: „hab ich dann hab ich dann Landwirtschaftsschule [...]. Hab dort dann Variante Forstwirtschaft gewählt weil mich das Forstwirtschaftliche interessiert hat. Weil ich ja Jäger bin auch und das. Und ähm ja hab ich das dann die Variante genommen. Hab dann vier Jahre dort gemacht in der Fürstenburg. Mittlerweile kannst du Matura machen fünf Jahre. Zu meiner Zeit hat's dort aber nur vier Jahre gegeben.“ Damit versucht er wahrscheinlich, seine Schulwahl nachträglich zu rechtfertigen bzw. eine konsistente schulische Laufbahn zu präsentieren. Sein Interesse für Forstwirtschaft war damals gegeben, Jäger ist er aber erst später geworden.

Die nachfolgende Sinneinheit beschreibt exemplarisch, welche subjektive Bedeutung Martin Zeller dem Bestehen von Prüfungen zumisst. „Das heißt ich

habe nach der dritten, nach der dritten Klasse hast du gekonnt einen Abschluss machen. Abschlussprüfung. Dann hast du die vierte gemacht. und dann hast du in der vierten auch noch einmal eine Abschlussprüfung gehabt. Und dann bin ich mit ich und noch ein paar Kollegen sind wir dann in die Handelsschule gegangen [im Nachbarort]. Haben wir hinuntergewechselt. Haben wir sind wir sozusagen von der vierten Klasse [der Land- und Forstwirtschaftsschule] in die vierte Klasse Handelsschule eingestiegen. Haben wir zwar Aufnahmeprüfungen machen gemusst, nicht- und haben dann unten die vierte und die fünfte gemacht und haben dann halt [im Nachbarort]- in der Handelsschule-ist eine Wirtschaftsschule nicht? (...) haben dort dann Matura gemacht“.

Mit dem Hinweis, dass er „dort dann Matura gemacht“ hätte, wechselt er das Thema und beschreibt die Situation, in der er sich in den Monaten nach seinem Abschluss befand mit den Worten: „Und dann weiß ich noch gut in (1) dem Sommer (2) bin ich dann daheim auf dem Hof gewesen von meinem Onkel- wir haben eine Landwirtschaft daheim (1) und habe ich meinem Onkel auf dem Hof geholfen und dann hab ich mir gedacht (1) Ja. Wie geht's jetzt weiter?“ Nach seiner Mutter und seinem Vater führt er in dieser Sinneinheit seinen Onkel als wichtiges Familienmitglied ein und betont erneut seinen bäuerlichen Hintergrund. Dass er erstmals in seiner Selbstpräsentation konkreter bzw. diese detaillierter wird, spricht dafür, dass der Sommer nach der Matura für ihn ein entscheidender, richtungsweisender Zeitraum war. Er verweist damit auf ein in den für die in dieser Arbeit geführten Interviews häufig angesprochenes Phänomen, nämlich jenes, der Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Zukunft, die mit dem Abschluss einer Ausbildung einsetzt.

#### **6.2.6 Kontrastierung: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte**

Martin Zeller hat ein enges Verhältnis zu seiner Familie, speziell zu seinem Vater, seinen Geschwistern und seinem Onkel. Er entstammt einem relativ armen, bäuerlichen Umfeld, ist Sohn eines Skilehrers und einer Hausfrau. Geboren ist er wie seine Mutter in der Schweiz, was ihn neben seinen wiederkehrenden Aufenthalten in der Schweiz, mit dem Land verbindet.

Gleichzeitig war er zum Zeitpunkt, als seine Mutter mit ihm von der Schweiz zu seinem Vater nach Südtirol gezogen ist, erst zwei oder drei Jahre alt und kann sich sehr wahrscheinlich an die ersten Jahre seines Lebens nicht erinnern, weshalb es außer Frage steht, dass er sich selbst als Südtiroler begreift und dass er sich mit dem bäuerlichen Umfeld und seinem langjährigen Wohnort in Südtirol verbunden fühlt („Ich bin ein Höfer“ (S1Z10)).

Seine Kindheit und Jugend war von Arbeit in der Land- und Forstwirtschaft geprägt war, was dazu führte, dass die Arbeit in der Natur und die Natur selbst für ihn stets einen hohen Stellenwert einnahmen. Die intensive Auseinandersetzung mit der Natur hat darüber hinaus die Verbundenheit zu seinem Herkunftsort gestärkt und seinen späteren Lebensweg, inklusive des Bildungsverlaufs, stark beeinflusst. Seine Schulzeit erlebte er als herausfordernd: „Ich bin eigentlich nie so der Vorzeigeschüler gewesen. Hab immer gemusst schauen dass ich halt durchkomme und (1) bin eigentlich mit einer positiven Note bin ich eigentlich immer zufrieden gewesen und habe dann hab dann mit dem mich halt durchgeschlagen“ (S1Z18-Z20).

Dass er imstande war, für ihn zum Teil schwierige Prüfungen erfolgreich zu bestehen, steigerte seine Motivation, seinen Bildungsweg immer weiter fortzusetzen. Gleichzeitig bezog er aus bestandenen schulischen und nicht schulischen Prüfungen jenes Selbstvertrauen.

Nach seinem Maturaabschluss war seine Zukunft ungewiss: „dann hab ich mir gedacht Was tu ich jetzt?“ (S1Z40). Er konnte sich nicht vorstellen, sein restliches Leben lang Waldarbeit zu verrichten und orientierte sich zunächst an einem Freund, der geplant hatte, in Bozen ein Studium aufzunehmen. Martin versuchte zwar, sich ebenfalls an der Universität von Bozen einzuschreiben, sein Versuch scheiterte jedoch daran, dass er nicht imstande war, die Anmelde- bzw. Aufnahmemodalitäten zu bewältigen. Kurz darauf empfahl ihm ein Bekannter ein Studium an der BOKU. Dieser sagte zu Martin: „ich soll halt Wien gehen die Boku hat einen guten Namen (1) dann denk ich mir ah Wien wäre schon interessant (3) (...) wäre ein bisschen von daheim weg. Wäre so ein richtiges Studentenleben. Probiern könnt ich's ja. Wenn's nicht geht, hab ich halt eine gute Erfahrung gemacht“ (S2Z2-6). Er konnte sich jedoch nicht

vorstellen, die Herausforderungen, die mit der Migration verbunden sind, alleine zu bewältigen und organisierte einen gemeinsamen Umzug mit drei Freunden. „Dann hab ich gewusst okay aber ich brauche noch ein paar Kollegen, die was mitgehen. Alleine seh ich mich nicht drüberraush“ (S2Z6-7).

Seine erste Zeit in Wien, ab Oktober 2012, war für ihn nicht einfach, sein Selbstvertrauen schwindet: „Wenn ich etwas erreiche dann natürlich bist froh und ist äh (1) ist man mit sich selber zufrieden (1) dann kommst du auf einmal in Wien da und bist unbeholfen und bringst nichts zustande das ganze Jahr“ (S3Z13-15). Kurz nach Studienbeginn erfuhr er von der Trennung seiner Eltern, die er jedoch relativ gut verkraftete. Seine Mutter litt zuvor an Depressionen und er hatte schon vor seinem Umzug nach Wien gemerkt, dass es zwischen seinen Eltern „nicht mehr so gut geklappt“ (S4Z12) hat. Die Trennung der Eltern hatte zur Folge, dass Martin vor allem im ersten Semester einige Zeit in Südtirol verbracht und sein Studium vernachlässigt hat, vor allem um seine Geschwister psychisch zu unterstützen. Daneben belastete ihn der Umstand, dass er sich seit seiner Ankunft in Wien stets Gedanken um seine finanzielle Situation machen musste. Auch wenn er mehrere seiner Entscheidungen im Nachhinein als intendiert bzw. folgerichtig darstellt, ist es sehr wahrscheinlich, dass absehbare ökonomische Folgen einige zentrale Entscheidungen in seinem Leben stark beeinflusst haben. Dies wird unter anderem im Zusammenhang mit seiner Wohnsituation deutlich. Nachdem zwei seiner drei Freunde und Mitbewohner ihr Studium noch während des ersten Semesters abgebrochen hatten und nach Südtirol zurückgezogen waren, was für ihn erhöhte Wohnkosten bedeutete, entwickelte er die Idee, noch vor dem Sommer 2013 NachmieterInnen für die Wohnung zu suchen und im Herbst ins Studierendenwohnheim zu ziehen.

Einen weiteren kritischen Moment erlebte Martin kurze Zeit später. Am Ende des zweiten Semesters erhielt Martin von der Studienbeihilfenstelle in Südtirol die Information, dass er zu wenig ECTS-Punkte gesammelt hätte, um weiterhin vom Land Südtirol finanziell in Form von Studienbeihilfe gefördert zu werden. Vor allem, weil die Studienbeihilfe für ihn unerlässlich war, um das Studium fortzusetzen, hat er sich entschieden, mit einem neuen Studium zu beginnen,

dem der Landwirtschaft. Im Nachhinein bringt er für diesen Wechsel aber auch ins Treffen, dass seine erste Wahl, Forstwirtschaft, in einigen Fächern für ihn „zu schwierig“ gewesen sei und dass er „es sich eh schon überlegt“ habe. Dass er das Studium zu diesem Zeitpunkt nicht abgebrochen hat, liegt sehr wahrscheinlich in erster Linie daran, dass er in diesem Fall damit rechnen musste, die Studienbeihilfe zurückzahlen zu müssen. Die Aufnahme eines Studiums war für ihn zu diesem Zeitpunkt mit Ausnahme der Remigration nach Südtirol die einzige sinnvolle Möglichkeit, was Martin einen Studienwechsel nahelegte.

Im Sommer des selben Jahres ergab sich ein weiterer unerwarteter Rückschlag für ihn, als er von der Verwaltung des Studierendenwohnheimes, in das er angenommen hatte, bald einzuziehen, darüber informiert wurde, dass er keinen Platz erhalten würde: „ich hab mich drauf verlassen, dass ich da genommen werde (...) weil ich weil sie Leute nehmen, die was jetzt finanziell nicht so gut stehen- mein Vater ist nur Skilehrer meine Mutter ist nur Hausfrau gewesen dann sind noch zwei Kind-drei sind wir zu dritt sind wir die was zu Lasten lebend sind- also ich und meine zwei Schwestern. Dann hab ich gedacht krieg ich sicher einen Platz“ (S4Z36-41). Er konnte diese Absage nicht nachvollziehen und fühlte sich ungerecht behandelt. In der Hoffnung, für ein Semester in einem WG-Zimmer „unterzukommen“ und dann doch noch ein Zimmer im Heim seiner Wahl zu bekommen, fährt er im September nach Wien. Es ist die wohl kritischste Phase seit seiner Migration. Zwei von ihm im Nachhinein als „großes Glück“ und „Schicksal“ bezeichnete Entwicklungen hielten ihn in dieser Zeit sehr wahrscheinlich davon ab, das Studium abubrechen: Das Kennenlernen von Maria einerseits, und die bereits zwei Wochen nach seiner Wiederankunft in Wien bei ihm eingelangte Information, dass nun plötzlich doch ein Zimmer für ihn im Heim frei geworden sei. „Dann hab ich von dem das Zimmer gekriegt (1) halt da hab ich brutales Glück gehabt (1) das hab ich auch so als dings ein bisschen gesehen-so als vielleicht sogar ein bisschen Schicksal so weißt dass man (1) bin ich dann noch mehr motiviert gewesen mein Studium durchzuziehen (...) von der. Kollegin in der Wohnung hab ich auch. Ein paar Tage geschlafen (1) und dort ist (1) eine Mitbewohnerin

gewesen (...) die hat auch Agrarwissenschaften studiert (...) und wir haben uns nicht gekannt gehabt vorher (...) sie (1) hat mich dann gleich dann mit ins Boot geholt (...). Sie hat mich dann gleich her und hat gesagt-ja gehen wir miteinander auf die Uni“ (S5Z27-Z41), „und dann sie hat mir Sachen gezeigt und erklärt die was ich wahrscheinlich heute noch nicht wissen tät“ (S6Z1-2).

Nach seinem Einzug im Heim und vor allem durch die Unterstützung durch Maria, strukturiert er sein Leben in Wien neu, macht im Studium große Fortschritte und sein Selbstbewusstsein steigt. Die ein Jahr später eingetretene Veränderung durch die Remigration seiner Freundin Maria empfindet er zwar als Rückschlag, hat aber zu diesem Zeitpunkt im Heim „Anschluss gefunden“ und kann diese Veränderung schnell verarbeiten. Am Ende einer Liaison mit einer Frau aus Wien erkennt er, dass es ihm aufgrund seiner wiederkehrenden Aufenthalte in Südtirol und in der Schweiz kaum möglich war, eine feste Beziehung zu unterhalten. In der Folge beginnt er, sein „Single-Leben“ als Chance zu betrachten und konzentriert sich zunehmend darauf sich „auszuleben“ und „Erfahrungen zu sammeln“ („ich tät-ich glaub ich tät's nicht so genießen in Wien hier wenn ich wüsste dass ich hier bleiben tät (...) dann wär's etwas (2) Normales sag ich jetzt einmal (1) dann-dann weißt du dass du da bleibst dann (2) bist halt da ja (2) aber so denk ich mir okay das-jetzt bin ich noch da zwei drei Jahre (...) nutz ich aus. Muss ich eine schöne Zeit haben. Eine flotte Zeit haben. Und dann ist fertig“ (S16Z3-Z9). Seine Zeit in Wien wird für ihn vor dem Hintergrund, dass diese stets als begrenzt auffasste, in der Folgezeit noch mehr zum Abenteuer, beim dem er sich „auslebt“. Dazu gehören für ihn auch sexuelle Erfahrungen mit wechselnden PartnerInnen. Dass er vor allem gegen Ende des Interviews ausführlich darüber erzählt, hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass er erwartet, der männliche Interviewer könne seinen Zugang nachvollziehen; umgekehrt ist anzunehmen, dass er sich in Bezug auf seine sexuellen Erfahrungen einer nicht-männlichen Person gegenüber nicht in dem Ausmaß geöffnet hätte und das Thema in seiner Erzählung nicht eine dermaßen dominante Rolle eingenommen hätte.

Martin Zeller trennt klar zwischen seinem Leben in Wien und seinem Leben in Südtirol. Während er seine Zeit in Wien vor allem dem Studium und in den

letzten Jahren dem „Sammeln von Erfahrungen“ widmet, verbringt er seine Zeit in Südtirol mit Aktivitäten, denen er schon vor seinem Umzug nach Wien nachgegangen ist: Arbeiten am Hof, auf der Alm und im Wald sowie Jagen. Das Studieren verbindet er mit Wien, in Südtirol macht er „nichts“ fürs Studium. Auch in Bezug auf das Musizieren ist diese geistige Trennung zwischen Wien und Südtirol zu erkennen: Ernsthafte Ansätze, intensiver zu musizieren (etwa als Teil einer Band, aber auch als Solomusiker), sind für ihn nur in Südtirol vorstellbar sind, während das Musizieren in Wien eher einer Freizeitaktivität entspricht. „Bin aber eigentlich immer nach Wien gegangen zum Lernen-weil daheim. Hab ich ja tausend andere Sachen zu tun (...) ich lern für die Prüfung hier. Weil daheim tu ich nichts. Daheim hab ich Landwirtschaft. Musik. Dort hab ich-jagen“ (S6Z41-Z45). Dass er „einmal auf der Mariahilfer Straße spielen“ möchte, damit er sagen könne, dass „er das auch einmal getan hat“, bekräftigt die Hypothese, dass er in Wien in erster Linie Erfahrungen sammeln will („Erfahrungen machen und Leute kennenlernen (2) ist das. Das was mir an Wien gefällt“ (S8Z9)).

Zum Zeitpunkt des Interviews hat er noch eine Prüfung zu absolvieren, um das Bachelorstudium abzuschließen. Er ist mittlerweile in Wien angekommen: „Ich freu mich mittlerweile mehr nach Wien zu gehen wie in den Anfangsjahren (1) Weil jetzt hab ich mein Zimmer. Ich hab meine Kollegen. Ich weiß wie alles läuft-es ist nicht mehr neu weißt? (1) und du hast halt ein bisschen eine Routine“ (S7Z47-Z50). Außerdem trainiert er für die Bademeisterprüfung, „nicht weil ich unbedingt Bademeister werden will, sondern. Weil ich mir denk. Was ich hab hab ich. (2) und ein bisschen eine Herausforderung wenn ich diese dann besteh dann tut es mir auch gut und (2) gefällt mir gut wenn ich etwas-wieder etwas hab“ (S7Z36-Z39).

Es ist sehr wahrscheinlich, dass er mit einem Masterstudium an der BOKU beginnt. „Wenn ich jetzt ginge glaub ich tät mir doch etwas fehlen asoo weißt? Weil noch bin ich nicht be-ich glaub in zwei Jahren wenn ich meinen Abschluss habe dann kann ich abschließen. Dann kann ich sagen okay ich bin in Wien gewesen. Es ist meine Zeit da gewesen. Es ist ein Lebensabschnitt für mich. Eine Zeit wo ich zurückdenk (1) dann bin ich auch-macht es mir nichts aus heim zu gehen und daheim zu bleiben (2) Aber jetzt-mittlerweile sind es doch noch

(1) hab ich das Gefühl ich habe noch zu wenig erlebt-obwohl ich viel erlebt habe“ (S6Z36-Z41). Nach Abschluss des Masterstudiums zieht er aller Voraussicht nach zurück nach Südtirol oder migriert in die Schweiz, um durch seine dortigen Einkünfte die finanzielle Basis zu schaffen, um in Südtirol, in seinem früheren Wohnort, etwas aufzubauen: „das (1) kleine Dorf (1) wo alle Leute alles über dich wissen (...) da bin ich aufgewachsen das ist meine Heimat da möchte ich etwas tun einmal und (1) da möchte ich schon einmal leben“ (S9Z16-Z23).

Die Bilanz seiner bisherigen Zeit in Wien fällt positiv aus, vor allem in Bezug auf die Veränderung, die er selbst durchlebt hat: „man entwickelt sich auch weiter (1) weil man viel sieht (1) neue Sachen sieht (1) sich selber zu helfen weiß (2) ich muss wirklich sagen ich bin mittlerweile anders wie wenn ich gekommen bin (1) viel (1) ja. Aufgestellter. Neue Ansichten vom Leben. Man kriegt ein bisschen einen Weitblick. Was man vielleicht nicht hat wenn man in einem so einen kleinen Dorf aufwächst mit 500 Leuten“ (S8Z9-Z18). „Also ich glaub wenn ich in 20 Jahren zurückdenk dann (2) werd ich es nicht bereuen dass ich in Wien hier gewesen bin“ (S16Z19-Z21).

### **6.2.7 Typenbildung**

Martin Zeller unterscheidet sich von allen anderen interviewten Personen dadurch, dass er nicht in Südtirol geboren ist. Sein Geburtsort liegt in der Schweiz; über seine Mutter, die am selben Ort wie er geboren ist, erhält er zusätzlich zu seiner von seinem Vater „geerbten“ italienischen Staatsbürgerschaft, auch die schweizerische. Als er zwei oder drei Jahre alt war, zog seine Mutter mit ihm zu seinem Vater nach Südtirol, wo die Familie in einem schwach besiedelten Seitental auf einem Hof wohnte. Es kann zwar angenommen werden, dass sich in seiner Kindheit und Jugend aufgrund dessen, dass er in der Schweiz geboren ist und immer wieder Zeit dort verbrachte, aber in Südtirol wohnte, zu mehreren Orten gleichzeitig zugehörig fühlte, eine prekäre natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit ergab sich daraus jedoch nicht. Vielmehr verknüpft Martin – an die ersten Jahre seines Lebens

kann er sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erinnern – mit der Schweiz vor allem seine Erinnerungen an die Zeit, die er Jahr für Jahr dort mit seinem Vater auf der Alm verbracht hat sowie seine Arbeit als Skilehrer, die ihm neben der Studienbeihilfe das Geld einbringt, das er in Wien zum Leben braucht. Der Staat Italien spielt für seine Zugehörigkeitskonstruktionen keine bedeutende Rolle, als Italiener präsentiert er sich nur situativ; nämlich dann, wenn positive Zuschreibungen in Bezug auf italienisches Essen, italienische Weine oder das Bild des Italieners als romantischem Liebhaber zu seinem Vorteil nutzen will („wenn's sein muss bin ich Italiener (...) je nach Vorteil“). Er begreift sich selbst als Südtiroler, das zentrale konstitutive Element seiner Beziehung zu Südtirol ist der Dialekt. Im Zentrum seiner Zugehörigkeitskonstruktionen befindet sich sein „Heimatort“ in Südtirol, seine Familie und deren Leben als „Höfer“ bzw. Bergbauern. Zu seiner Familie und speziell zu seinem Vater, seinen Geschwistern und seinem Onkel, der im selben südtiroler Ort wie sein Vater lebt, hat Martin ein enges Verhältnis. Die intensive Auseinandersetzung mit der Natur in seiner Kindheit und Jugend hat die Verbundenheit zu seinem „Heimatort“ gestärkt und seinen späteren Lebensweg, inklusive des Bildungsverlaufs, stark beeinflusst.

Dass er einmal studieren wird, war in seiner Jugend nicht vorherzusehen. Seine Schulzeit erlebte er als herausfordernd; bestandene Prüfungen verschafften ihm das nötige Selbstvertrauen und die nötige Motivation, um seinen Bildungsweg immer weiter fortzusetzen. Eine land- bzw. forstwirtschaftliche Ausbildung in der Nähe seines südtiroler Wohnortes zu absolvieren lag nahe, der Schulwechsel an die Handelsschule diente vor allem dem Zweck, den Maturaabschluss zu erreichen. Nach der Matura erkannte er, dass er nicht für sein restliches Leben im Wald, auf der Alm oder am Hof arbeiten möchte, und er begann seine Möglichkeiten auszuloten. Der gescheiterte Versuch, sich an der Universität Bozen einzuschreiben, brachte ihn zu der Erkenntnis, dass er allein nicht imstande war, sein Studium zu organisieren. Als er davon erfuhr, dass es an der Universität für Bodenkultur in Wien möglich ist (und nirgendwo sonst in Österreich), Forstwirtschaft zu studieren, entwickelte er die Vorstellung, ein „richtiges Studentenleben“ zu

führen – eine Art Projekt mit vorhersehbarem Ende.

Nachdem er mit drei Freunden, die den Umzug und die Wohnung organisierten, nach Wien gezogen war, durchlebte Martin eine von Rückschlägen gekennzeichnete Zeit. Die finanzielle Belastung erhöhte sich durch die Remigration zweier Mitbewohner nach Südtirol. Nach der Trennung seiner Eltern erachtete er es als notwendig, längere Zeit in Südtirol zu verbringen und sein Studium zu vernachlässigen. Dies und der Umstand, dass er mit der Organisation des Studiums überfordert war, führten schließlich dazu, dass er zu wenig ECTS-Punkte sammelte, um die Anforderungen für eine finanzielle Beihilfe von Seiten des Landes Südtirol zu erfüllen. Um in Wien bleiben zu können und um schwerwiegende finanzielle Probleme zu vermeiden – die Studienbeihilfe war für ihn unerlässlich –, bot sich ihm nur die Möglichkeit, vom Forstwirtschaftsstudium auf das Studium der Landwirtschaft zu wechseln.

Um sich das Leben in Wien weiterhin leisten zu können, nachdem seine Ersparnisse, die er vor allem durch seine Arbeit als Skilehrer ansammelte, aufgebraucht waren, entwickelte er die Idee, noch vor Ende des ersten Studienjahres NachmieterInnen für die Wohnung zu finden, sodass er über den Sommer, den er wie jedes Jahr auf der Alm verbrachte, keine Miete zahlen musste. Er entschied sich dafür, ins Studierendenwohnheim zu ziehen und bewarb sich um einen Heimplatz. Weil dieser an die ökonomische Situation eines Haushalts gekoppelt war, ging er, weil er ja aus einer Familie „mit wenig Geld“ kam, davon aus, dass er eine Zusage erhalten würde, wurde aber enttäuscht. Er entschied sich, trotzdem im Herbst wieder nach Wien zu fahren, um für ein paar Wochen bei FreundInnen „unterzukommen“, sich für ein Semester ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft zu suchen und dann ins Heim umziehen zu können. Die Wochen zu Beginn dieses zweiten Studienjahres waren für die weitere Entwicklung von Martins Zukunft entscheidend. Zunächst lernte er Maria kennen, die ebenfalls Agrarwissenschaft studierte und ihm in der nächsten Zeit jenes Wissen und jene Unterstützung zuteilwerden ließ, das bzw. die nötig war, damit er Studienfortschritte erzielen und wieder Selbstvertrauen und Motivation gewinnen konnte, um sein Studium fortzusetzen und schließlich abzuschließen. Darüber hinaus gelang bereits zwei Wochen nach seiner

Wiederankunft in Wien die Information ein, dass er doch einen Platz im Studierendenwohnheim bekomme. Er zog unmittelbar danach dort ein, fand Anschluss zu seinen MitbewohnerInnen und das Heim entwickelte sich zu seinem zentralen Bezugspunkt seines Lebens in Wien.

Im Jahr darauf zog Maria zurück nach Südtirol und er begann, seine Zeit in Wien als eine Art Abenteuer zu betrachten, bei dem es für ihn noch mehr als zu Beginn seines Studiums darum ging, Erfahrungen zu sammeln. Auf der Grundlage dessen, dass er seinen Aufenthalt in Wien als zeitlich begrenzt betrachtet, trennt Martin klar zwischen seinem Leben in Wien und seinem Leben in Südtirol. Ist er in Wien stehen das Studium und das Sammeln von Erfahrungen im Vordergrund; in Südtirol sind es die land- und forstwirtschaftliche Arbeit, die Jagd und die Musik.

Wie viele andere SüdtirolerInnen in Wien umgibt sich Martin – aus praktischen Gründen, aber auch, weil es ihm wichtig ist, so reden zu können, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist“, vor allem mit anderen Personen aus Südtirol, im Heim auch mit Nord- und OsttirolerInnen. Der Bezug zu seinem südtiroler „Heimatort“ ist nach wie vor stark; eine Veränderung durch den Migrationsprozess lässt sich nicht feststellen, was unter den Voraussetzungen, dass er nach dem Studium wieder in Südtirol wohnen wird, dass er auch während seines Studiums immer wieder längere Zeit in Südtirol verbringt und dass er sein Leben in Südtirol, wo er „daheim“ ist und sein Leben in Wien, wo er studiert, klar voneinander trennt, naheliegend ist. Jedoch haben seine Erfahrungen in Wien, und vor allem das Studium, seine Sicht auf die Menschen in seinem südtiroler „Heimatort“ verändert. Er hat sich in Wien „weiterentwickelt“, hat „neue Ansichten vom Leben“ und „ein bisschen einen Weitblick“ gewonnen und „dann denkt man sich oft ihr Bauernproleten. Was wollt denn ihr (...) es ist ein anderes Gefühl-man fühlt sich anders-man fühlt sich (2) oft einmal ein bisschen überlegen (3) weil die anderen sind nur daheim und und ich bin halt doch ein bisschen herum und. Hab einen anderen Zugang zu Bildung“. Ob er nach Abschluss seines Masterstudiums gleich nach Südtirol zieht oder für eine Zeit in die Schweiz, ist offen. Zugehörigkeitskonstruktionen spielen dabei keine besondere Rolle. In der Gegenwart des Interviews ist die

Beziehung des „Doppelbürgers“ (S30Z8-Z9) Martin zur Schweiz eine pragmatische: „mit diesem Gedanken spiel ich ja=später in der Schweiz eine Arbeit zu finden (...) weil du einfach das Doppelte verdienst (...) Schwizerdütsch und Romanisch kann ich auch (1) aber bin halt=ich bin kein Schweizer=bin ein halber Schweizer aber sein tu ich Südtiroler“ (S22Z21-Z37).

## 6.3 Der Fall Irina Gruber

Nachdem im Rahmen der Präsentation des Falles Adam Moser und in verkürzter Weise bei der Präsentation des Falles Martin Zeller dargelegt worden ist, zeichnet sich die Präsentation des Falles Irina Gruber durch einen ergebnisorientierten Fokus aus. Dementsprechend werden in der hiernach folgenden Fallpräsentation, die sich am Interviewverlauf orientiert, die zentralen Hypothesen vorgestellt und anhand von Zitaten belegt.

Der Kontakt zu Irina Gruber ergab sich über ein Inserat, welches der Autor der vorliegenden Arbeit in der Facebook-Gruppe „Südtiroler in Wien“ geschaltet hatte. Mit dem Inserat wurden alle, die bereit wären, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, aufgerufen, sich beim Autor zu melden. Irina Gruber war eine von insgesamt sieben Personen, die auf den Aufruf reagierten. Der weitere Austausch geschah via E-Mail, bis rund zwei Wochen nach ihrer Zusage für ein Interview auf ihren Vorschlag hin ein Treffen in den Räumlichkeiten der Universität Wien zustande kam. Das Interview dauerte rund dreieinhalb Stunden. Zum Zeitpunkt des Interviews war Irina 24 Jahre alt und lebte seit fünf Jahren in Wien.

Zu Beginn des Interviews wirkt Irina unsicher. Der Interviewer versucht sie zu beruhigen, indem er sie noch einmal darauf hinweist, dass alle Angaben vertraulich behandelt und anonymisiert werden. Obwohl sie bereits bei der Kontaktaufnahme, im anschließenden Austausch via E-Mail und ein drittes Mal unmittelbar vor der Erzählaufforderung darauf hingewiesen worden ist, dass für den Interviewer ihre gesamte Lebensgeschichte von Interesse ist, fragt sie wiederholt nach, womit sie beginnen solle; und kündigt trotz des Hinweises, bitte damit zu beginnen, woran sie sich „als erstes erinnern kann“, an: „aber ich denk mir, ich fang man an bei der Matura. Nach der Matura“ (S1Z13).

Auch wenn damit das Prinzip der Offenheit verletzt wird, reagiert der Interviewer darauf mit dem Hinweis: „Ich tät ganz gern den Hintergrund wissen von deiner Familie.“ Ihre schnelle Antwort darauf: „Achso. Das auch“ (S1Z15), spricht für die Hypothese, dass sie davon ausging, ihre Kindheit und Jugend seien für das (ihr nicht konkret bekannte) Forschungsinteresse des Interviewers nicht von

Relevanz. Die ebenfalls mögliche Annahme, sie wolle nicht über die Zeit davor sprechen, wurde hingegen im Laufe der Auswertung widerlegt. Auch die Annahme, dass die Matura eine subjektiv bedeutende Rolle in ihrem bisherigen Leben – etwa als Wendepunkt – einnehmen könnte, konnte im Weiteren nicht bestätigt werden. An diesem Beispiel zeigt sich das Dilemma, in dem sich Forschende bei der Konzeption biografisch-narrativer Interviews wiederfinden können: Einerseits entspricht es dem Offenheitsprinzip, das konkrete Forschungsinteresse bis zum Interviewende ungenannt zu lassen; andererseits widerspricht diese Herangehensweise der Pflicht der bzw. des Forschenden, die interviewte Person über das Vorhaben zu informieren. Ob der Interviewer in diesem spezifischen Fall angemessen reagiert hat oder ob er die Interviewte ihre Erzählung über die Matura fortsetzen hätte lassen sollen, ist eine theoretisch nicht eindeutig zu beantwortende Frage (vgl. Kapitel 4.2.1).

Gleich zu Beginn führt Irina als erste Bezugsperson ihren Vater an, nennt seinen Namen. Wie sich im Laufe der Auswertung gezeigt hat, ist ihr Vater bis heute die wichtigste Bezugsperson in ihrem Leben. In dieser frühen Sequenz offenbart sich auch die im Vergleich zur Mutter hohe Relevanz des Vaters. Während seine Einführung im Transkript vier Zeilen (und später noch mehr) umfasst, geht sie auf ihre Mutter nur kurz in Bezug auf deren Herkunftsort ein, mit den Worten „Und meine Mama. Halt auch“ (S1Z21).

Im Rahmen der Einführung ihres Vaters weist sie – wie die Feinanalyse dieser Stelle ergab – auch bereits darauf hin, dass sie eigentlich nirgends „wirklich hingehört“. Zum einen damit, dass sie erwähnt, dass ihr Herkunftsort an der Grenze zweier politischer Bezirke Südtirols gelegen ist und sie sich „einmal da, einmal dort“ verortet; zum anderen, indem sie von ihrem Vater auf ihren Großvater und dessen Staatsangehörigkeit überleitet.

Es war für sie überraschend, herauszufinden, dass ihre Großeltern staatenlos waren: „was ich dieses Jahr herausgefunden hab=was ich nie gewusst hab... [meine Großeltern] waren beide staatenlos. Das hab ich nie gewusst (1) die sind eben beide 1914 geboren [...] also sind noch als Österreicher geboren [...] sind dann als es zur Option gekommen ist [...] halt volljährig gewesen. Und haben deswegen dann entscheiden können, ob sie quasi Italiener werden oder

halt. Österreicher bleiben und sowas. Und da. Haben sie sich dann beide nie entschieden.“ (S1Z22-Z27) Es ist wahrscheinlich, dass diese Information, die sie nur wenige Monate vor dem Zeitpunkt des Interviews erhalten hatte, ihr Selbstbild als Nicht-Zugehörige bestärkt hat. In diesem Zusammenhang erwähnt sie auch, das sei „ja alles nie so Sache gewesen“ (S1Z38) und meint damit die Staatsangehörigkeit und konkret ein Reisedokument, weil ihre Großmutter „ja nie weggekommen“ (S1Z36) sei, und „dann hast du nie etwas gebraucht“ (ebd.). Über ihren Vater erzählt sie, dass auch der wahrscheinlich „über lange Zeit staatenlos gewesen ist. Und als er eben dann quasi achtzehn gewesen ist und zum Militär gegangen ist. Hat er sich quasi automatisch zum italienischen Staat damit bekannt [...] und ist damit Italiener geworden.“ (S1Z39-Z41).

Der Einfluss von Zugehörigkeitspolitik offenbart sich an zwei Momenten ihrer Erzählung: Als es um die „Option“ und ihre Großeltern geht und als sie vom Militärdienst des Vaters erzählt. Im Nachfrageteil kommt sie von sich aus noch einmal auf das Thema Zugehörigkeit zu sprechen: „Um auch noch einmal zurückzukommen auf das Sprach- und das Zugehörigkeit. Ich glaub ich hab das einfach nicht. Weil mich das irgendwie weiterrückt“ (S9Z34-Z35). Es scheint so, als vergleiche sie sich an dieser Stelle mit ihrer Großmutter, für die Staatsangehörigkeit bzw. ein Reisepass nie von Bedeutung gewesen sei; sie möchte ähnlich denken, sieht sich aber angesichts der gestiegenen Mobilität und den damit einhergehenden Ansprüchen damit konfrontiert, dass ein Pass heutzutage bedeutend(er) ist. Dafür spricht ihre Aussage: „ich glaub dass man oft Generationen etwas weitergibt. Ohne das wirklich. Also unterbewusst. Ohne das zu merken oder sowas [...] [Ihr Herkunftsort] weiß man ja auch nie, ob's jetzt zu [Bezirk A] gehört oder zu [Bezirk B] (1) wir tun immer so wie's uns am besten passt“ (S1Z50-Z52).

Daran schließt die Aussage an: „Und mir kommt auch oft vor, dass ich nie (2) ähm. Wirklich so ein Zugehörigkeitsgefühl irgendwie gehabt [...]. Also ich fühl mich auch gar nicht=also weder als Österreicher noch als Italiener weil das ist mir. Brauch ich=also irgendwie nicht so wirklich (1) ich weiß es nicht=wahrscheinlich irgendwie schon aber (2) bo“ (S1Z53-Z57).

Von dieser Sequenz leitet sie auf ihren Freund über und führt diesen ein mit: „Und dann auf jeden Fall. Mein Freund ist Deutscher (1) und wohnt jetzt wieder in Deutschland“ (S1Z58-S2Z1). Sie erzählt in der Form einer verdichteten Situation, dass sie in Deutschland Zuschreibungen erfahren hat, bei denen ihr „so schöner österreichischer Akzent“ (S2Z2) gelobt worden wäre, woraufhin sie sich situativ „österreichischer“ (S2Z3) verhalten hätte und sich als den „Wienern“ (S2Z5) zugehörig beschrieb. Dabei vermittelt sie ihre Assoziationen, dass Wiener im Vergleich mit Deutschen „gemütlicher“ und „nicht so effizient“ (ebd.) seien. Sie vergleicht sich dabei mit ihrem „so ordentlichen“ Freund: „Ich sag immer er ist Deutscher“ (S2Z6-Z7). In Wien störe sie „das eben diese Gemütlichkeit und das. Das [...] Unorganisierte [...] im Verhältnis zu den Deutschen“ (S2Z7-Z8). Damit grenzt sie sich von Österreich einerseits ab, identifiziert sich andererseits mit Österreich. Die wahrscheinlichste Hypothese hierzu ist, dass sie sich von der jeweiligen natio-ethno-kulturellen Mehrheit abgrenzt. Sie sagt dazu: „Dass ich immer irgendwie den anderen zeigen will dass=dass ich nicht wirklich zu euch gehöre“ (S2Z11).

Ihre Ablehnung gegenüber einer eindeutigen Zuordnung wird auch im weiteren Verlauf des Interviews sichtbar – etwas als sie über das Heiraten spricht: „Ich wüsste nicht ob ich wirklich die deutsche Staatsbürgerschaft wollte=einfach weil das ist für mich irgendwie so (1) da müsste ich mich zu was bekennen irgendwie und so. Und da hat man irgendwie ja nicht nur Rechte sondern auch Pflichten. Und irgendwie=aber=aber umgekehrt genauso [...] Ich könnt nie die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen weil ich irgendwie das Gefühl hab. Das bin ich nicht“ (S2Z16-Z20). Hieraus kann man nicht nur ihre fehlende Bereitschaft sich zu „bekennen“ entnehmen, sondern genauso, dass Zugehörigkeit für sie eine bedeutende Rolle spielt. Daneben weist der Ausdruck „umgekehrt genauso“ auf ein binäres Konstrukt hin, in dem sie Deutschland und Österreich unterscheidet.

Erst nachdem sie ihre Theorie über Zugehörigkeit präsentiert hat, kehrt sie in ihrer Selbstpräsentation zurück zur Erzählung über ihre Kindheit. Nach Kindergarten, Volksschule und Mittelschule in ihrem Herkunftsort besucht sie das Pädagogische Gymnasium in Bezirk B. Dort umgibt sie sich jedoch vor

allem mit Personen aus Bezirk A und kommt in diesem Zusammenhang sehr schnell wieder darauf zu sprechen, dass sie sich früher mit der Bevölkerung von Bezirk A identifiziert hatte, diese Ansicht aber mit der Matura wieder nachgelassen habe. Auf die Matura selbst geht sie nicht ein, sie ist gleich danach nach Wien gezogen, was für sie „dann am Ende halt so das Einfachste“ (S2Z38) war. Im Nachfrageteil geht sie erneut auf das „Dazwischenstehen“ in ihrer Jugend ein, als sie sich weder bzw. abwechselnd Bezirk A noch Bezirk B zugehörig fühlte, und legt ihre damalige Unentschlossenheit auf die Gegenwart um: „Dass ich eher diejenige bin die=wie ich immer so tu dass ich=egal wo ich bin=ich gehör nicht zu euch“ (S7Z16-Z17).

In Italien wollte sie nie studieren und verknüpft dies mit dem Argument: „also ich würd auch=auch wenn. Mich eher als Österreicherin sehen als als Italienerin aber (2) also eher (1) so ist eher meine Mentalität“ (S2Z41-Z42). Im Nachfrageteil führt sie dazu aus, dass ihre heutigen Italienischkenntnisse „nicht mehr so gut“ seien, aber ihr Englisch „halt fast wichtiger“ sei, „weil ich hab jetzt nicht so den Drang danach heimzugehen“ (S2Z24). Zum Studieren in eine italienische Stadt sei sie damals nicht gegangen, weil sie ein bisschen Angst vor dem Nicht-Können der Sprache gehabt habe: „weil du so viel lesen musst. So viel schreiben musst“ (S2Z29). Der italienische Staat sei ihr egal: „Ach der ist mir gleich“ - Südtirol findet sie aber schön, es sei sauber und „hergerichtet“. Das sei aber nicht immer so gewesen, „jetzt sieht man seine eigene Heimat wirklich mit so Touristenaugen“ (S2Z26).

Ihre Entscheidung, nicht nach Deutschland zu gehen, argumentiert sie damit, dass ihr gesagt worden sei, das Anerkennen von Abschlüssen zwischen Deutschland und Italien sei schwierig. Nach Innsbruck wollte sie nicht ziehen, weil sie „weiter weg gehen und [...] halt immer in einer größeren Stadt sein“ (S2Z45-Z46) wollte. Innsbruck war für sie – wie sie im Nachfrageteil erzählt – als Studienort nie eine Option: „ich halt auch gar nichts davon in Innsbruck zu studieren ... das ist so ein Doppelleben einfach. Du bist halt die halbe Zeit draußen und die halbe Zeit daheim“ (S23Z14-Z20). Außerdem sei Österreich „schon auch ein sehr konservatives Land und ich glaub Wien ist halt (3) nicht mehr so schlimm. Weil's eben durch die ganzen Studenten. Und durch die

ganzen vielen MigrantInnen und (1) also durch die Studierenden durch die Migrantinnen und Migranten“ (S23Z45-Z47); bevor sie nach Wien gezogen sei, habe sie sich das aber auch anders vorstellt, weniger konservativ.

Ihren Freundeskreis zu ihrer Anfangszeit in Wien beschreibt sie als „ziemlich gemischt“ (S2Z48), wobei sie die einzige Südtirolerin gewesen sei. Wie sie später im Interview ausführt, meint sie mit „gemischt“: „Es waren eben viele Österreicher. Ein paar Deutsche auch. Und Luxemburger und ich eben“ (S3Z47-Z48). In diesem Zusammenhang verweist sie darauf, dass sie sich zu dieser Zeit nicht mit SüdtirolerInnen umgeben wollte und dass sie selbst konkrete Angebote von Bekannten, sich mit bestimmten Personen aus Südtirol zu vernetzen, die ebenfalls in Wien seien, abgelehnt habe. In die erste Wohnung, die sie sich angeschaut hat, wollte sie nicht einziehen, weil sie dort mit einem Südtiroler zusammengewohnt hätte. Auch erzählt sie von dieser Zeit: „sobald ich irgendwie mitgekriegt hab dass da irgendwo ein Südtiroler redet. Ahm. Bin ich irgendwie am liebsten gegangen“ (S3Z11-Z12).

In diesem Zusammenhang führt sie zum ersten Mal an, dass sie das „irgendwie allein machen“ (S2Z54) will. Daraus lässt sich die Annahme ableiten, dass sie ihr Leben in Wien von Beginn an als Chance für einen Neustart gesehen hat, bei dem sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen konnte und wollte – eine Annahme, die sich im Laufe der Auswertung erhärtet. Sie erzählt dazu auch von der Situation, als sie nach Wien gekommen ist, um sich Wohnungen anzuschauen; eigentlich war gedacht, dass zwei Freundinnen sie begleiten; nach deren Absagen ist sie aber „einfach allein hergefahren“ (S3Z5-Z6). Die wahrscheinlichste Annahme in diesem Zusammenhang ist, dass es ihr wichtig ist, sich als selbstständig und unabhängig zu präsentieren. Genauso wichtig wie zu betonen, dass sie selbstständig sei und das Leben allein bewältigen könne, ist es ihr, sich als Person zu präsentieren, die nicht nur „den einfachen Weg“ gehen wolle.

Als sie im Jahr 2012 nach Wien gekommen ist, hat sie zuvor übers Internet nach einem Zimmer in einer Wohngemeinschaft gesucht und hat dann ein Semester lang in einer Wohngemeinschaft in einem Wiener Außenbezirk mit drei anderen Frauen gewohnt. Dann hat sie aber in der Universität zufällig von

einem Studienkollegen erfahren, dass dieser mit einem Freund von ihm eine neue Wohngemeinschaft in Zentrumsnähe gründen wolle und die beiden noch eine Mitbewohnerin suchten. Daraufhin ist sie mit den beiden in eine Wohnung unweit des Stadtzentrums gezogen, wo sie dann ein Jahr gewohnt hat. Diese Zeit war für sie schwierig, da sie ihre Mitbewohner als faul, „dreckig und so unordentlich“ (S3Z22) erlebt hat, während sie sich selbst als fleißig und sauber definiert. Sie erzählt von mehreren heftigen Streits und dass sie sich schließlich mit ihnen gänzlich zerstritten habe und schließlich ausgezogen sei. Weil sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht vorstellen konnte, in eine andere Wohngemeinschaft zu ziehen („Irgendwie war ich so WG-geschädigt“ (S13Z1)), hat sie sich für ein Zimmer in einem Studierendenheim entschieden und ist nach relativ kurzer Zeit der Suche dort eingezogen, wo sie auch zum Zeitpunkt des Interviews noch wohnt.

Mit den negativen Erlebnissen mit ihren ehemaligen Mitbewohnern verbindet sie auch, dass diese ständig im oberösterreichischen Dialekt geredet haben und dass ihr Gesprächsniveau grundsätzlich niedrig gewesen sei: „ich find der [Dialekt] hört sich einfach dumm an und das waren so richtig dumme Leute. So richtig dumm und blöd und=und. So richtig tief einfach. Ich find auch den Wiener Dialekt. Das hört sich einfach so schiach an und so=so. So proletig=so so. Und ich glaub deswegen hab ich auch vielleicht so Hochdeutsch geredet auch weil ich glaub weil ich mich da auch nochmal versucht hab eben abzugrenzen“ (S11Z53-Z56). Dialekt stand für sie zumindest damals allgemein für etwas Minderwertiges, wobei sie das „Tirolerische“ ausnimmt: „Es hat einfach so viele Leute gegeben die einfach so. So=so. Wie gesagt so Bauernleute. So dumme Leute. So tiefe Leute so=so. Ungebildete Leute und (2) und das sind oft die gewesen die Dialekt geredet haben“ (S12Z1-Z3).

Von ihrer Wohnungsgeschichte leitete sie darauf über, dass sie „eigentlich immer gleich Leute gefunden“ (S3Z24-Z25) habe, „egal wo ich bin. Ähm. Ich find irgendwie immer jemanden“ (S3Z26); und weiter: „Also ich muss nicht allein sein ich find immer (1) irgendwie find ich immer jemanden“ (S3Z39-Z40). Damit präsentiert sie sich als ein offener, kontaktfreudiger Mensch. Dies unterlegt sie mit einer Erzählung darüber, dass sie die administrativen Aufgaben im

Zusammenhang mit dem Studienbeginn gelöst hat, indem sie einfach andere Personen an der Universität angesprochen hat und diese gefragt hat, wie was funktioniert. Im Nachfrageteil erzählt sie jedoch, dass sie, als sie nach Wien gekommen ist, von einer Bekannten, die sie über eine gemeinsame Bekannte aus ihrem Herkunftsort kennengelernt hatte, bei den administrativen Aufgaben im Zusammenhang mit dem Studienbeginn unterstützt worden ist; sie habe ihr die Universität gezeigt, die Bibliothek und das IT-System erklärt.

Ein sehr wichtiger Faktor in ihrem Leben ist die Sprache. In ihrer Erzählung spricht sie zum ersten Mal darüber im Zusammenhang im Zuge der Beschreibung ihres Freundeskreises: „Also ich kann mich noch daran erinnern dass ich am Anfang hab ich so. Nur Dialekt geredet und nur (2) so knallhart [...] oft haben sie dann schon nachgefragt was ich gesagt hab [...] Aber irgendwann hab ich dann angefangen so Hochdeutsch zu reden“ (S3Z49-Z52). Vom Dialekt grenzt sie sich generell ab: „ich hab halt die Dialekte von anderen Leuten gehört und ich die so schiach gefunden [...] und dann hab ich mir gach gedacht. Magari [deutsch: vielleicht] denken die das über mich auch oder so“. Statt als hässlich empfunden zu werden, will sie anerkannt werden. Ihr Streben nach Anerkennung entwickelt einen bestimmten Ehrgeiz in ihr, „schön“ Hochdeutsch zu lernen. „Irgendwie hab ich das Gefühl gehabt=glaub ich auch gehabt=ich muss mich abgrenzen (1) so von anderen=grad von den Südtirolern irgendwie“ (S4Z2-Z3) und wollte so gut Deutsch lernen, dass man ihr nicht mehr anhört, dass sie aus Südtirol kommt.

In Bezug auf ihre sprachliche Veränderung führt sie aus, wie sie erkannt hat, dass in Wien häufig das R in der Aussprache durch ein A ersetzt wird – wie in dem Wort „Gürtel“ – und dass man das K deutlich weicher ausspricht als in ihrem Herkunftsort. Sie erzählt, wie sie im Anschluss an dieses Erlebnis ihre Sprache bewusst weiterentwickelt hat und darin auch Wienerische Ausdrücke aufgenommen hat. Nachdem sie dann ihren heutigen Freund kennengelernt hatte, der aus Deutschland kommt und „schönes Hochdeutsch“ redet, hat sie sich gedacht: „Ich bin ja keine Österreicherin“ und hat die Einflüsse des Wienerischen versucht, wieder aus ihrer Alltagssprache zu streichen. „Es war nicht gegen Österreich aber es war so was gegen=gegen Wien irgendwie. Ich

find die Mentalität in Wien ist halt=halt irgendwie (2) also ich tu mich irgendwie schwer ... mir sind die Leute einfach zu unfreundlich.“

An dieser Sequenz zeigt sich, dass sie danach strebt, dazuzugehören bzw. anerkannt zu werden. Dementsprechend erzählt sie selbst: „man hat mir einmal gesagt ich bin auch sehr anerkennungsmotiviert. Wenn man mich mal lobt so=dann bin ich=dann mach ich noch mehr“ (S4Z34). Dass sie willens ist, sich anzupassen, um anerkannt zu werden, zeigt sich sowohl in ihrer Selbstpräsentation als auch in ihren Erzählungen im Nachfrageteil wiederholt.

Gleichzeitig sucht sie immer wieder die Abgrenzung zu ihrer Umgebung.

Ihre Zugehörigkeit ist durchaus als prekär zu beschreiben; in gewissem Ausmaß auch als wechselhaft und zum Teil situativ. Es scheint so als suche sie nach einem Zuhause, welches sie anscheinend vor allem bei ihrem Freund und in der Arbeit findet.

Im nächsten Abschnitt ihrer Selbstpräsentation geht es vor allem darum, dass sich als erfolgreiche Frau darstellen möchte. „Also ich hab letztes Jahr eben angefangen auf der Uni zu arbeiten zuerst. Dann hab ich angefangen bei einer Versicherung zu arbeiten. Und dann hab ich diesen Sommer bei einer Bank gearbeitet. Und=also immer so Praktika“. An dieser Stelle zeigt sich, dass sie Praktika als sehr wertvoll betrachtet. Dem liegt die Ansicht zugrunde, dass – wie aus dem Nachfrageteil hervorgeht - sie es zum Zeitpunkt des Interviews als quasi unmöglich betrachtet, eine „fixe“ Stelle zu bekommen und demnach ihr Ziel anpasst. Ein Praktikum bei einer renommierten Institution bzw. einem angesehenen Unternehmen ist für sie Ausdruck von Erfolg.

Dass sie sich zumindest zum Teil mit der Stadt München identifiziert, geht aus folgender Passage hervor: „Also bei der Versicherung war noch eine andere Münchnerin. Aber wir beide sind so die einzigen Ausländer gewesen. Die anderen sind alle Wien und Umgebung gewesen“. Wie die Fallrekonstruktion gezeigt hat, möchte sie nicht, dass die Staatsangehörigkeit eine bedeutende Rolle in ihrem Leben einnimmt; gleichzeitig ist ihr ihr Ausländerstatus stets bewusst und bildet die Grundlage für ihre Abgrenzung gegenüber Österreich und Deutschland. Im Laufe ihrer Zeit in Wien haben zwei Faktoren zu einer Annäherung an den österreichischen Staat geführt; zum einen ihre

Arbeitserfahrungen: „Also jetzt wo ich gearbeitet hier habe fühl ich mich irgendwie mehr integriert. Als vorher“ (S5Z15). Der zweite Einflussfaktor ist ihr Bachelorabschluss, nachdem sie „theoretisch gehen könnte“ (S5Z23), während sie sich zuvor gezwungen fühlte, in Wien zu bleiben.

Dafür, dass der Studienabschluss und die damit einhergehende Handlungsfreiheit ihr Selbstbewusstsein gesteigert hat, spricht auch ihre Erzählung darüber, dass sie seither nicht mehr weggehe, wenn sie eine Südtirolerin oder einen Südtiroler trifft, sondern mit ihr oder ihm redet. In diesem Zusammenhang betont sie jedoch: „Wie gesagt ich tu nichts mit den Südtirolern“.

Ein Element, dass sich wie in den allermeisten anderen untersuchten Fällen auch in diesem Fall wiederfinden lässt, ist die erlebte grundsätzlich positive Bewertung von Südtirol und Personen aus Südtirol durch andere Menschen in Wien. Sie erzählt im Rahmen der Beschreibung ihrer sprachlichen Entwicklung, wie sie in einer Situation auf die Frage, woher sie komme, antwortete: „Dann hab ich gesagt Südtirol dann sind sie (1) mir kommt immer vor dass=das=das macht mich irgendwie wieder sympathischer ((lacht)) (2) sie denken wirklich dass ich aus Deutschland komm. Und das macht mich das ein bisschen=zumindest ein paar Prozent sympathischer“ (S5Z33-Z37).

„Tirolerisch“ spricht sie nur in Ausnahmefällen: „also ich red Tirolerisch nur mit Leuten die es verstehen so quasi“ (S5Z46-Z47). Sie empfindet es als einschränkend, nur Tirolerisch zu reden bzw. allgemein nur im Dialekt reden zu können und nicht imstande zu sein, „schönes Hochdeutsch“ zu sprechen. An dieser Stelle zeigt sich ein weiteres Element, das in mehreren Fällen wiederzufinden ist: Im Dialekt zu reden, empfinden die meisten der Biografinnen als weniger anstrengend und erlaubt es ihnen, offen all ihre Gedanken zu artikulieren, was den Dialekt und damit die Dialektsprechenden bzw. zumindest -verstehenden für sie interessant macht. In diesem konkreten Fall scheint es für sie vor allem zu Beginn anstrengend gewesen zu sein, Hochdeutsch zu sprechen, wobei es ihr im Laufe der Zeit immer leichter gefallen ist.

Sie beschreibt sich selbst im Vergleich zu ehemaligen Schul- und StudienkollegInnen als jemand, der es nie einfach hatte („Das sind so Leute wo ich mich anstrengen muss. Das geht ihnen so von der Hand“ (S8Z22-Z23), aber immer alles gegeben hat, um weiterzukommen. Zum ersten Mal geht es in ihrer Selbstpräsentation ums „Weiterkommen“, als sie von jenen KommilitonInnen erzählt, die bei einem Referat an der Universität im Dialekt reden und von denen sie sagt: „ich glaub auch dass die Leute nicht weiterkommen werden“ (S6Z34-Z35). Das immer wiederkehrende Element des „Weiterkommens“ bezeichnet ihr Streben nach sozialem Aufstieg.

Neben dem sozialen Aufstieg gilt ihr längerfristiges Bestreben vor allem einem unabhängigen Leben als selbstständige Frau. Eine Erzählung über eine Freundin zeigt dies exemplarisch. Diese sei eine gute Schülerin gewesen, im Maturajahr aber mit einem 13 Jahre älteren Mann aus einem Nachbarort zusammengekommen, der damals ein eigenes Hotel eröffnet hatte. In diesem habe ihre Schulkollegin als Zimmermädchen gearbeitet, anstatt wegzugehen, eine Ausbildung zu machen. „Und das hat mich ziemlich gestört“ (S8Z31). Von einer Freundin aus Wien erzählt sie, dass diese heiraten und Kinder bekommen wolle, sobald sie ihr Masterstudium abgeschlossen hat und bewertet deren Fall mit den Worten: „Das mag ich halt nicht“ (S8Z39-Z40). Als Fazit der Erzählung, dass ihre Freundin und deren Freund sich bereits nach Verlobungsringe umgesehen hätten, hält sie fest: „Als sie mir das erzählt hat bin ich so. Das mag ich gar nicht. Das ist einfach so. Das kann ich nicht und das. Ich. Das will ich auch nicht und ... das ist bei ihr jetzt auch so. Dass ich einfach das Gefühl hab. Ich geh weiter und sie bleiben halt stehen (1) und deswegen. Glaub ich komm ich nicht mehr so zurecht mit ihnen“. Das „Stehenbleiben“, das „Nicht-Weiterkommen“ ist für sie negativ assoziiert, mit einem bestimmten Konservatismus, den sie grundsätzlich ablehnt.

Dies wird auch an mehreren anderen Stellen offenkundig, etwa als sie evaluiert: „Ja ich glaub das ist eben generell so eine Meinung die ich hab. Ich mag das nicht wenn jemand so abhängig ist von jemand anderem. Wenn jemand so. Für mich ist das irgendwie ein Zeichen von Stehenbleiben auch“ (S9Z8-Z9).

Das thematische Feld „Ich möchte gerne eine unabhängige, emanzipierte, erfolgreiche Frau sein“ offenbart sich auch in ihrer Argumentation bezüglich der Rolle von Frauen in der Gesellschaft: „ich denk mir halt irgendwie grad so bei bei Frauen. Das ist doch so etwas. Da haben wir so lang dafür. Wir haben ja so lang nichts tun können wir haben ja nur. Wir haben ja nur Kinder kriegen können und daheim bleiben können. Und jetzt könnten wir tun und die nutzen das einfach nicht (1) das Gleiche ist. Wir haben die Möglichkeit egal wohin zu gehen und zu studieren wo wir wollen und sie tun's nicht. Ich mein. Ich versteh schon wenn du das nicht willst dann willst es halt nicht und dann bist es halt auch nicht. Dann bleib daheim=ich ich versteh's schon aber. Aber ich find's halt einfach so schade“ (S9Z17-Z22). Im Anschluss an diese Bewertung erzählt sie von der wenige Monate zurückliegenden Begegnung mit einer Schulkollegin, die in Südtirol geblieben und eben nicht zum Studieren weggezogen ist: „Also das ist einfach so für mich einfach so eine Bauerntempel. Da hab ich so das Gefühl da ist die Zeit=also wenn ich's nicht besser gewusst hätt tät ich meinen wir sind nie von der Schule rausgegangen. Die redet immer noch gleich hat immer noch das gleiche Gewand an... Immer noch die gleichen Haare die gleiche Frisur. Das einzige was sie anders gehabt hat dass sie so ein Smartphone gehabt hat. Und das hat's früher ja noch nicht gegeben. Aber sonst immer. Einfach einfach das Gleiche. Ich mein (1) und das ist glaub ich nichts was ich halt will. Ich hab glaub ich das Gefühl. Das ist eben auch das was ich in Wien hier das Gefühl gehabt hab. Irgendwie will ich wieder weiter. Irgendwie will ich. Wieder=wieder=wieder weg. Und irgendwie (1) wie ich einfach das Gefühl hab ich bleib sonst stehen“ (S9Z23-Z30). An dieser Textstelle wird ersichtlich, dass sie danach strebt, sich weiterzuentwickeln und dabei jene, die in Südtirol leben und nie studiert haben, als Gegenteil dessen darstellt, was sie erreichen will.

Von dieser Erzählphase, in der sie relativ aufgebracht ist, leitet sie vom „Weiterkommen“ über in die Beschreibung ihrer Option, nach München zu ziehen: „Und es ist ja auch die Frage ob ich nicht nach München ziehe zu meinem Freund. Also. Ich ziehe auch nicht wegen einem Mann irgendwo hin das tu ich auch nicht aber (1) München ist ja auch so ein guter. Guter.

Wirtschaftsstandort. Also glaub ich halt“ (S9Z32-Z33). An dieser Stelle wird deutlich, dass sie sich nach Unabhängigkeit sehnt und gleichzeitig gerne irgendwo aufgehoben sein möchte. In diesem Zusammenhang und auch an anderen Stellen ihrer Erzählung beschreibt sie ihren Freund, dessen Familie und dessen Freundeskreis als vorbildhaft. Sie wünscht sich, auch einmal so ein Leben zu führen, mit einem relativ hohen Einkommen, einem möglichst internationalen Kontaktenetzwerk. In verschiedenen Teilen der Welt Auslandssemester, -praktika oder Sprachurlaube zu absolvieren, findet sie interessant und spannend. Im Gegenteil dazu fühlt sie sich „ja schon fast langweilig wenn ich sag. Ich komm aus Südtirol und ich studier in Wien“ (S9Z41-Z42).

Ihre Zukunft ist ungewiss. Eine Option besteht darin, nach München zu ziehen. Dort würde sie Unterstützung durch ihren Freund und die Eltern ihres Freundes erfahren – unter anderem durch die temporäre Überlassung einer Wohnung. Sie freut sich zwar über deren Angebot und erwägt auch, es in Anspruch zu nehmen, verknüpft die Präsentation dieser Option jedoch mit einer Abhandlung über „Vetternwirtschaft“ und sagt dazu: „also ich find es soll schon ich. Meine Person und mein Lebenslauf für mich selber stehen“ (S13Z36). Eine andere Option, die sie nur kurz erwähnt, ist, ein Praktikum in Brüssel zu machen. Darin sieht sie eine Karrierechance. „Politisch aktiv oder sowas“ sei sie nie gewesen, aber „die EU ist halt wirklich etwas wo ich dahinterstehen kann“ (S24Z35). Und außerdem: „Aber es ist sicher so ein Karrieresprung wenn man mal in Brüssel war“ (S25Z21), „du lernst halt einfach Leute kennen“ (S25Z26). Dass das angestrebte Praktikum über eine Freundin aus Südtirol zustandekommen würde und dass sie in Brüssel für eine Person aus Südtirol arbeiten würde, eröffnet sie erst nach gezielter Nachfrage. Im Gegenteil argumentiert sie dazu: „Ich will auch keine Südtiroler Ko- ... Ich will nicht dass irgendetwas ist weil ich halt von dort her komm. Ich soll eine coole Wohnung kriegen weil ich halt eine Südtirolerin bin (2) das ist mir bis heute irgendwie wichtig (3) aber ich versteh die anderen=es ist halt viel einfacher“ (S13Z50-Z53).

Den „einfachen“ Weg zu gehen, lehnt sie ab – auch wenn sie über sich selbst erzählt, sie habe es sich bei der Wahl des Studienortes und bei der

Entscheidung, ins Studierendenwohnheim zu ziehen, selbst einfach gemacht. Es scheint so, als wolle sie das Bild vermitteln, sie habe zwar ab und zu auch den einfachen Weg gewählt, in der Regel sich aber für den schwierigeren entschieden.

Insgesamt legt ihre Selbstpräsentation an mehreren Stellen den Wunsch offen, dass sie ein eigenes, selbstständiges Leben führen möchte. Bis zu einer diesbezüglichen Nachfrage von Seiten des Interviewers im Nachfrageteil präsentiert sie sich selbst auch als ökonomisch unabhängig. Dann sagt sie aber: „meine Eltern tun das immer so. Sie ((lacht kurz)) (1) sie überweisen mir immer ein paar tausend Euro auf einmal. Dann muss ich auskommen. Aber. Ich bin ja auch recht. Recht. Spars=also ich hab ja so auch Erspartes und. Ich geh ja uach arbeiten. Und ... also ich krieg ja auch Beihilfe. So ist's ja auch. Ja. Also. Dann ist mit diesem Geld ist wenigstens das Essen gezahlt oder so (1) und dann zahlen sie halt die Miete und (1) wie gesagt. Erspartes ist immer dagewesen“ (S14Z5-Z11). Nur in Ausnahmefällen, etwa wenn sie sich eine teure Handtasche kauft, spare sie nicht. Später im Interview erzählt sie: „Wenn ich jetzt ganz dringend einen Laptop brauche dann würd ich daheim anrufen können dann würden mir meine Eltern das Geld geben“ (S14Z26-Z27).

Ihre Eltern hätten sie nie nie vom Studieren überzeugen wollen, aber ihr immer verstehen gegeben, dass Bildung wichtig ist. Wie ihre Eltern sehe auch sie das so und würde ebenfalls wie ihre Eltern „lieber nicht auf Urlaub“ fahren, um studieren zu können (S14Z36). Sie erzählt aber auch, dass sich ihr Vater mittlerweile freuen würde, wenn sie eine feste Anstellung hätte und „nicht mehr“ von ihr verlange als den Bachelorabschluss, den sie zum Zeitpunkt des Interviews ja bereits hat. Die Berufe ihrer Eltern erwähnt sie erst rund zwei Stunden nach Interviewbeginn. Sie vergleicht sich als „Arbeiterkind“ mit anderen, deren Eltern einen „Dokortitel“ hätten: „mein Tata ist Busfahrer ((lacht)) (2) und meine Mama ist=ist Bäuerin. Also wir haben einen Bauernhof daheim. Also ich bin (1) das hat mich glaub ich hier am Anfang auch ein bisschen gestresst. Dass=dass. Also man hat's ja als Arbeiterkind glaub ich viel schwerer. Als=als. Also. Das muss ich auch sagen. Mein Freund ist. Die Eltern sind=haben einen Dokortitel (3) also. Da fühl ich mich immer so arm. Das ist

ganz schlimm“ (S15Z10-Z13). Im Freundeskreis ihres Freundes seien alle Akademikerkinder mit Geld und Kontakten, die berufliche Spitzenpositionen einnehmen und aus geschäftlichen Gründen ein internationales Leben führen.

Von ihrer Mutter erzählt sie im gesamten Interview fast nichts. Auf eine Nachfrage gegen Ende des Interviews erwähnt sie kurz: „Ich mag=wir=wir verstehen uns auch nicht so gut. 'Ja meine Mama und ich' (S16Z41). Etwas später kommt sie nochmal auf ihre Mutter zurück und erzählt: „Sie ist immer=das hat mich immer so geärgert. Weil sie halt (1) sie hat halt auch geheiratet mit zwei- oder dreiundzwanzig ... Also mir kommt schon auch vor sie verlässt sich viel auf meinen Tata einfach und so“ (S16Z53-Z56) und das möge sie einfach nicht.

In ihren weiteren Ausführungen erzählt sie von der Mutter einer Freundin mit den Worten „ich hätt halt auch gern so eine Mama“ (S17Z2) und beschreibt diese Frau als eine, die es als Halbwaisin nicht leicht gehabt hätte, aber sich eben als „Kämpferin“ „hochgearbeitet“ hätte. Dann vergleicht sie diese Frau mit ihrer Mutter und evaluiert: „das hat mich einfach so geärgert. Dass ich mir gedacht hab dass er tut und sie tut nichts und wenn sie auch etwas getan hätt dann könnt ich=dann hätt ich vielleicht heute auch Kontakte. Dann müsst ich mir nicht selber. Alles. Allein machen“ (S17Z18-Z20). Diese Textstelle lässt die Interpretation zu, dass sie ihrer Mutter eine gewisse Schuld dafür gibt, dass sie selbst es im Leben heute im Vergleich zu ihren Bekannten nicht so leicht habe.

Über ihre Geschwister erzählt sie bis kurz vor Interviewende nichts, erwähnt dann auch nur kurz, dass sie eine jüngere Schwester habe, die in Südtirol auf Arbeitssuche sei und einen noch jüngeren Bruder, der gerade begonnen hat, in München zu studieren. Während sie über ihren Bruder nichts weiter sagt, kommt sie an einer Stelle noch einmal auf ihre Schwester zu sprechen. Diese sei faul und nutze ihre Chancen, vor allem sich weiterzubilden, nicht. Diese Stelle ist auch aus Zugehörigkeitsperspektive interessant: „sie tut sich schwer in Italienisch ... dann hab ich gesagt ja dann mach. Versuch's in Innsbruck mal. Die Zweisprachigkeitsprüfung und. Lass sie dir daheim anrechnen“ (S18Z33-Z34), worauf diese geantwortet habe: „nein das mag ich nicht das geht nicht“ (S18Z35).

Ihr Vater ist neben ihrem Freund immer noch die wichtigste Bezugsperson. Das geht deutlich aus einer Textstelle hervor, die auch aufzeigt, dass sie sich zum Zeitpunkt des Interviews wahrscheinlich etwas allein fühlt, in der sie sagt: „Magari zieh ich nach München (1) also nicht. Einfach um auch wieder näher daheim zu sein (1) weil irgendwie vermiss ich das auch so ein bisschen dass ich. Mir denk (2) also gerade auch weil er [ihr Freund] jetzt weg [nicht mehr in Wien, sondern in München] ist dass mir schon so. So (1) also. Obwohl ich sozial gut aufgehoben bin und so. Aber dass ich mir denk. Jetzt. Man wird halt=man wird halt auch älter=nicht? Und=und=und (1) jetzt tät ich halt auch gern eben wieder bei meinem Tata mehr daheim sein“ (S19Z56-S20Z2).

Am Ende des Nachfrageteils spricht sie ihre eventuelle familiäre Zukunft an und erzählt, dass sie sich zwar vorstellen kann, ihren Freund zu heiraten und mit ihm Kinder zu bekommen, aber auch Angst davor hat, ihre Freiheit bzw. ihre Karrierechancen aufzugeben: „Wir machen halt die Schule. Studieren fertig. Gehen mal arbeiten und (1) dann so mit Mitte dreißig. Denken wir uns auf einmal. Jetzt müssen wir Kinder kriegen (1) und das ist eigentlich die Zeit die am Wichtigsten wär eigentlich. Wo man so beruflich auch aufsteigen tät=nicht? ... Ich glaub das verstehen Männer oft nicht. Wie schwer das ist für Frauen“ (S21Z2-Z8). An dieser Textstelle spricht sie über ein Phänomen unserer Zeit, nämlich darüber, wie sich durch den langen Zeitraum der Ausbildung für Frauen die Vereinbarkeit von Familie und beruflichem Fortkommen zunehmend schwieriger gestaltet und wie sich der zur Reproduktion mögliche Zeitraum mit der Absolvierung eines Studiums für Frauen verkürzt. Obwohl sie zum Zeitpunkt des Interviews „erst“ 24 Jahre alt ist, bereiten ihr Gedanken über ihre Reproduktion und eine eventuelle Familiengründung Stress. Damit verknüpft ist die gegenwärtig immer noch sehr weit verbreitete Vorstellung, dass Frauen (alleine bzw. eher als Männer) für die Kindererziehung zuständig seien und deshalb in Bezug auf die Karrieremöglichkeiten relativ eingeschränkt bzw. benachteiligt werden.

Gegen Ende des Interviews kommt sie auf die Bundespräsidentenwahlen in Österreich zu sprechen, die zum Zeitpunkt des Interviews, im Oktober 2016, noch nicht entschieden waren, und für die sie sich im Gegensatz zur Politik in

Südtirol interessiere. Sich für die Politik des Ortes und des Landes, an bzw. in dem man wohnt, sollte man sich interessieren. In diesem Zusammenhang verweist sie auf eine Veränderung durch das Wegziehen von Südtirol: „ich glaub das prägt=ich glaub das hat schon einen Unterschied ob du einmal weggegangen bist auch von daheim ... wenn du einmal weggegangen bist dann glaub ich (1) das macht dich schon offener und auch. Flexibler einfach“ (S24Z11-Z13).

Für ihr Bachelorstudium hat sie vier Jahre gebraucht. Sie sagt, sie hätte auch ein Jahr zuvor fertig werden können, aber sie hat gesagt: „Was tust dann?“ (S26Z3-Z4). „Weil ich war letztes Jahr=also es hätt mich. Das in der Situation wo ich heute bin. Würd mich vor einem Jahr megagestresst haben. Weil einfach das. Du hast immer im Herbst etwas zu tun gehabt und auf einmal nicht. Und deswegen hab ich mir jetzt gedacht ja. Deswegen hab ich's auch so ein bisschen rausgeschoben“ (S26Z39-Z42). An dieser Stelle spricht sie ein Phänomen an, das in mehreren für diese Arbeit geführten Interviews zum Ausdruck gekommen ist: eine gewisse postgraduale Orientierungslosigkeit, die unter Umständen zu einer Sinn- bzw. Lebenskrise führen kann.

In Hinblick auf ihre Ziele erweckt sie zunächst den Eindruck, in erster Linie aufsteigen zu wollen – sowohl in Bezug auf die Karriere als auch in Bezug auf die soziale Schicht. „Geld ist mir glaub ich schon auch wichtig. 'Glaub ich' (1) also nicht das Wichtigste=nein. Aber (5)“ (S27Z44); „Schon eine Karriere aber halt nicht. Für mich heißt Karriere oder Geld. Für mich ist das nicht gegensätzlich. Du kannst ja deine Freiheit haben und dich weiterentwickeln. Aber es heißt für mich nicht dass du immer nur deine paar hundert Euro im Monat. Also das ist. Also wo ich mir schon denk eben (2) ich hätt gern beides“ (S27Z54-Z56). Dass sie jedoch nicht nur nach Reichtum und Karriere strebt, zeigt sich an der folgenden Textstelle: „ich glaub bei Frauen geht's viel so (1) du kriegst halt Kinder und das ist halt so die Zeit wo du. Wo du einfach. Unterstützung brauchst. Und=und=und. Es wird ja auch gesellschaftlich gefördert. Dass. Als alleinerziehende Mama hast du. Das ist nicht leicht und. Und ich glaub deswegen kommt das dass eine Frau ein bisschen nach Sicherheit und nach Geborgenheit bei einem Mann auch gerade sucht“

(S28Z25-Z29). Dennoch sagt sie daraufhin: „wenn ich wirklich ehrlich bin hätt ich schon gern einen Mann der gut verdient= also gut verdient im (2) Sinne von (2) weiß ich nicht (3) ich kann keine Zahl nennen aber. Halt nicht durchschnittlich 1800 oder sowas“ (S28Z30-Z31).

Obwohl der Interviewer dieser Aussage, die zwei Minuten vor Ende des Interviews getätigt worden ist, durchaus ablehnend gegenübersteht, antwortet er der Biografin auf ihre Angst davor, unsympathisch zu wirken: „Unsympathisch macht dich das nicht. Ich versteh schon deine Gedanken“ (S28Z45). Das Interview wird auf diese Weise einvernehmlich abgeschlossen, bevor Irina Gruber den Interviewer auffordert, nun bitte das konkrete Forschungsinteresse offenzulegen und sich ein Gespräch über die methodische Anlage der Studie entwickelt.

## **Typenbildung**

Ihre natio-ethno-kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit spielt im Leben von Irina eine bedeutende Rolle. Dies zeigt sich daran, dass sie ihre Zugehörigkeit im Rahmen ihrer Selbstpräsentation bereits nach kurzer Zeit thematisiert. An der Grenze zweier politischer Bezirke Südtirols aufgewachsen, war ihre Jugend von unsicheren Zugehörigkeitskonstruktionen geprägt, was sie jedoch als unproblematisch erlebte. Ihren Umzug nach Wien nahm sie zum Anlass für einen „Neustart“, der beinhaltete, dass sie sich bewusst von SüdtirolerInnen abgrenzte.

Im Laufe der Zeit in Wien wurde ihre Zugehörigkeit zunehmend zum Problem, was sich zusammengefasst in ihrer Aussage widerspiegelt, dass sie eigentlich nirgendwo „wirklich hingehört“. Dies ist deshalb prekär, weil Irina gleichzeitig „Anerkennungshandeln“ (vgl. Mecheril, 2003, 116) betreibt und sich dagegen wehrt, irgendwo zuzugehören („dass ich immer irgendwie den anderen zeigen will dass=dass ich nicht wirklich zu euch gehöre“). Während ihre Ablehnung in erster Linie Südtirol(erInnen) sowie staatlichen Konstrukten gilt, zielt ihr Anerkennungshandeln vordergründig nicht auf eine bestimmte natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ab, sondern vielmehr darauf, dass sie von

VertreterInnen einer höheren sozialökonomischen Schicht als ihresgleichen akzeptiert wird. In der Gegenwart des Interviews präsentiert sie ihre Nicht-Zugehörigkeit als logische Folge ihres familiengeschichtlichen Hintergrundes. Sie argumentiert, dass ihre Großeltern (und wahrscheinlich bis zu seinem 18. Lebensjahr auch ihr Vater) staatenlos gewesen seien: „ich glaub dass man oft Generationen etwas weitergibt. Ohne das wirklich. Also unterbewusst. Ohne das zu merken oder sowas).

An einer anderen Stelle sagt sie: „mir kommt auch oft vor, dass ich nie (2) ähm. Wirklich so ein Zugehörigkeitsgefühl irgendwie gehabt (...). Also ich fühl mich auch gar nicht=also weder als Österreicher noch als Italiener“. Und im Zusammenhang mit einer möglichen Heirat ihres aus Deutschland stammenden Freundes sagt sie: „Ich wüsste nicht ob ich wirklich die deutsche Staatsbürgerschaft wollte=einfach weil das ist für mich irgendwie so (1) da müsste ich mich zu was bekennen irgendwie und so. Und da hat man irgendwie ja nicht nur Rechte sondern auch Pflichten. Und irgendwie=aber=aber umgekehrt genauso [...] Ich könnt nie die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen weil ich irgendwie das Gefühl hab. Das bin ich nicht“. Hieraus kann man nicht nur ihre fehlende Bereitschaft sich zu „bekennen“ entnehmen, sondern eben genauso, dass Zugehörigkeit für sie eine bedeutende Rolle spielt. Der zentrale Faktor in ihrem Anerkennungshandeln ist die Sprache. Sie erzählt, wie sie in Wien ihre Aussprache bewusst in Richtung Hochdeutsch weiterentwickelt hat: „Irgendwie hab ich das Gefühl gehabt=glaub ich auch gehabt=ich muss mich abgrenzen (1) so von anderen=grad von den Südtirolern irgendwie“. Darum wollte sie so gut „Deutsch“ lernen, dass man ihr nicht mehr anhört, dass sie aus Südtirol kommt. Bevor sie ihren zum Zeitpunkt des Interviews aktuellen Freund aus Deutschland kennenlernte, nahm sie auch wienerische Ausdrücke in ihre Alltagssprache auf; danach dachte sie: „ich bin ja keine Österreicherin“ und strebte danach, „schönes Hochdeutsch“ zu sprechen. Die zentrale Motivation hinter ihrem Anerkennungshandeln ist ihr Streben nach sozialem und ökonomischem Aufstieg und damit verbunden ihr Wunsch, eine emanzipierte, ökonomisch unabhängige, beruflich erfolgreiche Frau zu sein. Vom bäuerlichen Hintergrund ihrer Mutter und von ihrer Mutter selbst, die in

Irinas Augen eine von ihrem Ehemann abhängige Frau verkörpert, die ihre Chancen auf Bildung und Karriere nie wahrgenommen hat, grenzt sich Irina bewusst ab. Sie will nicht „stehenbleiben“, will immer „weiterkommen“. Dafür ist sie auch bereit, sich den gegenwärtigen Anforderungen des Arbeitsmarktes anzupassen. Dies äußert sich auch darin, dass zum Zeitpunkt des Interviews für sie nicht feststeht, ob sie in Wien bleiben, für ein Praktikum nach Brüssel ziehen oder zu ihrem Freund nach München ziehen wird – eine Remigration nach Südtirol ist jedoch unvorstellbar. Auch ihren Weggang aus Südtirol interpretiert sie aus aktueller Sicht als positiv, da dieser sie „offener“, aber auch „flexibler“ gemacht habe. In diesem Zusammenhang verweist sie auf eine geschlechtsspezifische Problematik, mit der sie sich (zukünftig) konfrontiert sieht: die speziell für Frauen schwierige Vereinbarkeit von eigener Familie und beruflichem Fortkommen, die für Studentinnen dadurch verstärkt wird, dass der die Möglichkeit der Reproduktion bietende Zeitraum durch längere Ausbildungszeiten verkürzt wird.

Zur Stadt Wien und ihrer Bevölkerung hat sie in den fünf Jahren, seit sie in der Stadt lebt, nie eine intensive Beziehung aufgebaut; erst in den dem Interview vorausgegangenen Monaten zeigt sich diesbezüglich eine Veränderung – und zwar über die erfahrene Einbindung am Arbeitsplatz, die sie im Rahmen eines Praktikums erlebt hat: „Also jetzt wo ich gearbeitet hier habe fühl ich mich irgendwie mehr integriert. Als vorher“.

## 7. Vergleich der rekonstruierten Biografien

Hiernach werden die Ergebnisse der extensiven Fallrekonstruktionen in einem direkten Vergleich aufeinander bezogen. Ziel ist es, die empirischen Ergebnisse in einem an die Fälle gebundenen, aber über sie hinausweisenden Bezugsrahmen zu formulieren. Wie in Kapitel 5.1 dargestellt, geht es in der in der vorliegenden Arbeit nicht darum, das gesamte Feld an Zugehörigkeitskonstruktionen von SüdtirolerInnen in Wien samt deren Erfahrungen und jeweiligen Kontexte zu rekonstruieren. Vielmehr sind die Fallrekonstruktionen und ihre Darstellung als „Sonden in die Tiefe“ (Breckner 2005, S) angelegt, die dazu dienen sollen, relevante Dimensionen der Entwicklungsverläufe offenzulegen. Die drei rekonstruierten Fälle repräsentieren hinsichtlich der Auswirkungen von Migrationsprozessen auf (natio-ethno-kulturelle) Zugehörigkeitskonstruktionen zwar distinkte Typen (vgl. Kapitel 6.1.7, Kapitel 6.2.7, Kapitel 6.3.1 und das Ende des vorliegenden Kapitels), unter denen auch andere Fälle erfasst werden können, decken jedoch mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht das gesamte Feld möglicher Typen ab.

Zunächst unterscheidet sich der Fall Adam Moser von den Fällen Martin Zeller und Irina Gruber dadurch, dass Adam seinen Wohnsitz nicht direkt von Südtirol nach Wien verlegt hat, sondern dazwischen ein Jahr an einem anderen Ort verbracht hat. Das freiwillige soziale Jahr in Leipzig, barg für Adam die Möglichkeit, sich vom Elternhaus zu lösen und ein selbstständiges Leben zu führen. Ein bewusster Loslösungsprozess von der Herkunftsfamilie ist auch bei Irina Gruber zu erkennen, während Martin Zeller stets intensiven Kontakt zu seiner Familie pflegt, speziell zu seinem Vater, seinen Geschwistern und seinem Onkel. Dies geht damit einher, dass zum Zeitpunkt der Migration weder für Adam Moser noch für Irina Gruber ein Ende ihrer Zeit in Wien vorhersehbar ist, während Martin Zeller seine Zeit in Wien als zeitlich begrenzt begreift, klar zwischen seinem Leben in Wien und dem Leben „daheim“ unterscheidet und versucht, soviel Zeit wie möglich in Südtirol zu verbringen.

Wie die Mehrheit der SüdtirolerInnen sind alle drei BiografInnen in ruralen

Gebieten Südtirols aufgewachsen – familiärer und sozialer Hintergrund unterscheiden sich jedoch von Fall zu Fall. Martin Zeller, Sohn eines Skilehrers und einer Hausfrau, verbrachte seine Kindheit und Jugend in einem kleinen „Bergbauerndorf“ in einem südtiroler Seitental, Adam Moser wuchs in einem relativ großen Ort in der Talsohle auf, als Kind einer Lehrerin und eines Lehrers, und Irina Gruber, Tochter eines Busfahrers und einer Bäuerin, stammt zwar aus einem kleinen Ort in der Talsohle, verbrachte ihre Schulzeit aber in einer nahegelegenen Stadt. Martin Zeller arbeitete schon in der Jugend in der familieneigenen Land- und Forstwirtschaft mit, während Irina Gruber und Adam Moser in ihrer Jugend vor allem ihren Freizeitbeschäftigungen nachgingen. Auch während der Studienzeit machten sich die unterschiedlichen ökonomischen Ressourcen bemerkbar. Martin war nicht nur auf die Studienbeihilfe des Landes Südtirol angewiesen, sondern musste sich das Geld, das er in Wien zum Leben brauchte, als Skilehrer oder durch andere Arbeiten verdienen. Irina hingegen konnte sich auf das Absolvieren von Praktika konzentrieren, und Adam konnte sorgenfrei an seiner musikalischen Karriere arbeiten.

Der familiäre Hintergrund wirkt sich darüber hinaus auf das jeweilige Zurechtkommen im Studium und den Studienfortschritt aus. Adam, der in studienbezogenen Belangen von seinen Eltern immer wieder unterstützt wurde, hatte weder Probleme bei der Organisation des Studiums noch in Bezug auf den Studienfortschritt. Irina hingegen konnte auf ein solches Wissen nicht zurückgreifen, das Studium fiel ihr nicht leicht. Bei der Organisation des Studiums bekam sie zum Teil Unterstützung von einer Bekannten aus Südtirol, die schon länger in Wien lebte. Martin konnte ebenfalls nicht auf das Wissen der Eltern zurückgreifen und war hinsichtlich der Organisation des Studiums dermaßen überfordert, dass dies fast den Abbruch des Studiums bewirkt hätte und ihn darüber hinaus in eine prekäre finanzielle Lage gebracht hätte. Dass Martin einmal studieren und sogar ein Studium abschließen würde, war in seiner Jugend eher unwahrscheinlich, in Adams und auch in Irinas Fall – sie besuchte zuvor ein Gymnasium – war die Wahrscheinlichkeit deutlich höher.

In Bezug auf die Interaktion mit anderen in Wien lebenden SüdtirolerInnen unterscheiden sich die drei Fälle voneinander. Irina wendet sich im Zuge ihres „Neustarts“ in Wien bewusst von Südtirol und SüdtirolerInnen ab, will nicht mit Südtirol in Verbindung gebracht oder als Südtirolerin „erkannt“ werden. Vielmehr will sie die mit der Migration verbundenen Herausforderungen „allein“ bewältigen. Das bedeutendste Mittel ihrer Abgrenzung ist die Sprache. Sie arbeitet sie daran, alles Dialektale aus ihrer Sprache zu entfernen, um letztlich „schönes Hochdeutsch“ zu sprechen. Dies hängt damit zusammen, dass sie DialektsprecherInnen als „bäuerlich“ wahrnimmt, während sie mit Hochdeutsch Sprechenden beruflichen und ökonomischen Erfolg assoziiert, nach dem sie strebt.

Adam hingegen erkennt während seiner Zeit in Leipzig, dass er seine nach Wien migrierten Freunde aus Südtirol fehlen und er gern wieder in unmittelbarer Nähe zu ihnen leben möchte. Er vermisst auch die Möglichkeit, im „südtiroler Dialekt“ sprechen zu können - jedoch nicht, weil der Dialekt ein zugehörigkeitsstiftendes Element darstellt, sondern vielmehr weil dies weniger Anstrengung erfordert. Er zieht in ein freies Zimmer in ihrer Wohngemeinschaft in Wien ein und verbringt den Großteil seiner Zeit mit ihnen. Über die Musik lernt er später auch WienerInnen kennen und es entwickelt sich ein „gemischter“ Freundeskreis. Für Martin wiederum sind der regelmäßige Austausch und das Zusammensein mit anderen SüdtirolerInnen alternativlos. Bereits im Rahmen des Umzugs nach Wien, den Martin gemeinsam mit seinen südtiroler Freunden vollzog, und bei der Wohnungssuche zu Studienbeginn wäre er ohne sein aus Südtirol stammendes soziales Umfeld vollkommen überfordert gewesen, und ohne sein Aufeinandertreffen mit der ebenfalls aus Südtirol stammenden Maria, die er nach einem Jahr in Wien kennenlernte und die ihn „ins Boot holte“, wäre es unwahrscheinlich gewesen, dass er sein Studium „durchgezogen“ hätte. Darüber hinaus waren es seine vorwiegend aus Südtirol stammenden HeimmitbewohnerInnen, über die er Anschluss fand und über die er es schaffte, in Wien „anzukommen“.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und staatliche Konstrukte scheinen in Adams Biografie weder in seiner Vergangenheit noch in seiner Gegenwart eine

bedeutende Rolle zu spielen – er thematisiert diese weder in seiner Selbstpräsentation noch im Nachfrageteil. Er gibt zwar an, seinen Kontakt zu Südtirol stets aufrechterhalten zu wollen und umgibt sich auch gerne mit SüdtirolerInnen, ist aber grundsätzlich aufgeschlossen gegenüber neuen Bekannt- und Freundschaften – unabhängig von der Herkunft des jeweiligen Gegenübers. Dementsprechend lässt sich im Fall von Adam Moser hinsichtlich seiner Zugehörigkeitskonstruktionen keine etwaige durch den Migrationsprozess beeinflusste Veränderung feststellen.

Martin Zeller unterscheidet sich von Adam Moser und Irina Gruber, aber auch von allen anderen interviewten Personen, dadurch, dass er nicht in Südtirol geboren ist – sondern in der Schweiz. Über seine Mutter, die am selben Ort wie er geboren ist, erhält er zusätzlich zu seiner von seinem Vater „geerbten“ italienischen Staatsbürgerschaft, auch die schweizerische. Es ist anzunehmen, dass er sich in seiner Kindheit und Jugend zu mehreren Orten zugehörig fühlte, wogegen er sich gegenwärtig in erster Linie in seiner südtiroler „Heimat“ verortet. Das zentrale Element seiner Beziehung zu Südtirol ist der Dialekt – für ihn ist es wichtig, so zu reden, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist“. Im Zentrum seiner Zugehörigkeitskonstruktionen befinden sich sein „Heimatort“ in Südtirol, seine Familie und das bergbäuerliche Leben auf dem Hof und in der Natur. Seine offiziellen Zugehörigkeiten zum italienischen und schweizerischen Staat „je nach Vorteil“ pragmatisch zu seinen privaten und beruflichen Gunsten nutzt. Dass seine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit jemals prekär gewesen sei, lässt sich nicht feststellen. Durch seinen stets intensiven Kontakt zu seiner Familie, die viele Zeit, die er in Südtirol verbringt, und vor allem durch die zeitliche Begrenztheit seiner Zeit in Wien, bleiben seine Zugehörigkeitskonstruktionen vom Migrationsprozess weitgehend unbeeinflusst, wenngleich er in Wien „neue Ansichten vom Leben“ und „ein bisschen einen Weitblick“ gewonnen hat.

Für Irina Gruber ist ihre natio-ethno-kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit hingegen ein konstitutives Element ihrer Biografie. Sie unterscheidet sich von den beiden anderen Fällen dadurch, dass sie ihre Zugehörigkeit im Rahmen der Selbstpräsentation thematisiert. An der Grenze zweier politischer Bezirke

Südtirols aufgewachsen, war ihre Jugend von unsicheren Zugehörigkeitskonstruktionen geprägt, was sie jedoch als unproblematisch erlebte. Im Laufe der Zeit in Wien wurde ihre Zugehörigkeit zunehmend zum Problem, was sich zusammengefasst in ihrer Aussage widerspiegelt, dass sie eigentlich nirgendwo „wirklich hingehört“. Dies ist deshalb prekär, weil Irina einerseits über ihre Bestrebungen, ihre Sprache zu ändern, „Anerkennungshandeln“ (vgl. Mecheril, 2003, 116) betreibt und sich gleichzeitig andererseits dagegen wehrt, irgendwo zuzugehören. Sie präsentiert ihre Nicht-Zugehörigkeit als logische Folge ihres familiengeschichtlichen Hintergrundes, der von der Staatenlosigkeit ihrer Großeltern geprägt ist. Staatliche und regionale Konstrukte – darunter Südtirol – lehnt sie ab.

Ihr Anerkennungshandeln zielt folgerichtig nicht auf eine bestimmte natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ab, sondern auf die Zugehörigkeit zu einer höheren sozialökonomischen Schicht. Damit verbunden ist ihr Streben nach beruflichem (und damit ökonomischem und sozialem) Aufstieg, mit dem sie sich vom bäuerlichen Hintergrund ihrer Mutter loslösen will. Ihre Chancen „weiterzukommen“ sieht sie jedoch aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht bzw. der schwierigen Vereinbarkeit von Beruf und Familie als begrenzt an. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass hinsichtlich der Auswirkungen des Migrationsprozesses auf Irina Grubers Zugehörigkeitskonstruktionen eine Veränderung von unproblematischen Nicht-Zugehörigkeiten hin zu prekären (Nicht-)Zugehörigkeiten festzustellen ist.

## 8. Fazit

Im letzten Kapitel dieser Arbeit wird der Versuch unternommen, auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse der Fallrekonstruktionen die im theoretischen Teil (Kapitel 1 bis Kapitel 3) erarbeiteten Forschungsfragen zu beantworten. Ziel ist jedoch nicht, die gewonnenen Erkenntnisse wiederholt zu präsentieren; für die ausführlichen Darstellungen der einzelnen Ergebnisse wird auf die Kapitel 6 und 7 verwiesen.

*(1) Inwieweit werden die gegenwärtigen Zugehörigkeitskonstruktionen der BiografInnen durch ihre Vergangenheit in Südtirol beeinflusst?*

Die vergangenen Erlebnisse und Erfahrungen der BiografInnen sind genauso wie ihr jeweiliger familiärer Hintergrund konstitutiv für alle im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Lebensgeschichten. Auch wenn Denkmuster, Handlungen und Lebensumstände der Eltern Zugehörigkeitskonstruktionen entscheidend beeinflussen können, kann von „angeborenen“ Zugehörigkeiten nicht die Rede sein. Vielmehr hat die Auswertung der Interviews gezeigt, dass die Zugehörigkeitskonstruktionen der oder des Einzelnen nicht statisch, sondern stets wandelbar sind und sich im Spannungsfeld zwischen äußeren Umständen und subjektiven Einstellungen entwickeln. Darüber hinaus ist als wichtiges Ergebnis festzuhalten, dass Zugehörigkeitskonstruktionen vielschichtig sind und die verschiedenen Zugehörigkeiten – darunter u.a. natio-ethno-kulturelle und sozioökonomische Zugehörigkeiten und die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht – ineinandergreifen, wie der Fall von Irina Gruber verdeutlicht. Welche Zugehörigkeiten in der jeweiligen Gegenwart von subjektiver Bedeutung sind, ist wiederum von den jeweils konkreten Lebensumständen und Handlungsproblemen sowie von situativen Rahmenbedingungen abhängig.

Die historische Entwicklung Südtirols wirkt sich auf die gegenwärtigen Zugehörigkeitskonstruktionen der BiografInnen in unterschiedlicher Weise aus. So zeigt sich anhand der Biografie von Adam Moser, dass die ökonomische

Entwicklung Südtirols seit den 1970er Jahren, die durch weit verbreiteten Wohlstand, wirtschaftliche Stabilität und sichere Arbeitsplätze gekennzeichnet ist, die Grundlage dafür bildet, dass Adams Eltern ihm eine in finanzieller Hinsicht sorgenfreie Kindheit und Jugend bereiten oder Geld für sein späteres Studium ansparen konnten. Im Fall von Irina Gruber ist der Einfluss der historischen Entwicklung auf ihre Zugehörigkeitskonstruktionen unmittelbarer und offenbart sich in der Verknüpfung ihres Bedürfnisses nach Nicht-Zugehörigkeit mit der Staatenlosigkeit ihrer Großeltern, die sich wiederum aus den historischen Ereignissen in Südtirol rund um den Ersten und Zweiten Weltkrieg ergab. Der ebenfalls historisch gewachsene Konflikt um Autonomie und Selbstbestimmung schlägt sich hingegen in keiner der untersuchten Biografien unmittelbar biografiekonstituierend nieder, wenngleich in einigen Interviews der fehlende Austausch zwischen der italienisch- und deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols – sowohl in ruralen Gegenden als auch in den urbanen Zentren – thematisiert wurde und als nicht ausreichend eingeschätzte Kenntnisse der italienischen Sprache einigen Biografinnen wahrscheinlich ein Studium im deutschsprachigen Raum nahelegten.

Dass trotz der verschiedenen Arten der Kontaktaufnahme ausnahmslos alle interviewten Personen mit dem Ziel, ein Studium zu beginnen, nach Wien migriert sind, bedeutet zwar nicht, dass Personen nicht auch aus anderen Gründen ihren Lebensmittelpunkt von Südtirol nach Wien verlagern, spricht jedoch dafür, dass wirtschaftliche und politische Migrationsmotive eine untergeordnete Rolle spielen. Ob die Migration nach Wien, wie Adam Moser erzählt, für viele SüdtirolerInnen einem „normalen“ Werdegang entspricht, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Wie der Fall Martin Zeller zeigt, scheinen aber besonders zwei Faktoren eine Migration nach Wien zu unterstützen: das qualitativ hochwertige und zum Teil exklusive Studienangebot sowie der Umstand, dass in den letzten Jahrzehnten viele tausend SüdtirolerInnen nach Wien migriert sind – nach einer eigenen Schätzung leben aktuell zwischen 6.000 und 7.000 SüdtirolerInnen in Wien – und ihre Erfahrungen an andere SüdtirolerInnen weitergeben (können). Weitergegebenes Wissen ist genauso wie die gegenseitige Unterstützung für in

Wien neu Ankommende wichtig, damit diese die Herausforderungen der Großstadt und die mit der für viele erstmals erlebten Selbstständigkeit verbundenen Schwierigkeiten (einfacher) bewältigen können. In diesem Zusammenhang ist es nachvollziehbar, dass für viele in Wien lebende SüdtirolerInnen vor allem zu Beginn ihrer Zeit in Wien der intensive Austausch mit anderen SüdtirolerInnen naheliegend ist. Neben der Unterstützungsfunktion ist in Bezug auf „südtiroler Netzwerke“ in Wien die Sprache ein zentrales Element. Die untersuchten Fälle haben gezeigt, dass viele Biografinnen das Dialektsprechen als angenehm oder zumindest weniger anstrengend empfinden; andere hingegen, wie Irina Gruber, lehnen den „südtiroler Dialekt“ und den Kontakt zu SüdtirolerInnen in Wien hingegen kategorisch ab. Damit zusammen hängt, dass einige der Biografinnen, darunter Irina Gruber, Südtirol auf unbestimmte Zeit verlassen und ihre Migration nach Wien als Möglichkeit zum umfassenden „Neustart“ betrachten, mit dem sie sich auch von ihrer Herkunftsfamilie loslösen wollen, während es etwa für Martin Zeller, der davon ausgeht, bald wieder nach Südtirol zurückzuziehen und mit seiner Familie in intensivem Austausch steht, darum geht, Konstanz zu wahren.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass zwar feststeht, dass sich vergangene Ergebnisse und Erfahrungen auf gegenwärtige Zugehörigkeitskonstruktionen auswirken - inwieweit die Vergangenheit einer Biografin oder eines Biografen in Südtirol ihre bzw. seine Zugehörigkeitskonstruktionen beeinflusst, muss jedoch am Einzelfall analysiert werden.

*(2) Welche Rolle spielt Zugehörigkeitspolitik für subjektive Zugehörigkeitskonstruktionen und -handlungen?*

Zugehörigkeitspolitik beeinflusst Zugehörigkeitskonstruktionen und damit verbundene Handlungen auf verschiedene Weisen. Zunächst ist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des zugehörigkeitspolitischen Instruments der Staatsbürgerschaft und des daran gekoppelten Wahlrechts hinzuweisen. In einigen Biografien wurde das Bedürfnis nach politischen Partizipationsmöglichkeiten offenkundig – vor allem unter jenen Personen, die

seit vielen Jahren in Wien leben, in Wien arbeiten und auf unbestimmte Zeit in der Stadt bleiben wollen. Personen aus Südtirol ist das Wählen in Wien nur auf Bezirksebene gestattet; sie können weder die Bürgermeisterin oder den Bürgermeister noch die Bundeskanzlerin oder den Bundeskanzler wählen. Auch bei den langwierigen Bundespräsidentenwahlen im Jahr 2016 durften SüdtirolerInnen nicht wählen, wenngleich mehrere der Interviewten angegeben haben, sich in Wien politisch zu engagieren. Daran zeigt sich im Allgemeinen die demokratiepolitische Notwendigkeit, die Einführung einer „Wohnbürgerschaft“, wie sie Bauböck (1994) vorschlägt, anzudenken oder auf eine andere Weise den Lebensmittelpunkt anstatt der Staatsbürgerschaft (oder zusätzlich zu dieser) als zentrales Kriterium für das Wahlrecht zu verankern.

Staatliche Zugehörigkeitspolitik beeinflusst die Biografien der rekonstruierten Fälle unterschiedlich stark. In der Lebensgeschichte von Adam Moser lässt sich kein bedeutender Einfluss feststellen, wogegen Irina Grubers gegenwärtige Zugehörigkeitskonstruktionen offensichtlich in engem Zusammenhang mit zustehungsrechtlichen Entscheidungen stehen. Sie stellt eine Verbindung zwischen ihrer eigenen Nicht-Zugehörigkeit und der Staatenlosigkeit ihrer Großeltern und ihres Vaters her, die wiederum mit den zustehungsrechtlichen Instrumenten der „Option“ (1939-1943) und des Militärdienstes verknüpft sind. An Irinas Beispiel zeigt sich außerdem der Stellenwert, den Staatsangehörigkeiten und Reisepässe im Laufe der letzten hundert Jahre gewonnen haben und den sie heute besitzen: Während zur Zeit ihrer Großmutter „ja alles nie so Sache gewesen“ sei, weil ihre Großmutter „ja nie weggekommen“ sei und deshalb auch keinen Reisepass gebraucht habe, erkennt Irina für sich, dass die Staatsbürgerschaft (eines EU-Mitgliedstaates) und der zustehende Reisepass sowohl angesichts gesteigerter Mobilitätsanforderungen als auch für ihr angestrebtes zukünftiges, viele Reisen umfassendes Leben unerlässlich ist. In Bezug auf Irinas Zukunft ist die Staatsbürgerschaft als zustehungsrechtliches Element noch in einer weiteren Hinsicht von Bedeutung; im Zusammenhang mit einer möglichen Heirat ihres aus Deutschland stammenden Freundes sagt sie: „Ich wüsste nicht ob ich wirklich die deutsche Staatsbürgerschaft wollte=einfach weil das ist für mich

irgendwie so (1) da müsste ich mich zu was bekennen irgendwie und so. Und da hat man irgendwie ja nicht nur Rechte sondern auch Pflichten“. Auf die angesprochenen Rechte und Pflichten geht sie nicht genauer ein, verweist aber darauf, dass sie sich zu keinem Staat „bekennen“ möchte.

Die Staatsangehörigkeit spielt, in abgeschwächter Form, auch für Martin Zeller eine Rolle, da ihm seine schweizerische Staatsbürgerschaft die Möglichkeit verschafft, jederzeit in die Schweiz ziehen und dort ohne weitere Auflagen und mit allen Rechten eines Staatsbürgers leben zu können.

Natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen lassen sich in vielen der untersuchten Fälle wiederfinden. Mehrere BiografInnen erzählen von positiven Konnotationen, die sie als SüdtirolerInnen in Wien erfahren haben – u.a. bezogen auf die „Gastfreundlichkeit“ und die „schöne Natur“, aber auch bezogen auf die als vorbildhaft verstandene Autonomie und das gute Funktionieren des Zusammenlebens der Sprachgruppen in Südtirol. Negative Zuschreibungen wurden hingegen nicht berichtet – ein Vorzug, den in Österreich lebende SüdtirolerInnen im Vergleich zu anderen MigrantInnengruppen genießen. Auch wenn die vorliegende Studie diesen Zusammenhang nicht belegen kann, wirkt sich die medial vermittelte südtirolbezogene Zugehörigkeitspolitik österreichischer Parteien sehr wahrscheinlich positiv darauf aus, wie SüdtirolerInnen in Wien von großen Teilen der Bevölkerung wahrgenommen werden.

*(3) Inwieweit sind natio-ethno-kulturelle Mehrfach- oder Nicht-Zugehörigkeiten in den Biografien zu identifizieren?*

Für Irina Gruber ist ihre natio-ethno-kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit ein konstitutives Element ihrer Biografie. Bereits ihre Jugend war von Unsicherheit bezüglich ihrer Zugehörigkeit geprägt. Sie ist an der Grenze zweier politischer Bezirke Südtirols aufgewachsen und fühlte sich phasenweise eher dem einen oder dem anderen Bezirk zugehörig. Weil diese wechselhafte Positionierung keine schwerwiegenden Konsequenzen nach sich zog, erlebte sie diese Unsicherheit jedoch als unproblematisch. Nach ihrer Migration nach Wien

betrachtete sie sich zunehmend als Person, die nirgendwo „wirklich hingehört“ und ihre Zugehörigkeitskonstruktionen wurden zunehmend prekär. Auf diese Entwicklung reagiert Irina mit einer Bewältigungsstrategie, in der sie ihre Nicht-Zugehörigkeit als positive Eigenschaft definiert. In ihrer Selbstpräsentation präsentiert sich Irina als Person, die auf natio-ethno-kultureller Ebene grundsätzlich nicht-zugehörig ist stellt diese Eigenschaft als logische Folge ihres familiengeschichtlichen Hintergrundes, vor allem mit Bezug auf die Staatenlosigkeit der Großeltern, dar. Ihre Nicht-Zugehörigkeit betont sie an mehreren Stellen, unter anderem in Bezug auf eine eventuelle Heirat ihres Freundes (ich wüsste nicht ob ich wirklich die deutsche Staatsbürgerschaft wollte“), oder in folgenden Aussagen: „Also ich fühl mich auch gar nicht=also weder als Österreicher noch als Italiener“ und „ich könnt nie die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen weil ich irgendwie das Gefühl hab. Das bin ich nicht“. Andere Zugehörigkeiten hingegen, etwa die zum weiblichen Geschlecht, und auch die von ihr angestrebte Zugehörigkeit zu einer sozioökonomisch „höheren“ Schicht besitzen für sie gegenwärtig, eine große Relevanz.

Von einer Nicht-Zugehörigkeit kann im Fall von Martin Zeller nicht gesprochen werden. Die Erzählungen darüber, wie er in seiner Kindheit und frühen Jugend jedes Jahr relativ viel Zeit auf einer Alm in der Schweiz verbrachte, und zudem der Umstand, dass er über seine Mutter mit der Schweiz verbunden war, führen zur Annahme, dass er sich damals zu mehreren Orten zugehörig fühlte. Die Tatsachen, dass er in der Schweiz geboren ist und zusätzlich zu der vom Vater „geerbten“ italienischen über seine Mutter auch die schweizerische Staatsbürgerschaft besitzt, spielen dabei eine untergeordnete Rolle. In späteren Jahren verortet er sich zunehmend in seiner südtiroler „Heimat“. Dabei bezieht er sich in erster Linie auf den Wohnort seiner Familie in Südtirol und verknüpft damit das bergbäuerliche Leben auf dem Hof und in der Natur. Seine „offiziellen“ Zugehörigkeiten zum italienischen und zum schweizerischen Staat sind keine biografiekonstituierenden Elemente und werden von ihm situativ und pragmatisch zu seinen privaten und beruflichen Gunsten genutzt.

Adam Mosers Biografie weist exemplarisch daraufhin, dass natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten in einer Lebensgeschichte auch einen

unbedeutenden Platz einnehmen können. Weder in seiner Selbstpräsentation noch im Nachfrageteil des Interviews thematisiert er natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit oder staatliche Konstrukte. Der Umstand, dass er sich in seinem Alltag mit vielen SüdtirolerInnen umgibt, ist in erster Linie so zu deuten, dass diese seinen engsten Freundeskreis darstellen, und auch seine Erzählung darüber, wie er sich während seiner Zeit in Leipzig nach dem „südtiroler Dialekt“ gesehnt hat, ist eher Ausdruck dafür, dass er seine Freunde vermisst hat als für seine Zugehörigkeit zur Gruppe der SüdtirolerInnen oder dem Land Südtirol.

(4) Welche Faktoren sind für die Bewältigung von Migrationserfahrungen und die Entwicklung von Zukunftsperspektiven von zentraler Bedeutung?

Wie die untersuchten Biografien gezeigt haben, sind für eine erfolgreiche Bewältigung von Migrationserfahrungen unterschiedliche, auf verschiedenen Ebenen einzuordnende Faktoren von Bedeutung. Zunächst sind hier die finanzielle Absicherung und die Sicherheit in Bezug auf den Wohnsitz zu nennen. Finanzielle Unterstützung ist zumindest während des Studiums unerlässlich. Alle Biografinnen beziehen in dieser Zeit Studienbeihilfe vom Land Südtirol und/oder werden von ihren Eltern (oder anderen Verwandten) – zum Teil bei akutem Bedarf, zum Teil durch regelmäßige Zuwendungen – finanziell unterstützt. Dies gewährleistet die finanzielle Sicherheit, welche ein „Ankommen“ und „Einrichten“ am Zielort deutlich erleichtert. Daneben ist die finanzielle Absicherung die Grundlage für den Zugang zu einem Zimmer oder einer Wohnung und dessen bzw. deren Erhalt. Damit in Zusammenhang steht der jeweilige familiäre Hintergrund – nicht nur in ökonomischer Hinsicht, sondern auch in Hinblick auf das Bildungsniveau der Familienangehörigen. Wie der Vergleich der rekonstruierten Fälle ergeben hat, ist es vor allem hinsichtlich des Studienfortschritts entscheidend, über welches Wissen die jeweiligen Familienangehörigen verfügen bzw. welches Wissen sie an die Biografinnen weitergeben können. Während Adam Moser bei der Organisation seines Studiums vom akademischen Hintergrund seiner Eltern und deren Erfahrungen profitiert und auch im Laufe des Studiums auf ihre Unterstützung zurückgreifen

kann, ist Martin Zeller mit den Anforderungen im Zielort überfordert und „komplett unbeholfen“. Dieser Umstand verweist jedoch nicht nur auf den familiären Hintergrund, sondern vielmehr darauf, dass Migrationserfahrungen insgesamt allein kaum zu bewältigen sind. Unterstützerinnen und Unterstützer können neben den Eltern auch Geschwister sein, die über Migrationserfahrung verfügen bzw. bereits im Zielort leben (wie im Fall von Adam Moser, dessen Bruder zum Zeitpunkt seiner Migration bereits in Wien wohnte), oder auch FreundInnen, PartnerInnen, MitbewohnerInnen, StudienkollegInnen und ArbeitskollegInnen. Die meisten BiografInnen orientieren sich darüber hinaus an anderen SüdtirolerInnen, die entweder ungefähr zum gleichen oder zu einem früheren Zeitpunkt nach Wien migriert sind. Dies drückt sich sowohl in einer gewissen Gruppenbildung bzw. Vernetzung vieler in Wien lebender SüdtirolerInnen aus, als auch in der rund 1.600 Personen umfassenden Facebook-Gruppe „Südtiroler in Wien“ aus, in welcher u.a. Mitfahrgelegenheiten und Zimmer in Wohngemeinschaften angeboten, aber auch Fragen in verschiedenen bürokratischen Angelegenheiten beantwortet werden.

In Hinblick auf die Entwicklung von Zukunftsperspektiven sind vor allem dreierlei Faktoren, zum ersten die ökonomische und berufliche Situation, zum zweiten die Entwicklung der Herkunftsfamilie und die eigene Familienplanung und -entwicklung und zum dritten persönliche Eigenschaften, von Relevanz. Ein gesicherter Lebensunterhalt ist die Voraussetzung dafür, dass MigrantInnen an ihrem neuen Wohnort bleiben können und damit auch dafür, dass sie eine an diesen Ort gekoppelte Zukunftsperspektive entwickeln. Genauso können auch die berufliche Stellung, die Zufriedenheit mit derselben, eventuelle Karrierepläne und Entwicklungsmöglichkeiten bzw. - wie im Fall von Martin Zeller – auch Aussichten auf eine Stelle oder ein höheres Einkommen an einem anderen Ort die Zukunftsperspektiven entscheidend beeinflussen. Ist die finanzielle Situation durch öffentliche Beihilfen und/oder Zuwendungen von Verwandten gesichert, hängt die Zukunft von Studierenden daneben auch vom Studienfortschritt ab, wie ebenfalls im Fall von Martin Zeller zu beobachten ist.

In Bezug auf die Herkunftsfamilie spielen vor allem die Intensität der Verbindung derselben, aber auch (eventuelle) Verpflichtungen eine Rolle. Als

Beispiel für diesbezügliche Verpflichtungen, die sich auf die Gestaltung von Zukunftsperspektiven auswirken, wurde in den Interviews mehrfach die Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Eltern genannt, der die BiografInnen eine Remigration nach Südtirol zumindest in Betracht ziehen ließ. Aber auch die (empfundene) Notwendigkeit zur Pflege oder Betreuung anderer Familienangehöriger – wie im Fall von Martin Zeller, der zumindest temporär wieder nach Südtirol zog, um seine Geschwister zu unterstützen – oder der Antritt einer Erbschaft gehören zu diesen Verpflichtungen. Eßer und Zinn (2006) unterscheiden in diesem Zusammenhang zurecht zwischen, die keine „Verantwortlichkeit“ für abhängige Dritte“ besitzen, und jenen, die eine andere Person versorgen bzw. betreuen müssen; diese andere Person kann auch ein Kind sein (oder mehrere Kinder), was auf weitere Einflussfaktoren für die Entwicklung von Zukunftsperspektiven verweist: die individuelle Familienplanung, den Beziehungsstand sowie die Lebenssituation und die Vorstellungen der Partnerin oder des Partners. Der Fall von Irina Gruber zeigt, wie diese Faktoren sowohl ihre Zugehörigkeitskonstruktionen als auch ihre Zukunftsperspektiven entscheidend beeinflussen, wobei in diesem Fall auch das Geschlecht als weiterer Faktor eine Rolle spielt. Neben dem Geschlecht werden Zukunftsperspektiven nicht zuletzt auch von anderen persönlichen Eigenschaften beeinflusst – wie etwa dem Alter und der eigenen Gesundheit.

*(5) Wie werden die subjektiven Migrationserfahrungen interpretiert und welchen Einfluss haben sie auf gegenwärtige Zugehörigkeitskonstruktionen?*

Die jeweilige Interpretation subjektiv erlebter Migrationserfahrungen hängt stark davon ab, welche die Bewältigung der Migration begünstigenden Faktoren im jeweiligen Einzelfall gegeben sind. Was sich fallübergreifend sagen lässt, ist, dass SüdtirolerInnen in Wien für andere SüdtirolerInnen in Wien eine wichtige Stütze sind. Sich in der Großstadt zurechtzufinden, fällt vielen anfangs nicht leicht – wie der Fall von Martin Zeller deutlich aufzeigt. SüdtirolerInnen unterstützen andere SüdtirolerInnen bei der Wohnungssuche, bei Anliegen wie der Wohnsitzmeldung, bei studienspezifischen Herausforderungen wie der

Immatrikulation, bei Anmeldungen für Lehrveranstaltungen und Prüfungen und in vielen anderen Lebensbereichen. Diese Unterstützung ist für viele SüdtirolerInnen in Wien letztlich ausschlaggebend für ihre „Handhabung von Diskontinuität“ (Seitter 1999, S. 38) bzw. das Vermeiden einer „Krisis“ (Schütz 1972), sowie für ihr Wohlbefinden in Wien und damit auch für die Interpretation der im Migrationsprozess gesammelten Erfahrungen. Dennoch lassen sich in den allermeisten Biografien Fremdheitserfahrungen wiederfinden, und zwar vor allem in Bezug auf die Sprache. SüdtirolerInnen sind zwar im Vergleich zu anderen MigrantInnen in Wien in einer relativ komfortablen Situation, da die Menschen am Herkunfts- wie am Zielort die gleiche Sprache sprechen; dennoch erfordert die Migration von SüdtirolerInnen nach Wien von den MigrantInnen – zumindest situativ – eine gewisse sprachliche Anpassungsleistung. Das Ausmaß variiert dabei zwischen dem Mindestmaß der Anpassung durch den Austausch bestimmter ins südtirolerische Deutsch übernommene italienische Wörter wie „Patent“ für Führerschein und bestimmter Dialektwörter wie „lai“, „sel“ oder „sem“ durch in Wien üblicherweise verwendete Wörter wie „nur“, „das“ oder „dort“/„damals“, und der vollständigen „Verschleierung“ des südtiroler Dialekts, wie im Fall von Irina Gruber.

Damit wie mit den jeweiligen Zukunftsperspektiven verbunden ist auch die jeweilige Bedeutung, die die Stadt Wien im Rahmen der gegenwärtigen Zugehörigkeitskonstruktionen der MigrantInnen einnimmt. Daneben sind für die Beziehung zur Stadt und für die Wahrnehmung derselben auch das Ausmaß der bisherigen Aufenthaltsdauer und die (eventuelle) Integration über die Arbeit oder das Studium, über Freizeitbeschäftigungen und/oder über das gemeinsame Wohnen von entscheidender Bedeutung. So entwickelt Adam Moser, für den natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit weder vor noch nach seiner Migration nach Wien biografiekonstituierend war, über die Musik und speziell mit der Gründung seiner Band, die aus SüdtirolerInnen und WienerInnen besteht, zunehmend ein Zugehörigkeitsgefühl zur Stadt Wien und ihren EinwohnerInnen.

Irina Gruber hingegen hat nach ihrer Migration versucht, sich der Stadt auf sprachlicher Ebene anzupassen, bis der Fokus ihres „Anerkennungshandelns“

(Mecheril 2003) nach dem Kennenlernen ihres Münchner Freundes, den sie als Vorbild betrachtet, von Wien in Richtung Deutschland rückt. Ihre in Südtirol noch unsicheren Zugehörigkeitskonstruktionen werden in Wien prekär, was sich zusammengefasst in ihrer Aussage widerspiegelt, dass sie eigentlich nirgendwo „wirklich hingehört“ und in ihrer Selbstdefinition als Nicht-Zugehörige mündet. Ihre Verbindung zur Stadt Wien ist oberflächlich und ob sie schon in naher Zukunft in Wien, München oder Brüssel leben wird, ist offen.

Der „Doppelbürger“ Martin Zeller schließlich verortet sich, nachdem er sich in seiner Kindheit und Jugend wahrscheinlich mehreren Orten zugehörig fühlte, gegenwärtig in erster Linie in seinem südtiroler „Heimatort“ und nutzt seine offiziellen Zugehörigkeiten zum italienischen und schweizerischen Staat „je nach Vorteil“ pragmatisch zu seinen privaten und beruflichen Gunsten nutzt. Seine Perspektive, nach Abschluss des Studiums wieder nach Südtirol zurückzukehren, lassen seine Zugehörigkeitskonstruktionen vom Migrationsprozess weitgehend unbeeinflusst – die Beziehung zur Stadt Wien, in der er „neue Ansichten vom Leben“ und „ein bisschen einen Weitblick“ gewonnen hat, intensiviert sich jedoch mit seiner zunehmenden Integration, was ihm letztlich zum Fazit bringt: „Ich glaube, wenn ich in zwanzig Jahren zurückdenke, dann werd ich es nicht bereuen, dass ich in Wien hier gewesen bin“.

# Literaturverzeichnis

AEUV – Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union. <http://www.aeuv.de/> (Zugegriffen: 31.05.2017).

Alheit, Peter und Bettina Dausien. 1985. *Arbeitsleben*. Frankfurt/Main: Campus.

Alheit, Peter und Bettina Dausien. 2000. Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In *Biographische Sozialisation*. Hrsg. Erika M. Hoerning, 257-283. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Alheit, Peter und Bettina Dausien. 2002. Lifelong learning and 'biographicity'. Two theoretical views on current educational changes. In *Social Science Theories in Adult Education Research*. Hrsg. Agnieszka Bron und Michael Schemmann, 211-241. London: LIT Verlag.

Alheit, Peter und Erika M. Hoerning. 1989. *Biographisches Wissen: Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt: Campus.

Alheit, Peter. 1990. *Biographizität als Projekt. Der „biographische Ansatz“ in der Erwachsenenbildung*. Bremen: Universität Bremen.

Alheit, Peter. 1993. Transitorische Bildungsprozesse: Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In *Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland*. Hrsg. Mader, 343-417, Bremen: Universitätsverlag.

Alheit, Peter. 1995. „Biographizität“ als Lernpotential. Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Hrsg. Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki, 276-307. Opladen: Leske + Budrich.

Alheit, Peter. 2003. Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In *Biographiearbeit – Narrative Therapie – Identität*. Hrsg. Hilarion G. Petzold, 6-25. Paderborn: Junfermann.

Anderson, Benedict. 1991(1983). *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.

Anderson, Benedict. 2005. *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt/Main: Campus.

Anderson, Kay J. und Africa Taylor. 2005. *Exclusionary politics and the question of national belonging: Australian ethnicities in 'multiscalar' focus*. *Ethnicities*. London: Sage.

Anthias, Floya. 2003. Erzählungen über Zugehörigkeit. In *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse*. Hrsg. Ursula Apitzsch und Mechthild M. Jansen und Christine Löw, 20-37. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Anthias, Floya. 2009. Translocational belonging, identity and generation: questions and problems in migration and ethnic studies. In *Finnish Journal of Ethnicity and Migration (FJEM)*, 4/1, 6-16.

Antonsich, Marco. 2010. Searching for Belonging – An Analytical Framework. In *Geography Compass*, 4/6, Juni 2010, 644-659.

Apitzsch, Ursula. 1990. *Migration und Biographie*. Bremen: Universität Bremen.

Apitzsch, Ursula. 1999. *Migration und Traditionsbildung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. 1973. *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Realität*. Reinbek: Rowohlt.

- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 1998. *Statistisches Jahrbuch für Südtirol*. Bozen.
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2012. *Statistisches Jahrbuch für Südtirol*. Bozen.
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2017a. *Bildung in Zahlen 2015-2016*. [http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news\\_action=300&news\\_image\\_id=894312](http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=300&news_image_id=894312) (Zugegriffen: 31.05.2017)
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2017b. *Ausländische Wohnbevölkerung – 2016*. [http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news\\_action=300&news\\_image\\_id=931110](http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=300&news_image_id=931110) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2010. *Jugendstudie 2009: Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend*. Schriftreihe 161. Bozen.
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2015a. *Südtiroler Sprachbarometer 2014: Sprachgebrauch und Sprachidentität in Südtirol*. Schriftreihe 211. Bozen.
- ASTAT - Autonome Provinz Bozen-Südtirol Landesinstitut für Statistik. 2015b. *Demographisches Handbuch für Südtirol*. Bozen.
- Auernheimer, Georg. 1989. Kulturelle Identität - ein gegenaufklärerischer Mythos? In *Das Argument*, Jg. 31, Nr. 175, S. 381-394.
- Balibar, Etienne und Immanuel Maurice Wallerstein. 1991. *Race, Nation, Class. Ambigues Identities*. London: Verso.
- BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. 2012. *Einbürgerungsverhalten von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland*. <https://www.bamf.de/SharedDocs/Projekte/DE/DasBAMF/Forschung/Integration/einbuengerung.html> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Barker, Martin. 1981. *The New Racism*. London: Junction Books.
- Bar-On, Dan. 2004. *Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen Verständigung*. Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Basch, Linda, Nina Glick Schiller, Cristina Szanton Blanc. 1994. *Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States*. London: Routledge.
- Battaglia, Santina. 1995. Interaktive Konstruktion von Fremdheit: Alltagskommunikationen von Menschen binationaler Abstammung. In *Journal für Psychologie* 3, 3, 16-23.
- Bauböck, Rainer, Bernhard Perchinig und Wiebke Sievers. 2009. *Citizenship Policies in the New Europe*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Bauböck, Rainer. 1994. *Transnational Citizenship: Membership and Rights in International Migration*. Aldershot: Ashgate.
- Baumgartner, Elisabeth, Hans Mayr und Gerhard Murmelter. 1992. *Feuernacht. Südtirols Bombenjahre: Ein zeitgeschichtliches Lesebuch*. Bozen: Edition Raetia.
- Baur, Siegfried, Irma von Guggenberg und Dietmar Larcher. 1998. *Zwischen Herkunft und Zukunft. Südtirol im Spannungsfeld zwischen ethnischer und postnationaler Gesellschaftsstruktur. Ein Forschungsbericht*. Meran: Alpha&Beta.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich. 2003. *Globales Amerika? Die kulturellen Folgen der Globalisierung*. Bielefeld: Transcript Verlag.

- Benhabib, Seyla. 2004. *The Rights of Others: Aliens, Residents, and Citizens*. Cambridge: University Press.
- Berger, Peter L. 1973. *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 1972 (1970). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 3. Aufl. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bergmann, Jörg. 1976. *Richtlinien und Symbole für die Anfertigung von Transkriptionen*. Konstanz: unveröffentlichtes Manuskript.
- Bergmann, Jörg. 1994. Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In *Handbuch der Dialoganalyse*. Hrsg. Gerd Fritz und Franz Hundsniß, 3-16. Tübingen: Niemeyer.
- Bergmann, Jörg. 2009. Konversationsanalyse. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 524-537. Hamburg: Rowohlt.
- Bethscheider, Monika, Anke Settlemeyer und Karola Hörsch. 2011. *Handlungskompetenz und Migrationshintergrund: Schulabsolventen und -absolventinnen mit Migrationshintergrund in der Ausbildung*. [https://www2.bibb.de/bibbtools/tools/dapro/data/documents/pdf/eb\\_24201.pdf](https://www2.bibb.de/bibbtools/tools/dapro/data/documents/pdf/eb_24201.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Bhabha, Homi K. 1996. Culture's In-Between. In *Questions of Cultural Identity*. Hrsg. Stuart Hall und Paul du Gay, 53-60. London: Sage.
- Bhabha, Homi K. 2000(1994). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Biographie- und Lebenslauforschung*. Hrsg. Wolfgang Voges, 25-49. Opladen: Leske + Budrich.
- Blumer, Herbert. 2004. *George Herbert Mead and Human Conduct*. Lanham: AltaMira Press.
- Bohnsack, Ralf. 2007. *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. Stuttgart: UTB.
- Bornat, Joanna. 2004. Oral History. In *Qualitative Research Practice*. Hrsg. Clive Seale, Giampietro Gobo, Jaber F. Gubrium und David Silverman, 34-47. London: Sage.
- Bourdieu, Pierre. 1982(1979). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: *Soziale Ungleichheiten*. Hrsg. Reinhard Kreckel, S. 183-198. Soziale Welt. Sonderband 2. Göttingen.
- Bourdieu, Pierre. 2005. *Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Bowlby, John. 1969. *Attachment and Loss: Vol. 1. Attachment*. New York: Basic Books.
- Bowlby, John. 1973. *Attachment and Loss: Vol. 2. Separation Anxiety and Anger*. New York: Basic Books.
- Breckner, Roswitha. 2005. *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Breinbauer, Andreas. 2008. Langfristige Mobilität von Hochqualifizierten/WissenschaftlerInnen (Brain Drain) aus Österreich und Ungarn - Fallbeispiel MathematikerInnen. In *SWS-Rundschau* (48. Jg.) Heft 2/2008, 167–190.
- Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand. 1988. Biographisierung von Erleben und Handeln. In: *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Hrsg. dies., S. 11-30. Opladen: Leske + Budrich.
- Brose, Hanns-Georg. 1986. *Berufsbiographien im Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brubaker, Rogers (1994): *Staats-Bürger. Frankreich und Deutschland im historischen Vergleich*. Hamburg: Junius Verlag.

- Brubaker, Rogers und Frederick Cooper. 2000. *Beyond „identity“*.  
[https://www.sscnet.ucla.edu/soc/faculty/brubaker/Publications/18\\_Beyond\\_Identity.pdf](https://www.sscnet.ucla.edu/soc/faculty/brubaker/Publications/18_Beyond_Identity.pdf)  
 (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Brubaker, Rogers. 2002. *Ethnicity without groups*.  
[http://www.sscnet.ucla.edu/soc/faculty/brubaker/Publications/23\\_Ethnicity\\_Without\\_Groups.pdf](http://www.sscnet.ucla.edu/soc/faculty/brubaker/Publications/23_Ethnicity_Without_Groups.pdf)  
 (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Brubaker, Rogers. 2010. Migration, Membership and the Modern Nation-State: Internal and External Dimensions of the Politics of Belonging. In *Journal of Interdisciplinary History*, XLI:1, 61-78.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Calhoun, Craig. 2003. Belonging in the Cosmopolitan Imaginary. In *Ethnicities* 3(4).
- Caritas. 2015. „Das andere Südtirol“: Caritas-Wirkungsbericht 2015.  
<http://www.caritas.bz.it/de/information/das-andere-s%C3%BCdtirol-caritas-wirkungsbericht-2015/86-101492.html> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Castells, Manuel. 1997. *The Information Age: Economy, Society, and Culture, Volume 2: The Power of Identity*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Castells, Manuel. 2000 (1998). *The Information Age: Economy, Society, and Culture, Volume 3: End of Millennium*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Castles, Stephen und Alastair Davidson. 2000. *Citizenship and Migration: Globalization and the Politics of Belonging*. London: Psychology Press.
- Clarke, John, Axel Hometh, Rolf Lindner und Rainer Paris. 1981(1979). *Jugendkultur als Widerstand*. Frankfurt/Main: Syndikat.
- Cohler, Bertram J. 1982. Personal narrative and the life course. In *Life span development and behavior* (Vol. 4, pp. 205–241). Hrsg. Paul Baltes und O. G. Brim. New York: Academic Press.
- Crowley, John. 1999. The Politics of Belonging: Some Theoretical Considerations. In *The Politics of Belonging: Migrants and Minorities in Contemporary Europe*. Hrsg. Andrew Geddes und Adrian Favell, 15–41. Aldershot: Ashgate.
- Dahinden, Janine. 2005. Contesting transnationalism? Lessons from the study of Albanian migration networks from former Yugoslavia. In *Global Networks. A Journal of Transnational Affairs*, Vol. 5/2, 191-208.
- Dausien, Bettina. 1996. *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Dausien, Bettina. 1998. Geschlecht als biographische Konstruktion. Ein Plädoyer für die Dimension der Biographie in der Analyse sozialer Konstruktionsprozesse. In *Life History, Gender and Experience. Theoretical Approaches to Adult Life and Learning*. Hrsg. Kirsten Weber, 115-144. Roskilde: Adult Education Research Group, Roskilde University.
- Dausien, Bettina. 1999. Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender“ in biographischen Erzählungen. In *Biographie und Leib*. Hrsg. Peter Alheit et al., 177-200. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Der Standard. 2016. „Handbuch freiheitlicher Politik“, eine Handreichung für „Führungsfunktionäre und Mandatsträger“. 18. November 2016.  
[derstandard.at/2000047805924/Die-FPOe-und-ihr-Handbuch-fuer-Extremismus](http://derstandard.at/2000047805924/Die-FPOe-und-ihr-Handbuch-fuer-Extremismus) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Doomernik, Jeroen. 2013. „The Others“ in the Netherlands: Shifting Notions of Us and Them since World War II. In *Shifting Boundaries of Belonging and New Migration Dynamics in Europe and China*. Hrsg. Ludger Pries, 86-106. Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Duden. 2017. Zugehörigkeit. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Zugehoerigkeit> (Zugegriffen: 31.05.2017).

- Düvell, Franck. 2006. *Europäische und internationale Migration: Einführung in historische, soziologische und politische Analysen*. Münster: LIT Verlag.
- Egger, Kurt. 2001. *Sprachlandschaft im Wandel. Südtirol auf dem Weg zur Mehrsprachigkeit. Soziolinguistische und psycholinguistische Aspekte von Ein- und Mehrsprachigkeit*. Bozen: Athesia.
- Eisermann, Gottfried. 1981. *Die deutsche Sprachgemeinschaft in Südtirol*. Stuttgart: Enke.
- Elder, Glen H. und Richard C. Rockwell. 1978. Historische Zeit im Lebenslauf. In *Soziologie des Lebenslaufs*. Hrsg. Martin Kohli, S. 78-102. Darmstadt: Luchterhand.
- Erikson, Robert. 1987. *Welfare in Transition: A Survey of Living Conditions in Sweden, 1968-1981: Living Conditions in Sweden, 1968-81*. Oxford: Clarendon Press.
- Eßer, Felicitas und Jens Zinn. 2001. *Biographische Sicherheitskonstruktionen in der reflexiven Moderne. Arbeitspapier 6 des SFB 536 Reflexive Modernisierung*.  
[https://www.researchgate.net/publication/281592282\\_Zinn\\_Jens\\_Esser\\_Felicitas\\_2001\\_Biographische\\_Sicherheitskonstruktionen\\_in\\_der\\_reflexiven\\_Moderne\\_Arbeitspapier\\_6\\_des\\_SFB\\_536\\_Reflexive\\_Modernisierung](https://www.researchgate.net/publication/281592282_Zinn_Jens_Esser_Felicitas_2001_Biographische_Sicherheitskonstruktionen_in_der_reflexiven_Moderne_Arbeitspapier_6_des_SFB_536_Reflexive_Modernisierung) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Faist, Thomas. 2000. Transnationalization in International Migration: Implications for the Study of Citizenship and Culture. In *Ethnic and Racial Studies*, Vol. 23/2, 189-222.
- Fann, K.T. 1970. *Peirce's Theory of Abduction*. Den Haag: Nijhoff.
- Fenster, Tovi. 2004. *The Global City and the Holy City: Narratives on Knowledge, Planning and Diversity*. Harlow: Pearson/Prentice Hall.
- Ferrandi, Giuseppe und Günther Pallaver. 2007. *La Regione Trentino-Alto Adige/Südtirol nel XX secolo*. Trient: Museo Storico in Trento.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli. 1987. Biographieforschung. In *Methoden der*
- Fischer, Wolfram. 1977. Die Krise findet nicht statt. Theorie und Analyse von Biographien ehemaliger Theologen. In *Religion als Beruf*, Bd. 2. Hrsg. Marhold et al., 58-82. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fischer, Wolfram. 1978. Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In *Soziologie des Lebenslaufs*. Hrsg. Martin Kohli, 311-336. Darmstadt: Luchterhand.
- Fischer, Wolfram. 1982. *Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter*. Göttingen.
- Fischer, Wolfram. 1986. Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken. In *Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit*. Hrsg. Klaus Hurrelmann, 157-171. Weinheim: Beltz.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal. 1997. Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Hrsg. Ronald Hitzler und Anne Honer, 133-164. Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram. 1996. Strukturelle Analyse biographischer Texte. In *Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren*. Hrsg. Brähler, Elmar und Corinne Adler, 147-208. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram. 2013. Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft. In *Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff, 78-89. München: Psychologie Verl. Union.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 1999. *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (7. Auflage). Hamburg: Rowohlt.
- Forcher, Michael. 1984. *Tirols Geschichte in Wort und Bild*. Innsbruck: Haymon.
- Freiberg, Walter und Josef Fontana (Hrsg.). 1989. *Südtirol und der italienische Nationalismus: Entstehung und Entwicklung einer europäischen Minderheitenfrage*. Innsbruck: Wagner.

- Gallenmüller, Jutta und Roland Wakenhut. 1999. *Eine sozialpsychologische Theorie ethnischer Identität und interethnischer Beziehungen*. In *Ethnische Identität und Jugend. Eine vergleichende Untersuchung zu den drei Südtiroler Sprachgruppen*. Hrsg. Roland Wakenhut, 33-70. Opladen: Leske + Budrich.
- Garfinkel, Harold und Harvey Sacks. 1986. On Formal Structures of Practical Actions. In *Ethnomethodological Studies of Work*. Hrsg. Harold Garfinkel, 160-193. London: Routledge & Kegan Paul.
- Gatterer, Claus. 1968. *Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien*. Wien: Europa Verlag.
- Gatterer, Claus. 1991. *Claus Gatterer: Aufsätze und Reden*. Hrsg. Michael-Gaismair-Gesellschaft. Bozen: Edition Raetia.
- Geddes, Andres und Adrian Favell. 1999. *The Politics of Belonging: Migrants and Minorities in Contemporary Europe*. Aldershot: Ashgate.
- Gellner, Ernest. 1983. *Nations and Nationalism*. New York: Cornell University Press.
- Geschiere, Peter. 2009. *The Perils of Belonging: Autochthony, Citizenship, and Exclusion in Africa and Europe*. Chicago: University of Chicago Press.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 1967. *The discovery of grounded theory: strategies for qualitative research*. Chicago.: Aldine.
- Glick Schiller, Nina und Ayse Çağlar. 2011. *Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants*. Ithaca: Cornell UP.
- Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton. 1992. *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity and Nationalism Reconsidered*. New York: New York Academy of Sciences.
- Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton. 1995. From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In *Anthropological Quarterly*, Vol. 68, No. 1, S. 48-63.
- Glick Schiller, Nina. 2007. *Beyond the Nation-State and Its Units of Analysis: Towards a New Research Agenda for Migration Studies. Essentials of Migration Theory*. [https://www.uni-bielefeld.de/tdrc/ag\\_comcad/downloads/workingpaper\\_33\\_Glick\\_Schiller.pdf](https://www.uni-bielefeld.de/tdrc/ag_comcad/downloads/workingpaper_33_Glick_Schiller.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017)
- Grawert, Rolf. 1987. Staatsvolk und Staatsangehörigkeit. In *Handbuch des Staatsrechts, Bd. 1*. Hrsg. Josef Isensee und Paul Kirchhof, 663-690. Heidelberg: C.F. Müller Juristischer Verlag.
- Gümen, Sedef. 1996. Die sozialpolitische Konstruktion »kultureller« Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 19 Jg., H. 42 (1996), S. 77-89.
- Gurwitsch, Aron. 1959. Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung. In *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 13 (1959), 419-437.
- Gurwitsch, Aron. 1974. *Das Bewußtseinsfeld. Phänomenologisch-psychologische Forschungen*, Band 1. Berlin: de Gruyter.
- Hagemann-White, Carol. 1984. *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.
- Hahn, Sylvia. 2012. *Historische Migrationsforschung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Hall, Stuart. 1994. *Rassismus und kulturelle Identität* (Ausgewählte Schriften, Bd. 2). Hamburg: Argument Verlag.
- Hall, Stuart und Paul du Gay. 1996. *Questions of Cultural Identity*. London: Sage.
- Hall, Stuart. 2000. Conclusion: the multicultural question. In *Un/settled Multiculturalisms: Diasporas, Entanglements, Transruptions*. Hrsg. Hesse Barnor, 209-241. London: Zed Books.

- Haller, Max. 2015. Die aktuellen Sprachkenntnisse und ihr Gebrauch im Alltag. In *Südtiroler Sprachbarometer 2014: Sprachgebrauch und Sprachidentität in Südtirol*. Hrsg. ASTAT – Autonome Provinz Bozen - Südtirol Landesinstitut für Statistik. Schriftreihe 211, 125-165. Bozen.
- Han, Petrus. 2006. *Theorien zur internationalen Migration: Ausgewählte interdisziplinäre Migrationstheorien und deren zentrale Aussagen*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Han, Petrus. 2010. Soziologie der Migration: Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hannerz, Ulf. 1999. Cosmopolitans and Locals in World Culture. In *Global Culture*. Hrsg. Mike Featherstone. London: Sage.
- Hannerz, Ulf. 2002. Kosmopoliten und Sesshafte in der Weltkultur. In *Der Fremde als sozialer Typus*. Hrsg. Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner, 139-161. Konstanz: UVK.
- Haug, Sonja. 2007. Soziales Kapital als Ressource im Kontext von Migration und Integration. In *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften*. Hrsg. Lüdicke, Jörg und Martin Diewald, 85-111. Wiesbaden: Springer VS.
- Haug, Sonja. 2008. Migration Networks and Migration Decision-Making. In *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 34/4, 585-605.
- Hausendorf, Heiko. 1998. *Ost- und Westzugehörigkeit als soziale Kategorien im wiedervereinigten Deutschland*. Bielefeld: Vortragsmanuskript.
- Hildenbrand, Bruno. 1983. *Alltag und Krankheit – Ethnographie einer Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hildenbrand, Bruno. 1999. *Fallrekonstruktive Familienforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler Ronald, Jo Reichertz und Norbert Schröer. 1999. *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz: UVK.
- Hitzler, Ronald und Anne Honer. 1997. *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hobsbawm, Eric J. 1990. *Nations and nationalism since 1780. Programme, myth, reality*. Cambridge University Press.
- Hoerning, Erika M. 2000. *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim. 1994. Migrationssoziologie. In *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*. Hrsg. Harald Kerber und Arnold Schmieder, 388-406. Reinbek bei Hamburg: rowohlt's enzyklopädie.
- Hoffmann-Riem, Christa. 1980. Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Jg. 32 (1980), H. 2, 339-372.
- Hopf, Christel und Elmar Weingarten. 1979. *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hopkins, Daniel J. 2011. National Debates, Local Responses: The Origins of Local Concern about Immigration in Britain and the United States. In *British Journal of Political Science*, Vol. 41, Nr. 3, 499–524.
- Howard, Marc Morjé. 2009. *The Politics of Citizenship in Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hurrelmann, Klaus 2002. Selbstsozialisation oder Selbstorganisation? Ein sympathisierender, aber kritischer Kommentar. In *ZSE: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 22 (2002) 2, 155-166.  
[http://www.pedocs.de/volltexte/2014/8930/pdf/ZSE\\_2002\\_2\\_Hurrelmann\\_Selbstsozialisation\\_oder\\_Selbstorganisation.pdf](http://www.pedocs.de/volltexte/2014/8930/pdf/ZSE_2002_2_Hurrelmann_Selbstsozialisation_oder_Selbstorganisation.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017).

- Hurrelmann, Klaus. 1998. *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Husserl, Edmund. 1929. *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Halle: Niemeyer.
- Inowlocki, Lena. 2000. *Sich in die Geschichte hineinreden. Biografische Fallanalysen rechtsextremer Gruppenzugehörigkeit*. Frankfurt/Main: Cooperative Verlag.
- Jaeger, Friedrich, Burkhard Liebsch, Jörn Rüsen und Jürgen Straub. 2004. *Handbuch der Kulturwissenschaften: Band 3: Themen und Tendenzen*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Jakob, Gisela. 1997. Das narrative Interview in der Biographieforschung. In *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Hrsg. Barbara Frieberthäuser und Annedore Prengel, S. 445-458. Weinheim: Juventa.
- Joppke, Christian. 2010. *Citizenship and Immigration*. Cambridge: Polity Press.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze. 1977. Zur Konstruktion von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In *Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik*, Bonn, 14.-16. Oktober 1976. Hrsg. Dirk Wegner, 159-274. Hamburg.
- Karasz, Lena und Bernhard Perchinig. 2013. *Studie Staatsbürgerschaft. Konzepte, aktuelle Situation, Reformoptionen*. <https://ec.europa.eu/migrant-integration/librarydoc/studie-staatsbergerschaft-konzepte-aktuelle-situation-reformoptionen> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Kelle, Udo und Susann Kluge. 1999. *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kelle, Udo. 1994. *Empirisch begründete Theoriebildung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Kohli, Martin. 1978. *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Kohli, Martin. 1985. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37 (1985), S. 1-29. Köln.
- Kohli, Martin. 1986. Gesellschaftszeit und Lebenszeit: Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In *Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren*. Hrsg. Johannes Berger, 183-208. Göttingen: Schwartz.
- Kohli, Martin. 1988. *Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes*. Wiesbaden: Springer VS.
- Köttig, Michaela, Julia Chaitin, J. P. Linstroth und Gabriele Rosenthal. 2009. *Biography and ethnicity: development and changes in senses of socio-cultural belonging in migrant populations in the US and Germany*. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1380> (Zugegriffen: 31.05.2017)
- Köttig, Michaela. 2004. *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kramer, Johannes. 1981. *Deutsch und Italienisch in Südtirol*. Heidelberg: C. Winter.
- Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki. 1999. *Handbuch Biographieforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kuckartz, Udo, Thorsten Dresing, Stefan Rädiker und Claus Stefer. 2007. *Qualitative Evaluation – Der Einstieg in die Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Labov, William und Joshua Waletzky. 1973. Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Bd. 2. Hrsg. Jens Ihwe, 78-126. Frankfurt/Main: Fischer-Athenäum.
- Langer, Alexander. 1996. *Aufsätze zu Südtirol – Scritti sul Sudtirolo. 1978-1995*. Hrsg. Siegfried Baur und Riccardo Dello Sbarba, Meran: Alpha&Beta.

- Lee, Everett S. (1972): Eine Theorie der Wanderung. In *Regionale Mobilität*.
- Lenz, Ilse (2000). Globalisierung, Geschlecht, Gestaltung? In *Geschlecht – Arbeit – Zukunft*. Hrsg. Ilse Lenz, Ursula Müller, Hildegard Nickel und Birgit Riegraf, 16-49.
- Lewin, Kurt. 1931. Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. In *Erkenntnis*, 1, 421-466.
- Lewin, Kurt. 1948. *Resolving social conflicts: selected papers on group dynamics*. New York: Harper.
- Lewin, Kurt. 1967(1927). *Gesetz und Experiment in der Psychologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Luckmann, Thomas. 1978. *Phenomenology and sociology*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Lutz, Helma. 1991. *Welten verbinden – Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- MA23 – Abteilung Wirtschaft, Arbeit und Statistik. 2016. *Daten und Fakten. Wiener Bevölkerung nach Migrationshintergrund*. <https://www.wien.gv.at/menschen/integration/grundlagen/daten.html> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Mackert, Jürgen. 1999. *Kampf um Zugehörigkeit. Nationale Staatsbürgerschaft als Modus sozialer Schließung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Marshall, Thomas H. und Elmar Riegler. 1992. *Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates*. Frankfurt/Main: Campus.
- Matthes, Joachim. 1992. Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs. In *Soziale Welt: Sonderband 8*, 3-12. Göttingen: Schwartz.
- Maurenbrecher, Thomas. 1985. *Die Erfahrung der externen Migration*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Mayer, Ruth. 2005. *Diaspora: Eine kritische Begriffsbestimmung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Mayring, Philipp. 2002. *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Mead, George Herbert. 1968. *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp-Verlag.
- Mecheril, Paul, Karin Scherschel und Mark Schröter. 2003. „Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist, du zu sein.“ – Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch qualitative Forschung. In *Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung*. Hrsg. Tarek Badawia, Franz Hamburger und Merle Hummrich, 93-110. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mecheril, Paul, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens und Elisabeth Romaner. 2013. *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mecheril, Paul. 2002. Natio-kulturelle Mitgliedschaft - ein Begriff und die Methode seiner Generierung. In *Tertium comparationis* 8 (2002) 2, S. 104-115. [http://www.pedocs.de/volltexte/2011/2924/pdf/TC\\_2\\_2002\\_meche\\_D\\_A.pdf](http://www.pedocs.de/volltexte/2011/2924/pdf/TC_2_2002_meche_D_A.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017)
- Mecheril, Paul. 2003. *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Mecheril, Paul. 2004. *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Mecheril, Paul. 2010. "Das Individuum" und die Zugehörigkeitsoption: Kommentar zum Text "Formenwandel". In *Psychologie und Gesellschaftskritik* 24 (2000), 3/4, S. 69-84. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168->

- Medienservicestelle. 2016. 99.600 ausländische Studierende an Österreichs Hochschulen. [http://medienservicestelle.at/migration\\_bewegt/2016/09/27/99-600-auslaendische-studierende-an-oesterreichs-hochschulen/](http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2016/09/27/99-600-auslaendische-studierende-an-oesterreichs-hochschulen/) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Meltzer, Bernhard N., John W. Petras und Larry T. Reynolds. 1975. *Symbolic Interactionism. Genesis, varieties and criticism*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Menz, Georg. 2009. *The Political Economy of Managed Migration: Nonstate Actors, Europeanization, and the Politics of Designing Migration Policies*. Oxford: University Press.
- Merz-Benz, Peter-Ulrich. 2015. Paul Siu's „Gastarbeiter“. Ein Leben zwischen „sympiotischer Segregation“ und „sozialer Isolation“. In *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Hrsg. Julia Reuter und Paul Mecheril, 97-112. Wiesbaden: Springer VS.
- Migdal, Joe S. 2004. *Boundaries and Belonging: States and Societies in the Struggle to Shape Identities and Local Practices*. Cambridge: University Press.
- Miller, Mark J. und Stephen Castles. 2003. *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World*, 4. Auflage. London: Palgrave.
- Modood, Tariq. 2003. *Muslims and the Politics of Difference*. In *The Political Quarterly*. Vol. 74/1, 100-115.
- Mohr, Franz. 2014. *Zur Demografie, Bildungsstruktur und Arbeitsmarktsituation von MigrantInnen*. <http://blog.arbeit-wirtschaft.at/einwanderungsland-oesterreich/> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Mückler, Hermann. 1998. Migrationsforschung und Ethnohistorie. In *Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung*. Hrsg. Karl Rudolf Wernhart und Werner Zips. Wien: promedia.
- Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Neugarten, Bernice, L. 1979. Time, age, and the life cycle. In *The American Journal of Psychiatry*, 136/7, Juli 1979, 887-894.
- OECD. 2011. *Naturalisation: A Passport for the Better Integration of Immigrants?* [http://www.oecd-ilibrary.org/social-issues-migration-health/naturalisation-a-passport-for-the-better-integration-of-immigrants\\_9789264099104-en](http://www.oecd-ilibrary.org/social-issues-migration-health/naturalisation-a-passport-for-the-better-integration-of-immigrants_9789264099104-en) (Zugegriffen: 31.05.2017)
- Oevermann Ulrich, Tilman Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck. 1979. Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Hrsg. Hans-Georg Soeffner, 352-424. Stuttgart: Metzler.
- Oevermann, Ulrich. 1991. Genetischer Strukturalismus und sozialwissenschaftliche Probleme der Erklärung der Entstehung des Neuen. In *Jenseits der Utopie*. Hrsg. Stefan Müller-Dooch, S. 267-338. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- ÖIF - Österreichischer Integrationsfonds. 2016. *Statistisches Jahrbuch Migration*. [http://www.integrationsfonds.at/fileadmin/content/Statistisches\\_Jahrbuch\\_migration\\_integration\\_2015\\_.pdf](http://www.integrationsfonds.at/fileadmin/content/Statistisches_Jahrbuch_migration_integration_2015_.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- ORF 2016. *Einhellige Ablehnung aus Tirol und Südtirol* (5.5.2016). <http://orf.at/stories/2337936/2337942/> (Zugegriffen: 31.05.2017)
- OTS 2016. *Südtirol* (OTS vom 22.1.16.; OTS vom 28.1.16.; OTS vom 29.1.16.; OTS vom 9.3.16.; OTS vom 11.3.16.; OTS vom 17.3.16.; OTS vom 18.3.16.; OTS vom 5.5.16.; OTS vom 7.5.16.; OTS vom 11.5.16.; OTS vom 3.9.16.; OTS vom 13.9.16.; OTS vom 24.10.16.; OTS vom 23.11.16.; OTS vom 5.12.16). <https://www.ots.at/suche?query=s%C3%BCdtirol&from=01.01.2016&to=31.12.2016&filter=> (Zugegriffen: 31.05.2017).

- Pallaver, Günther. 2006. *Die ethnisch halbierte Wirklichkeit*. Innsbruck: Studienverlag.
- Park, Robert E. 1928. Human Migration and the Marginal Man. In *American Journal of Sociology*, 33, 881-893.
- Park, Robert E. 1937. Introduction zu: Cultural Conflict and the Marginal Man. In: *The Marginal Man*. Hrsg. Everett V. Stonequist. New York: Charles Scribner's Sons.
- Parlament der Republik Österreich. 2017. *Südtirol*.  
[https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/A-AU/A-AU\\_00002\\_00361/index.shtml#tab-Uebersicht](https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/A-AU/A-AU_00002_00361/index.shtml#tab-Uebersicht) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Parnreiter, Christof. 2000. Theorien und Forschungsansätze zu Migration. In *Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?* Hrsg. Karl Husa, Christof Parnreiter und Irene Stacher, 25-52. Frankfurt/Main: Brandes & Apsel Verlag.
- Peirce, Charles Sanders. 1980(1933). *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Hrsg. Charles Hartshorne und Paula Weiss. Cambridge: Belknap.
- Perchinig, Bernhard. 2010. All you need to know to become an Austrian: Naturalisation Policy and Citizenship Testing in Austria. In *A Re-definition of Belonging?* Hrsg. Van Oers, Ricky/Ersbøll, Eva/Kostakopoulou, Dora, S. 25-50. Den Haag: Brill.
- Permoser, Julia Mourão und Sieglinde Rosenberger. 2012. *Die Politik der Zugehörigkeit: Ein sozialwissenschaftlich/künstlerisches Projekt im Wiener Gemeindebau*. In Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (ÖZP), 41. Jg. (2012), H. 2, 201–209.  
<https://oezp.univie.ac.at/index.php/zfp/article/viewFile/35/441> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Peterlini, Hans Karl. 2012. *100 Jahre Südtirol. Geschichte eines jungen Landes*. Innsbruck: Haymon.
- Peterlini, Oskar. 1980. *Der ethnische Proporz in Südtirol*. Bozen: Athesia.
- Peterlini, Oskar. 2012. *Südtirols Autonomie und die Verfassungsreformen Italiens: Vom Zentralstaat zu föderalen Ansätzen – die Auswirkungen und ungeschriebenen Änderungen im Südtiroler Autonomiestatut*. Wien: Braumüller.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna. 2012. *Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung. Das Politische als Kommunikation, Band 3*. Göttingen: Wallstein.
- Pfaundler, Wolfgang. 1958. *Südtirol: Versprechen und Wirklichkeit*. Wien: Frick.
- Pioneur. 2006. *Final Conference Paper*.  
<http://www.obets.ua.es/pioneur/difusion/PioneurExecutiveSummary.pdf> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Pries, Ludger. 1997. *Transnationale Migration*. Sonderband 12 der Zeitschrift Soziale Welt. Baden-Baden: Nomos.
- Pries, Ludger. 2001. *Internationale Migration* (Einsichten. Themen der Soziologie). Bielefeld: transcript Verlag.
- Pries, Ludger. 2008. *Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Pries, Ludger. 2010. *Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pries, Ludger. 2013. *Shifting Boundaries of Belonging and New Migration Dynamics in Europe and China*. Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Pries, Ludger. 2015. Florian W. Znaniecki und William I. Thomas „The Polish Peasant in Europe and America“. Eine Grundlegung der Soziologie und der Migrationsforschung. In *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Hrsg. Julia Reuter und Paul Mecheril, 11-30. Wiesbaden: Springer VS.
- Provinz Bozen. 2015. *Lebenserwartung*.  
<http://www.provinz.bz.it/eb/gesundheitsbericht/lebenserwartung.asp> (Zugegriffen: 31.05.2017).

- Provinz Bozen. 2017. *Volkszählung*. <http://www.provinz.bz.it/astat/de/volkszaehlung/> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Ravenstein, Ernest G. 1972. Die Gesetze der Wanderung, I und II. In *Regionale Mobilität*. Hrsg. György Széll, 41-64. München: Nymphenburger.
- Recchi, Ettore und Tina M. Nebe. 2003. *Migration and Political Identity in the European Union: Research Issues and Theoretical Premises*. *Pioneer Working Paper No. 1*. [https://www.researchgate.net/publication/255650444\\_Migration\\_and\\_Political\\_Identity\\_in\\_the\\_European\\_Union\\_Research\\_Issues\\_and\\_Theoretical\\_Premises](https://www.researchgate.net/publication/255650444_Migration_and_Political_Identity_in_the_European_Union_Research_Issues_and_Theoretical_Premises) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Recchi, Ettore, Damian Tambini, Emiliana Baldoni, David Williams, Kristin Surak und Adrian Favell. 2003. *Intra- EU Migration: A Socio-demographic Overview*, *Pioneer Working Paper 2003/3*. Florenz: Ciuspo.
- Recchi, Ettore. 2005. *Migrants and Europeans: An Outline of the Free Movement of Persons in the EU*. *Academy of Migration Studies (AMID), Working Paper no. 38*. Aalborg: Aalborg Universitet. [http://vbn.aau.dk/files/17425208/AMID\\_wp\\_38](http://vbn.aau.dk/files/17425208/AMID_wp_38) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Reichel, David. 2011. *Staatsbürgerschaft und Integration. Die Bedeutung der Einbürgerung für MigrantInnen*. Wiesbaden: VS.
- Reim, Thomas und Gerhard Riemann. 1997. Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und der Supervision. In *Rekonstruktive Sozialpädagogik*. Hrsg. Gisela Jakob und Hans-Jürgen von Wensierski, 223-238. Weinheim: Juventa.
- Reuter, Julia und Paul Mecheril. 2015. *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine und Thomas Geisen. 2009. *Jugend, Zugehörigkeit und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Riegel, Christine und Thomas Geisen. 2010. *Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine. 1999. „Wir sind die RIO-Girls und wir sind sehr gut drauf...“. *Die Bedeutung des Stadtteils für Jugendliche. In Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Forschungsprojekts*. Hrsg. Josef Held und Ausma Spona, 89-105. Hamburg: Argument.
- Riegel, Christine. 2004. *Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biografische Untersuchung*. Frankfurt: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Riemann, Gerhard. 1988. *Das Fremdwerden der eigenen Biographie*. München: Fink.
- Robertson, Roland. 1992. *Globalization: Social Theory and Global Culture*. London: Sage.
- Rosenthal 2014(2005). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim: Beltz.
- Rosenthal, Gabriele und Artur Bogner. 2009. *Ethnicity, Belonging and Biography. Ethnographical and Biographical Perspectives*. Berlin: LIT Verlag.
- Rosenthal, Gabriele und Wolfram Fischer-Rosenthal. 2000. Analyse narrativ-biographischer Interviews. In *Qualitative Sozialforschung*. Hrsg. Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 456-468. Reinbek: Rowohlt.
- Rosenthal, Gabriele. 1987. „...wenn alles in Scherben fällt...“: *von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration; Typen biographischer Wandlungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenthal, Gabriele. 1995. *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele. 1997. *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Rosenthal, Gabriele. 2002. Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4 (2002), 3, 204-227.
- Rosenthal, Gabriele. 2004. ‚Ethnisierung der Biographie‘ und Traumatisierung In: *Migration in der metropolitanen Gesellschaft: zwischen Ethnisierung und globaler Neuorientierung*. Hrsg. Markus Ottersbach und Erol Yildiz, 217-227. Münster. Lit Verlag.
- Sassen, Saskia (2006): *Territory, Authority, Rights: From Medieval to Global Assemblages*. Princeton: University Press.
- Schiffauer, Werner. 1991. *Die Migranten aus Subay – Türken in Deutschland: Eine Ethnographie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schneider, Norbert F. 2008. *Sedentary or Mobile? The Mobility of the European Workforce. Final Conference of the FP 6 Project. Job-Mobilities and Family Lives in Europe. Modern Mobile Living and its Relation to Quality of Life*. [http://www.jobmob-and-familives.eu/SharedDocs/Publikationen/jobmob/EN/Final\\_Conference/pres1\\_Schneider\\_Sedentary-or-Mobile.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=2](http://www.jobmob-and-familives.eu/SharedDocs/Publikationen/jobmob/EN/Final_Conference/pres1_Schneider_Sedentary-or-Mobile.pdf?__blob=publicationFile&v=2) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Schneider, Norbert F. und Gerardo Meil. 2008. *Mobile Living Across Europe I. Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schröer, Norbert. 1994. *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schulze, Heidrun. 2006. *Migrieren - Arbeiten - Krankwerden: Eine biographietheoretische Untersuchung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schütz, Alfred. 1971. Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen. In *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Hrsg. ders., S. 77-110. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred. 1972. Der Fremde. In *Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie*. Hrsg. ders., 53-69. Den Haag: Nijhoff.
- Schütze, Fritz. 1976. *Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung*. München: Fink.
- Schütze, Fritz. 1977. *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien*. Bielefeld.
- Schütze, Fritz. 1978. Was ist kommunikative Sozialforschung? Thesen zur Arbeitstagung „Regionale Sozialforschung“. In *Regionale Sozialforschung. Modellversuch „Soziale Studiengänge“ an der GhK. Materialien 12*. Hrsg. Adrian Gaertner, Sabine Hering, 117-131. Kassel: Gesamthochschulbibliothek.
- Schütze, Fritz. 1983. Biographieforschung und narratives Interview. In *Neue Praxis* 13 (1983), 3, 283-293. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Schütze, Fritz. 1984. Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Hrsg. Martin Kohli und Günther Robert, 78-117. Stuttgart: Metzler.
- Seitter, Wolfgang. 1999. *Risikante Übergänge in die Moderne. Vereinskulturen, Bildungsbiographien, Migranten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Shachar, Ayelet. 2009. *The Birthright Lottery – Citizenship and Global Inequality*. Harvard: Harvard University Press.
- Siu, Paul C.P. 1952/53. The Sojourner. In *American Journal of Sociology*, 58, 34-44.
- Siu, Paul C.P. 2002. Der Gastarbeiter. In *Der Fremde als sozialer Typus*. Hrsg. Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner, 111-137. Konstanz: UVK.
- Soeffner, Hans-Georg und Dariusz Zifonun. 2008. Integration – An Outline from the Perspective of the Sociology of Knowledge. In *Qualitative Sociology Review*, Jg. 4, H. 2, S. 3-23. [http://www.kwi-nrw.de/images/text\\_material-409.img](http://www.kwi-nrw.de/images/text_material-409.img) (Zugegriffen: 31.05.2017).

- Soeffner, Hans-Georg. 1989. *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Soeffner, Hans-Georg. 2009. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (7. Auflage). Hrsg. Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 164-175. Hamburg: Rowohlt.
- Soysal, Yasemin Nuhoglu. 1994. *Limits of Citizenship: Migrants and Postnational Membership in Europe*. Chicago: University of Chicago Press.
- Spiro, P.J. 2008. *Beyond Citizenship. American Identity after Globalisation*. Oxford: Oxford University Press.
- Sprondel, Walter. 1985. *Subjektives Erleben und das Institut der Konversion*. In *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung: Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentags in Dortmund 1984*. Hrsg. Burkart Lutz, 549-558. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Staatsgrundgesetz von 1867.  
[https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Erv/ERV\\_1867\\_142/ERV\\_1867\\_142.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Erv/ERV_1867_142/ERV_1867_142.pdf) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Stadt Wien. 2017. *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2016*.  
<https://www.wien.gv.at/statistik/pdf/menschen-2016.pdf> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Statistik Austria. 2017a. *Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland*.  
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung\\_nach\\_staatsangehoerigkeit\\_geburtsland/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Statistik Austria. 2017b. *Einbürgerungen*.  
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/einbuengerungen/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/einbuengerungen/index.html) (Zugegriffen: 31.05.2017).
- StbG - Staatsbürgerschaftsgesetz von 1985.  
<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10005579> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Steinbach, Lothar. 1985. Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Hrsg. Lutz Niethammer, 393-435. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Steininger, Rolf. 1997. *Südtirol im 20. Jahrhundert. Vom Leben und Überleben einer Minderheit*. Innsbruck: Studienverlag.
- Steininger, Rolf. 2012. *Südtirol: vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart*. Innsbruck: Haymon-Verlag.
- Stern, Joachim. 2012: *Ius Pecuniae – Staatsbürgerschaft zwischen ausreichendem Lebensunterhalt, Mindestsicherung und Menschenwürde*. In *Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich*. Jahrbuch 1/2011. Hrsg. Julia Dahlvik, Julia, Heinz Fassmann und Wiebke Sievers, 55-74. Göttingen: V&R unipress.
- Steurer, Leopold. 1980. *Südtirol zwischen Rom und Berlin. 1919–1939*. Wien: Europa Verlag.
- Stonequist, Everett V. 1937. *The Marginal Man*. New York: Charles Scribner's Sons.
- Strasser, Sabine. 2009. *Bewegte Zugehörigkeiten: Nationale Spannungen, Transnationale Praktiken und Transversale Politik*. Wien: Turia + Kant.
- Strauss, Anselm L. 1991. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, Anselm L. und Juliet M. Corbin. 1996. *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU.

- Strauss, Anselm. 1974. *Spiegel und Masken: die Suche nach Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm. 1978. *Negotiations: Varieties, Contexts, Processes and Social Order*. San Francisco: Jossey Bass Publishers.
- Südtiroler Landesregierung (Hrsg.). 1993. *Südtirol-Handbuch*. Bozen.
- Südtiroler Landesregierung (Hrsg.). 2005. *Das neue Autonomiestatut*. Bozen.  
[http://www.eurac.edu/en/research/autonomies/sfereg/Documents/das\\_autonomiestatut.pdf](http://www.eurac.edu/en/research/autonomies/sfereg/Documents/das_autonomiestatut.pdf)  
 (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Südtiroler Landesregierung (Hrsg.). 2007. *Südtirol-Handbuch*. Bozen.
- Südtiroler Landtag. 2017. *Ergebnisse der Landtagswahlen seit 1948*. <http://www.landtag-bz.org/de/wahlen/ergebnisse-landtagswahlen-archiv.asp> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Thomas, William I. und Florian Znaniecki. 1958(1927). *The Polish Peasant in Europe and America*. New York: Alfred A. Knopf.
- Thomas-Olalde, Oscar und Astrid Velho. 2011. Othering and its Effects – Exploring the Concept. In *Writing Postcolonial Histories of Intercultural Education*. Hrsg. Heike Niedrig und Christian Ydesen, 27-51. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Treibel, Anette. 1990. *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit*. München: Juventa.
- Treibel, Annette. 2008. Migration. In *Handbuch Soziologie*. Hrsg. Nina Baur, Hermann Korte, Martina Löw und Markus Schröer, 295-317. Wiesbaden: VS Verlag.
- Tumler, Franz. 1984. *Das Land Südtirol. Menschen Landschaft Geschichte*. München: Serie Piper.
- UN-Zivilpakt. <https://www.zivilpakt.de/> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Valchars, Gerd. 2013. Staatsbürgerschaft in Österreich. Über den Ausschluss von Mitgliedschaft. In *Standpunkte. Gaismair-Jahrbuch 2014*. Hrsg. Hussl, Elisabeth et al. Innsbruck: Studienverlag 2013
- Verdorfer, Martha. 1990. Zweierlei Faschismus. Alltagserfahrungen in Südtirol 1918-1945. In *Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik*. Bd. 47. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Verwiebe Roland. 2004. *Transnationale Mobilität innerhalb Europas. Eine Studie zu den sozialstrukturellen Effekten der Europäisierung*. Berlin: Edition Sigma.
- Vieten, Ulrike M. 2006. Out in the blue of Europe: modernist cosmopolitan identity and the deterritorialization of belonging. In *Patterns of Prejudice*, 259-279.
- Vieten, Ulrike M. 2007. *Situated cosmopolitanisms: notions of the 'other' in contemporary discourses on cosmopolitanism in Britain and Germany*. University of East London.
- Vink Maarten Peter, Tijana Prokic-Breuer und Jaap Dronkers. 2013. Immigrant naturalization in the context of institutional diversity: Policy matters, but to whom? In *International Migration* 51/3.
- Völzke, Reinhard. 2005. Erzählen. Brückenschlag zwischen Leben und Lernen. Angeleitete biografisch-narrative Kommunikation in Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit.“ In *Sozial Extra* 29/11, 12-15.
- Wagner, Hans-Josef. 2001. *Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts. Mit einem Text von Ulrich Oevermann: Die Philosophie von Charles Sanders Peirce als Philosophie der Krise*. Weilerswist: Velbrück.
- Waldenfels, Bernhard. 1997. *Topographie des Fremden – Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wallerstein, Immanuel. 1980. *The Modern World-System, Bd. II: Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600–1750*. New York: Academic Press.

- Weber, Max. 1948(1947). *Essays in sociology*. London: Routledge.
- Wertheimer, Max. 1923. Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt: II [Investigations in Gestalt theory: II]. In *Psychologische Forschung*, 4, 301-350.
- Wetterer, Angelika. 2002. *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion: „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK.
- Wilson, Thomas P. 1970. Normative and Interpretive Paradigms in Sociology. In *Understanding everyday life. Toward the reconstruction of sociological knowledge*. Hrsg. Jack D. Douglas, 57-79. Chicago: Aldine.
- Wimmer, Andreas. 2008. Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense. In *Migration und Integration*. Hrsg. Frank Kalter, 57-80. Wiesbaden: VS Verlag.
- Wippermann, Carsten und Berthold Bodo Flaig. 2009. Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. In *Aus Politik und Zeitgeschichte* 5/2009, S. 3-11.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1994. Vom Fall zum Typus: Die Sehnsucht nach dem 'Ganzen' und dem 'Eigentlichen' - 'Idealisierung' als biographische Konstruktion. In *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Hrsg. Angelika Diezinger, 269-299. Freiburg i.Brsg.: Kore.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1995. *Biographie und Religion*. Frankfurt/Main: Campus.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1999. Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus? In *Soziale Welt* 50, 483-494.
- Yildiz, Erol. 2001. Die soziale Grammatik des urbanen Zusammenlebens. In *Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration*. Hrsg. Wolf-Dietrich Bukow, Claudia Nikodem, Erika Schulze und Erol Yildiz, 209-226. Opladen: Leske + Budrich.
- Yuval-Davis, Nira. 2006. *Belonging and the Politics of Belonging*, in: *Patterns of Prejudice*, Vol. 40(3), 197-214. <http://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/00313220600769331> (Zugegriffen: 31.05.2017).
- Yuval-Davis, Nira. 2010. *Theorizing identity: beyond the 'us' and 'them' dichotomy*. In *Patterns of Prejudice*, Vol. 44.
- Yuval-Davis, Nira. 2011. *The Politics of Belonging: Intersectional Contestations*. London: Sage.
- Zappe, Manuela. 1996. *Das ethnische Zusammenleben in Südtirol: Sprachsoziologische, sprachpolitische und soziokulturelle Einstellungen der deutschen, italienischen und ladinischen Sprachgruppe vor und nach den gegenwärtigen Umbrüchen in Europa*. Frankfurt/Main: Peter Lang.

## Abstract

„The questions of belonging and the politics of belonging constitute some of the most difficult issues that are confronting all of us these days“, schreibt Nira Yuval-Davis (2011, S.1). Zugehörigkeitsfragen sind im „Zeitalter der Migration“ (Miller und Castles, 2003) wichtiger denn je. Für viele SüdtirolerInnen im Ausland ist schon die Frage „Woher kommst du?“ nicht einfach zu beantworten. Denn sie impliziert die Forderung nach einer eindeutigen Positionierung, einer eindeutigen Zuordnung zu einem bestimmten geografischen Raum. Wie diese Arbeit zeigt, entspricht eine derartige Eindeutigkeit keineswegs der Komplexität, nach der individuelle Zugehörigkeitskonstruktionen gestaltet sind. Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass Zugehörigkeiten weder primitiv noch statisch sind – sondern vielmehr vielschichtig und wandelbar. Sie bewegen sich im Spannungsfeld zwischen subjektiven Einstellungen und äußeren Umständen. Die verschiedenen Zugehörigkeiten, die jedes Individuum in sich vereint, greifen ineinander und beeinflussen sich wechselseitig. So ist die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, deren Veränderbarkeit im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht, nicht unabhängig vom sozioökonomischen Hintergrund, vom Geschlecht oder von den Zukunftsperspektiven einer Person. Genauso ist es von vielfältigen Faktoren abhängig, ob und wie jemand Migrationserfahrungen bewältigt. Wie diese Arbeit zeigt, ist eines der zentralen Elemente, das diese Bewältigung begünstigt, das Vorhandensein eines Unterstützungsnetzwerkes – ein Netzwerk, das für viele SüdtirolerInnen in Wien aus vielen anderen SüdtirolerInnen besteht. Darüber hinaus kann in Hinblick auf Einflüsse von Migrationsprozessen und -erfahrungen auf subjektive Zugehörigkeitskonstruktionen folgendes Ergebnis festgehalten werden: Ob sich Zugehörigkeiten unter bestimmten Umständen verstärken, ob sie unverändert bleiben oder ob sie schwächer werden, kann pauschal nicht festgestellt werden – sondern nur mittels Analyse des jeweiligen Einzelfalls. Wie die vorliegende Arbeit zeigt, sind sowohl das biografisch-narrative Interview als auch die biografische Fallrekonstruktion die richtigen Methoden für eine derartige Fragestellung. Vor allem, weil die offene Herangehensweise denen, die ihre Lebensgeschichten erzählen, die Möglichkeit bietet, sowohl Zugehörigkeiten als auch Nicht-Zugehörigkeiten zu präsentieren – oder eben nicht.